



3 1761 06982636 0



Digitized by the Internet Archive  
in 2010 with funding from  
University of Toronto









# Bilder aus Constantinopel.

Eine Schilderung des Lebens, der Sitten und  
Gebrauche in dieser Hauptstadt.

Von

**Ferdinand Fliegner.**

---

Mit einem Plane von Constantinopel.

---

KENIGSBERG

Breslau.

Im Selbstverlage des Verfassers.

1853.

Bilder aus Constantinopel

DR  
721  
F5



Im Schilde des Reiches  
1853

## Vorwort.

Vielfache Aufforderungen meiner Freunde: ihnen etwas von Constantinopel, in welcher Stadt ich drei Jahre in günstigen Verhältnissen gelebt habe, zu erzählen und der Wunsch, ihre oft irrigen Ansichten von den dortigen Zuständen zu berichtigen, haben mich veranlaßt, die vorliegende Beschreibung auszuarbeiten. Ich habe dabei vorzüglich im Auge behalten, Constantinopel so darzustellen, wie es gegenwärtig ist und nicht, wie es zu den Zeiten der Byzantiner oder zur Zeit der Eroberung durch die Türken gewesen ist. Es ist sogar nicht zu verkennen, daß Constantinopel seit der Vernichtung der Janitscharen, in den letzten 25 Jahren, ein ganz anderes Ansehen erhalten hat.

Nur die neuesten Zustände zu schildern, habe ich mir zur Aufgabe gestellt und die Anführung historischer Erinnerungen sorgfältig vermieden, um das Werk nicht unnöthig kostspielig zu machen. Aus demselben Grunde habe ich alle türkischen Benennungen weggelassen und nur da angegeben, wo kein deutscher Ausdruck für den beschriebenen Gegenstand vorhanden ist.

Bis jetzt existirte weder in der deutschen noch ausländischen Literatur ein Werk, welches das Leben und die Sitten der türkischen Hauptstadt in einer populairen Manier schildert, wie ich es im Vorliegenden gethan habe.

v. Hammer's: „Constantinopolis und der Bosphorus“ ist nur für Gelehrte berechnet, eben so das Werk Andreossy's: „Constantinople et le Bosphore.“ Sie beschreiben sehr umständlich Gebäude, Denkmäler und deren Ursprung, vergangene Herrlichkeit, aber nicht die gegenwärtigen Sitten. Die orientalischen Briefe der Gräfin Hahn-Hahn schildern zu flüchtig und vieles Interessante gar nicht, und Charles White's: „Häusliches Leben und

Sitten der Türken,“ welches Buch ich erst nach Vollendung meines Manuscripts, durch die Güte einer Verlagshandlung, zu Gesicht bekam, ist eigentlich ein Waarenlexikon, von zu hohem Standpunkte und zu türkenfreundlich geschildert.

Meine Beschreibung ist ein kleiner, aber vollständiger Wegweiser durch Constantinopel, nach welchem der Reisende nichts Bemerkenswerthes übersehen wird. Zur besseren Orientirung habe ich dem Buche noch einen Plan von Constantinopel beigegeben und hoffe ich daher, daß meine geehrten Leser das Buch nicht unbefriedigt aus der Hand legen werden.

Breslau im März 1853.

Der Verfasser.

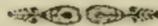


# Inhalt.

---

	Seite
Erstes Kapitel: Ankunft in Constantinopel . . . . .	1
Zweites Kapitel: Winke für den Fremden . . . . .	10
Drittes Kapitel: Allgemeine Beschreibung Constantinopels	25
Viertes Kapitel: Licht- und Schattenseiten der türkischen Hauptstadt . . . . .	35
Fünftes Kapitel: Spaziergänge durch Pera, Galata und Lophana . . . . .	45
Sechstes Kapitel: Eine armenische Barbierstube . . . .	65
Siebentes Kapitel: Wanderungen durch Constantinopel	76
Achtes Kapitel: Skutari und die asiatischen Vorstädte .	115
Neuntes Kapitel: Gjub, die Stadtmauern und die sieben Thürme . . . . .	131
Zehntes Kapitel: Der Hafen von Constantinopel . . .	146
Elfstes Kapitel: Der Bosporus und seine Ufer . . .	159
Zwölftes Kapitel: Charakter und Lebensweise, Sitten und Gebräuche der Türken . . . . .	176
Dreizehntes Kapitel: Die türkischen Frauen und Fami- lien-Verhältnisse der Türken . . . . .	191
Vierzehntes Kapitel: Bildung und Intelligenz der Türken	208
Fünfzehntes Kapitel: Industrie, Handel und die Bazare in Constantinopel. . . . .	224

<b>Sechszehntes Kapitel:</b> Militair-Verhältnisse der Türkei	239
<b>Siebenzehntes Kapitel:</b> Die Wohnungen der Türken und deren innere Einrichtung . . . . .	265
<b>Achtzehntes Kapitel:</b> Die türkischen Bäder . . . . .	271
<b>Neunzehntes Kapitel:</b> Das Innere eines türkischen Kaffeehauses . . . . .	281
<b>Zwanzigstes Kapitel:</b> Der Ramazan und die Bairam-Paraden . . . . .	290
<b>Einundzwanzigstes Kapitel:</b> Ein Ausflug nach Bujugdere Belgrad und den Josua-Berg . . . . .	302
<b>Zweiundzwanzigstes Kapitel:</b> Ein Sonntag in den süßen Wässern . . . . .	319
<b>Dreiundzwanzigstes Kapitel:</b> Die Begräbnißplätze in Constantinopel . . . . .	326
<b>Vierundzwanzigstes Kapitel:</b> Der Orient als geeignetster Punkt zur Auswanderung und zur Verwerthung unserer Gewerbs-Erzeugnisse . . . . .	334



## Erstes Kapitel.

### Ankunft in Constantinopel.

(Als Einleitung.)

An einem Morgen im Spätherbste des Jahres 1841 langte ich in der weltberühmten Hauptstadt des osmanischen Reiches an.

Schon um sechs Uhr früh war auf dem österreichischen Lloydampfschiffe Mahmud, auf welchem ich die Reise von Triest aus machte, Alles auf den Beinen, um den großartigen Eindruck, den der Anblick dieser riesigen morgenländischen Stadt auf den Beschauer übt, nicht zu verpassen. Am Bord des Schiffes war das regste Leben, denn einige hundert Reisende, welche von Smyrna, Mythilene, Tenedos und Gallipolis mitgenommen wurden, füllten das ganze Verdeck, so daß man sich unter dem Gepäc der Reisenden und den zum Ausladen vorbereiteten Waarenballen kaum rühren konnte. Das Schiff glich einem wahren Chaos und das bunte Gemisch der Reisenden aller Nationen und Trachten findet sich schwerlich wieder auf einem Orte zusammengedrängt.

Kopf an Kopf drängten sich Franken, armenische und griechische Kaufleute, türkische Soldaten, Derwische, Mohren und Matrosen an die Schiffswände; Jeder

wollte der Erste sein um zu sehen und das Ziel der Reise zu betreten. Leider war aber in der frühen Morgenstunde noch nichts zu erblicken, denn dichter Nebel auf dem Marmormeere verhüllte das Land noch gänzlich und kaum konnte man auf dem Schiffe selbst die Gegenstände deutlich unterscheiden.

Aber allmählig wurde es heller und heller und als wir eben an das äußerste Ende der Stadt, für uns aber der brillanteste Anfang, an das Schloß der sieben Thürme gelangten, ging die Sonne auf und beleuchtete das herrlichste Schauspiel, welches je der Anblick einer Stadt gewähren kann. Wir fuhren auf dem spiegelglatten Meere ziemlich nahe am Lande hin, so daß uns bei der magischen Beleuchtung durch die Herbstsonne der geringste Gegenstand erkenntlich wurde; leider fuhr das Schiff viel zu schnell für die entzückten Zuschauer dahin.

Malerisch zeigte sich zuerst die dreifache, oft eingestürzte Mauer, welche die Stadt von der Landseite beschützt, in deren Rissen und Lücken Feigenbäume und Schlingpflanzen emporwuchsen. Dann begann ein unabsehbares Häusermeer, hin und wieder durch Gärten, öde Plätze oder vereinzelte Moscheen und Minarete unterbrochen, denn der Stadttheil an den sieben Thürmen ist überhaupt der ödeste der Hauptstadt, gleichsam als scheute jeder Bewohner die Nähe des unheimlichen Staatsgefängnisses, das in der Geschichte der Türkei eine so große und blutige Rolle spielte. Weiterhin erfreute sich dafür das Auge an den immer prachtvoller werdenden Palästen und phantastisch angelegten Gärten, und da die Stadt vom Meere amphitheatralisch aufsteigt, so ist

deren Anblick in jeder Hinsicht reizend. Je näher wir den bewohnteren Stadtvierteln kamen, desto überraschender wurden die Parthieen und unsre Augen konnten nicht müde werden alle Schönheiten zu bewundern. Merkwürdig geformte, bunt bemalte Häuser, Moscheen mit ihren schlanken, spizen Minareten, Paläste, terrassenförmig übereinander gebaute Mauern, auf welchen die merkwürdigsten orientalischen Gewächse wucherten, große Wasserleitungen, die über Straßen und Häuser wegführten, zwischenhin das verschiedenartige Grün der Pinien, Feigenbäume und das fast schwarze Laub der melancholischen hohen Cypressen, brachten eine unbeschreibliche Wirkung hervor. Als aber das Schiff endlich an der Achmed-Moschee mit ihren hohen vergoldeten Kuppeln, sechs Minareten, Bädern und Ringmauern vorüberkam, sich dann die berühmte Sophien-Moschee den Blicken zeigte, nun die Gärten des Serails und das alte Serail selbst in majestätischen Umrissen an uns hinsflogen, da gerieth auf dem Schiffe Alles in Extase, und selbst die Mitfahrenden, sonst so theilnamlosen Türken, konnten sich einer Bewegung innerer Befriedigung über den Anblick ihrer schönen Hauptstadt nicht erwehren.

An der Spitze des Serails lenkte nun Mahmud in den Hafen, das sogenannte goldene Horn, ein, und jetzt wußte man wirklich nicht mehr, wohin sich die Augen zuerst wenden sollten. An beiden Seiten des goldenen Horns erhoben sich die Häusermassen amphitheatralisch: links Constantinopel, rechts die Frankenvorstädte Pera und Galata, im Rücken, auf steilen Felsen, Skutari auf der asiatischen Küste. Der Ballast der hohen Pforte,

prächtige Moscheen, Köstche, Bäder, Bazare in der Hauptstadt; die Mauern, der genuesische Thurm und der Weinhafen in Galata; das majestätische russische Gesandtschafts-Palais und die medizinische Schule in Pera; der Leanderthurm und die ungeheuern Kasernen von Scutari, das Alles blendete den Beschauer und machte ihn fast verwirrt. Nimmt man hierzu noch das Gewimmel von Schiffen, großen und kleinen Rähnen im Hafen, den Wald von Mastbäumen der uns umgab, das Geschrei der Gondelführer und das Geräusch der Dampfschiffe, so wird man es wohl begreiflich finden, daß man nach nächtlich ruhiger Fahrt bei der Ankunft in Constantinopel wie betäubt ist.

Endlich hielt das Schiff gegenüber dem Mauthhause von Constantinopel an und warf Anker; es stand noch nicht fest und schon war es von allen Seiten von Rähnen umringt. Die Führer derselben erkletterten die Planken des Schiffes, um einen Reisenden zu erobern und ihn ans Land fahren zu können. Aus Brodneid rissen sich die Schiffer die Reisenden aus den Händen und diese liefen Gefahr, selbst zerrissen oder doch ihre Kleider stückweise los zu werden. Um ihrem Eifer zu entgehen flüchtete ich in die Kajütte, wartete ab bis sich der Tumult gelegt hatte und bat den Kapitain des Schiffes, meine Sachen noch einige Stunden an Bord zu behalten, da ich doch nicht gewußt hätte, wohin ich mich damit wenden sollte, da ich mich zuerst nach meinem neuen Asyl umsehen mußte, welches für mich in Pera schon bereit war, doch möglicherweise nicht so leicht gefunden werden konnte.

Es war etwa 10 Uhr als ich mich in einem türkischen Kahne nach dem Landungsplatze von Galata übersetzen ließ und das Land betrat. Hier verschwand nun der Nimbus der Großartigkeit und Herrlichkeit plötzlich, denn ich gelangte durch schmutzige enge Straßen, zu deren beiden Seiten Bauden mit allerhand Waaren aufgestellt waren, nur mühsam weiter und ein paar Leidensstunden fingen für mich an, bis ich nach mehrstündigem Suchen zu meiner bestimmten Wohnung fand.

In den, dem Meere zunächst gelegenen Straßen von Galata war ein höchst lästiges Gedränge von Menschen und bei jedem Schritt war ich bedroht von den Vorübergehenden umgeworfen zu werden. Unzählige Tabuletkrämer versperrten mir alle Augenblicke den Weg, indem sie mir ihre Kurzwaaren in allen Sprachen der Welt anboten. Ich glaube, daß jeder invalide Matrose hier mit Kurzwaaren hausiren geht, denn namentlich waren es Leute in Matrosentracht, die mich anredeten.

Bald mußte man bemerkt haben, daß ich als Fremder eben erst angekommen sei, wozu meine Vorsicht den Anlaß geben mochte, denn mich umringten verschiedene Industriekitter, namentlich zudringliche Armenier, die sich durch Worte und Geberden erboten mich zu begleiten. Ich suchte mich von ihnen zu befreien, indem ich sie bei Seite stieß und gelangte endlich aus dem, für einen Fremden peinlichen, Gewühl auf eine einsame Straße, die etwa dreihundert Schritt entlang einen steilen Berg hinaufführte. Bei ihrer schlechten Pflasterung und da es darin ziemlich finster war, ging ihre Erstiegung nur mühsam vorwärts und ich war genöthigt, mehrmals

stehen zu bleiben um zu verschmausen. Auch den Einzelheimtschen mag diese Passage wohl unbequem erscheinen, denn ich sah mehrere Personen, namentlich Frauen, die sich von Lastträgern Sackpack hinaustragen ließen und dadurch rücksichtslos den Vorübergehenden ihre Kehrseite gratis preisgaben; ich hatte aber nicht die mindeste Lust ihnen nachzuahmen.

Als ich am Ende dieser Straße, die durch eine hohe Mauer gesperrt wurde und das Thor in derselben passirt war, befand ich mich in der Vorstadt Pera, und obgleich die Straße noch immer bergan ging, so war sie doch breiter und lichter geworden und ich athmete freier. Ohne Führer wanderte ich auf dieser Straße wohl eine Stunde fort, sah prächtige Läden, Conditoreien, das russische Gesandtschafts-Palais und mehrere andere Gesandtschaftshotels, die sich durch die Wappen über den Thüren bemerklich machten; vergeblich sah ich mich aber nach dem preussischen um, in welchem ich mich zu melden hatte und wo ich dann meine Wohnung leicht erfahren haben würde.

Mich umgab nun fränkisches Leben, wie es in jeder großen Stadt zu finden ist, nur daß in Pera mehr Abwechslung in den Trachten herrscht; aber ich mochte in französischer und in deutscher Sprache wie und wen ich wollte fragen, ich hatte immer das Unglück auf Russen, Engländer, Italiener u. zu stoßen und nicht verstanden zu werden, obwohl ich später genug Franzosen und Deutsche in Pera kennen lernte. Alle schüttelten bei meinen Fragen den Kopf, drehten mir den Rücken und ließen mich die preussische Gesandtschaft allein auf-

suchen. So gelangte ich ziemlich mißmuthig an das Ende der ewigen StraÙe und auf einem großen Platz, wo plöÙlich alle Häuser wie weggeblasen waren und mich eine Heerde von ungeheuern wilden Hunden bellend und heulend empfing, so daÙ ich in Gefahr kam, von ihnen auch auf empfindliche Art belästigt zu werden. Da auf diesem Plage nur eine einzige große Kaserne zu sehen und sonst gar kein Verkehr war, so suchte ich mich von den Hunden so gut wie möglich zu befreien und schlug den Rückweg ein, hatte aber vorher das Vergnügen, von hier aus eine herrliche Aussicht auf die Stadt, die unabsehbaren Vorstädte und die großen Kirchhöfe von Pera zu bewundern.

Die fast zweistündige Wanderung auf der langen StraÙe, die ich nun zurückmachen mußte, hatte mir bedeutenden Appetit gemacht, und da ich an allen StraÙenecken die köstlichsten Früchte und gebratene Kastanien feilbieten sah, kaufte ich mir für einen österreichischen Groschen Weintrauben und Kastanien, von denen letzteren alle meine Taschen gefüllt wurden, so daÙ ich kaum gehen konnte. Vom süÙen Weine und den Kastanien gesättigt, kehrte ich nun ins Gewühl der Pera-HauptstraÙe zurück, gerieth zuerst am Eingange dieser StraÙe in das Gedränge von eifrigen Wasserträgern, die ihre Lederschläuche an der hier gelegenen unansehnlichen Wasserscheide füllten, wobei ich von den sickernden Schläuchen ziemlich stark benezt wurde, — wagte mich in SeitenstraÙen, die mich Berg auf, Berg ab führten, und gelangte so zufällig auf das Campo piccolo, diese besuchte Promenade der Franken, von der man eine herrliche Aussicht auf einen

Friedhof, den Hafen dahinter mit der nautischen Schule, die Schiffswerfte und auf die Vorstädte Hasıklı und Kumbarahane hat, und auf welcher Conditorei an Conditorei die Spaziergänger zur Einkleidung laden. Mein Glücksstern führte mich in eine derselben, und hier konnte ich mich endlich durch ein Duodlibet von Latein, Italienisch und Französisch so weit verständlich machen, daß man mich begriff, und da die preussische Gesandtschafts-Kanzlei ganz in der Nähe war, so war man hier so gefällig, mich durch einen Aufwärter dahin führen zu lassen. Schwerlich hätte ich sie in dem abgelegenen Winkel, in den man mich führte, gesucht und eben so wenig den Winkel ohne einen Leitstern gefunden.

Ich gab in der Kanzlei meinen Paß an den Kanzler L. ab, einem Peroten, der mich durch einen türkischen Kawas, die allen Gesandtschaften als Polizeidiener, Ehrenposten u. s. w. beigegeben sind, an meinen Bestimmungsort führen ließ.

An dem Hause, woran mein Begleiter klopfte und welches uns erst von Innen geöffnet wurde, war ich schon vorüber gegangen, ohne zu ahnden, daß ich dem Ziele meiner ersten Wünsche in Constantinopel so nahe sei. —

Herr v. K. in dessen Familie und Hause ich nun leben sollte, war abwesend; seine liebenswürdige Familie empfing mich aber mit so vielen Zeichen des Wohlwollens, daß ich mich augenblicklich heimisch fühlte und die Strapazen einer langen Reise vergaß.

Es wurde mir sogleich schwarzer Kaffee und trocken Brod vorgesetzt, mit der sehr genügenden Entschuldigung:

---

daß es hler zu Lande weder Sahn noch Butter gäbe und man sich in solche Schattenseiten der orientalischen Lebensweise finden müsse. Dazu war ich auch um so lieber bereit, als mich auch Herr von R. bei seiner Ankunft sehr jovial und freundschaftlich empfing und mich bald in meiner Wohnung und neuen Sphäre installirte. Meine Sachen wurden vom Schiffe geholt und noch an demselben Tage war ich in meiner neuen Heimath eingerichtet, in welcher ich durch einen mehrjährigen Aufenthalt und vermöge meiner Stellung in die Lage kam, die genauesten Beobachtungen über alles Sehenswerthe und über Sitten und Gebräuche der türkischen Hauptstadt anzustellen, alles Interessante darin mit ihren Licht- und Schattenseiten kennen zu lernen, wodurch ich mich zu einer Beschreibung derselben um so mehr berechtigt halte, als Touristen, welche Constantinopel nur vorübergehend gesehen, diese Stadt auch nur sehr einseitig schildern, während ich, in meinem langen Aufenthalte dasselbst, mit verschiedenen hochgestellten Personen mehrfach in Berührung kam, wodurch mir Blicke in alle politische, statistische und sociale Verhältnisse der Türkei gestattet wurden, und werden die folgenden Kapitel den Beweis liefern, daß es nicht in meiner Absicht liegt, nur das schon hinlänglich bekannte Schöne wieder aufzufrischen, sondern das Leben und Treiben der türkischen Hauptstadt zu schildern, wie es sich dort wirklich zeigt.

---

## Zweites Kapitel.

### Winke für den Fremden.

Bei der Ankunft in Constantinopel darf der Reisende nicht erwarten, in dieser Hauptstadt alle Bequemlichkeiten zu finden, welche andere große Städte Europas bieten, jedoch hat sich fränkische Industrie in den letzten Jahren hier schon bedeutend verbreitet, so daß man an den hauptsächlichsten Bedürfnissen keinen Mangel gewahr wird.

Bera, als die den Europäern ausschließlich gewidmete Vorstadt, besitzt Gasthöfe mit Wirthen aller Nationen, in welchen man zu einem mäßigen Preise ganz leidlich bedient wird, und findet man hier das Leben der Europäer vereint mit den Gebräuchen des Orients.

Beabsichtigt der Reisende längere Zeit, wenigstens einen Monat, in Constantinopel zu verweilen, dann wird er wohlthun, sich ein Zimmer in einer günstig gelegenen Privatwohnung zu miethen, deren er überall genug angeköndigt finden wird. Die Lage der Wohnung ist aber bei deren Wahl die Hauptsache, denn es ist von großem Vortheil, gegen den verpesteten Hauch des Südwindes geschützt zu sein. Man muß sich aber darauf gefaßt machen, in jedem Hause Ungeziefer aller Art zu

finden; namentlich sind die Wanzen, selbst in den anständigsten und reinlichsten, aber doch immer nur hölzernen Häusern, so zahlreich, daß es Resignation und Gewohnheit bedarf, um ruhig schlafen zu können. Wohnungen an feuchten Orten sind ganz zu vermeiden, da sich in solchen Skorpione und Tausendfüße, ja selbst Schlangen, finden, deren Biß höchst gefährlich ist. Das beste Mittel gegen den Biß der Skorpione ist Del, in welchem man eingefangene und zerquetschte Skorpione aufbewahrt hat, noch besser aber, wenn man den Skorpion sogleich auf der gebissenen Stelle zerdrückt; nur wird man diese häßlichen Thiere nicht immer gleich gewahr. Die Miethe, in den von Franken bewohnten Vorstädten, sind sehr hoch. Die Hauswirthe gehen von der Ansicht aus, daß sich ein neu erbautes Haus, binnen etwa sechs Jahren, durch die Miethe vollständig bezahlt machen muß, weil die Gefahr, es durch Feuerbrünste bald zu verlieren, zu groß ist.

Der Reisende, welcher unter den Franken, die sich in Constantinopel für immer niedergelassen haben, Bekannte hat, kann übrigens der ausgedehntesten Gastfreundschaft gewiß sein, ebenso auch bei Personen an welche er empfohlen ist, sie mögen einer Nation angehören welcher sie wollen.

Will er ein orientalisches Leben führen, so gehe er zu einem türkischen Restaurateur; Kochbuden trifft er in allen Straßen an, wo er für zwei Pfaster den trefflichsten Hammelbraten, saftige Früchte und klares Wasser erhalten kann. Auf allen seinen Ausflügen wird er Kaffeehäuser antreffen wo ihm verschiedene Erquickungen

zu Gebote stehen; zieht er seine europäische Lebensweise vor, so frequentire er Gasthöfe und Conditoreien. Zu seines Leibes Nahrung wird der Reisende in Constantinopel Alles finden, was Orient und Occident an gastronomischen Genüssen bieten; erwartet er aber auch geselliges Leben und Nahrung für seinen Geist, so wird er sich sehr getäuscht sehen, wenn es ihm nicht gelingt, in die Familiencirkel der vornehmen Welt Zutritt zu erlangen, was sehr schwer hält.

Alle sich in Pera niederlassenden Europäer bezeichnet man mit dem Namen Franken, während man die daselbst geborenen und erzogenen Franken, die sich mit Griechinnen und Armenierinnen verheirathet haben, Levantiner oder Peroten nennt. In den Familien der Levantiner kommt es oft vor, daß sich Mann und Frau nicht in ihrer Muttersprache unterhalten können, sondern sich hierzu einer dritten, ihnen fremden Sprache bedienen müssen, die gewöhnlich die italiensische ist, welcher man sich auch im ganzen Orient vorzugsweise im allgemeinen Verkehr bedient. Die meisten dieser Familien leben abgeschlossen für sich. Bei jedem einzelnen Individuum macht sich eine große Zurückhaltung und ein grenzenloser Egoismus bemerkbar, der namentlich dem Fremden sehr fühlbar wird, welcher die Absicht hat, sich in Pera nieder zu lassen. Da alle hier lebenden Franken gewissermaßen Glückbrüter sind, die nur ihr eigenes materielles Interesse vor Augen haben, so ist dieser Egoismus und die Vorsicht der guten Leute sehr erklärlich, für den Fremden aber, der nur für längere Zeit einen vorübergehenden Aufenthalt in Pera nimmt, sehr lästig.

Wem das steife Ceremoniell der Türken und Armenier nicht behagt, denen man stundenlang sprachlos gegenüberstehen kann; wer sich fürchtet von verschmitzten Griechen geliebkost und dann ausgebeutelt zu werden; wer es vermeidet sich solchen Personen anzuschließen, die in denselben Intentionen nach Constantinopel kamen als er, die sich aus Rivalität und Neid doch bald trennen, und wer endlich nicht mehrere Sprachen spricht, um sich allenthalben unterhalten zu können, wie sich die Gelegenheit darbietet, der wird gewöhnlich nur auf sich selbst angewiesen sein, und dann Constantinopel für den langweiligsten Ort der Welt halten.

Im Sommer verlassen alle Gesandten mit ihren Attachés und Beamten Pera, um ihre Residenz in dem entfernten Dorfe Bujukdere aufzuschlagen; die reichen Levantiner und Franken aber gehen auf ihre Landsitze in Kadikiöi, Bebeck, oder gar auf die Prinzen-Inseln und in die Bäder von Brussa in Klein-Asien, und was in Pera zurückbleibt ist schwerlich geeignet, zur Geselligkeit einzuladen. Der Verkehr mit der Noblesse in Bujukdere ist dann schwierig, weil man solche Parthien nur in gebrechlichen Kähnen, in den hier gebräuchlichen elenden Wagen, oder auf noch elenderen Miethpferden machen kann, wozu immer ein großer Theil des Tages erforderlich ist und sind diese Fahrten im Verhältniß zum Vergnügen, welches sie gewähren, viel zu kostspielig.

Dafür entschädigt man sich durch den Besuch der türkischen Bäder und Kaffeehäuser; der Bazare und öffentlichen Promenaden; überall giebt es Stoff zu Beobachtungen und Vergleichen, und wer nur einigermas-

ßen Sinn für die Schönheiten der freien Natur besitzt, der wird hier unerschöpfliche Mittel gegen die Langeweile finden. Die Promenaden und Friedhöfe sind im Sommer bis Mitternacht belebt, Scharen von Spaziergängern strömen überall hinaus, um die herrlichen Abende und mond hellen Nächte zu genießen, deren Nachbildung man in den, in raffinierten Vergnügen wetteifernden Hauptstädten Europas, vergeblich sucht. Diese Natur-Schönheiten aber immer stillschweigend bewundern, ist nicht Jedermanns Sache und auch der Besuch der türkischen Lieblingsorte, Bad und Kaffeehaus, verliert den Reiz der Neuheit.

Höchst langweilig ist der Aufenthalt in Constantinopel im Winter, wo man in allen Orten der civilisirten Welt sich zu geselligen Vergnügungen vereinigt, da man darauf fast gänzlich verzichten muß. Zwar hat Pera eine italienische Oper, doch wird man schwerlich einen wahren Kunstgenuß darin haben, da die Besetzung der Stimmen und Instrumente zu mangelhaft ist. Nur selten verirrt sich ein Concertist nach Constantinopel, der gewöhnlich nur sich vor dem Sultan hören zu lassen beabsichtigt, denn von einem öffentlichen Concerte hat er keinen günstigen Erfolg zu erwarten. Das Publikum in Pera ist zu gemischt und nicht fähig, die Leistungen eines Concertisten zu würdigen, für Ohrengüsse auch viel zu abgestumpft. Ich hatte Gelegenheit in Pera den Harfenisten Elwas zu hören, dessen Concert von höchstens dreißig Personen besucht war. Besucher sind dagegen die Subscriptions-Bälle, welche für jede europäische Nation besonders gegeben werden. Auf diesen Bäl-

len herrscht die ausgedehnteste Freiheit. Man tanzt dabei mit dem Hüte auf dem Kopfe und in Hemdärmeln, ohne dadurch ein Aergerniß zu geben, und wer nicht tanzen will, der hat Gelegenheit hier den ausschweifendsten Tänzen aller Nationen als Beobachter beizuwohnen, oder an der Tafel und in Nebengemächern wahre Bacchanalien zu feiern. Ein Ball in Pera gestattet vor Jedermanns Augen Sinnengenüsse aller Art und wohl nirgends dürfte ein Ballsaal schamloser mit unzüchtigen Bildern ausgeschmückt sein, als dort. Es ist ein Glück für Manchen, daß diese Vergnügungen ziemlich selten und kostspielig sind. In der Karnevalszeit zieht auch in Pera ein Theil des Publikums maskirt herum, doch nicht so allgemein als in den größeren Städten Italiens.

Für Liebhaber des schönen Geschlechts bietet weder der Sommer noch der Winter Gelegenheit, ihre bonne fortune zu versuchen, denn mit Frauen ist in Pera gar kein Verkehr. Es versteht sich von selbst, daß ich hier nur von dem Umgange mit anständigen und gebildeten Damen spreche, die so rar sind, daß man sie mit großer Mühe auffuchen muß. Außer in den Kirchen und auf Promenaden wird der Reisende selten Gelegenheit finden, die Damen-Flora von Pera bewundern zu können. Die Levantinerinnen sind durchschnittlich ungebildet und nichts weniger als schön; schöne Frauen und Mädchen trifft man nur unter den Armenierinnen und Griechinnen, die aber noch ungebildeter sind als die vorigen. Hierzu tritt der Umstand, daß man selten ihrer Sprache mächtig ist, und sie noch seltener eine fremde Sprache außer der türkischen sprechen, wodurch beiden

Theilen die Möglichkeit benommen ist, ein Gespräch anzuknüpfen. Alle Griechinnen erscheinen auf den Straßen und Promenaden ungewöhnlich sitzsam, sie nehmen es gewaltig übel, wenn man ihnen unter den Hut sieht, und die französischen Wörtchen: *laissez moi tranquille!* können sie alle ganz perfekt. Es ist höchst betrübend, wenn ein Fremder sehnsüchtig einer feingebauten Dame, im elegantesten pariser Kostüm, nachrennt um sich an ihren Augen zu weiden, und ihm dann plötzlich das aufgedunsene und schwarze Gesicht einer Negerin entgegengrinst, oder wenn er sich einer niedlichen Griechin angenehm machen will und ihm der erste beste Griechen-Lümmel, aus Neid oder zum Schutz seiner Landsmännin einen Rippenstoß versetzt, der alle weiteren Unternehmungen kurz abschneidet. Am besten ist's, man läßt alle Versuche auf Eroberungen bei Seite, denn im besten Falle bleibt nicht viel zu erobern.

Was nun aber die der Prostitution ergebene Frauenzimmer betrifft, so ist wohl kein anderer Ort der Erde damit gesegneter, als die von Europäern bewohnten Vorstädte Constantinopels. Sie lassen sich in ihrer Verworfenheit nach den Nationen klassifiziren, denen sie angehören, und es ist nicht zu verkennen, daß die deutschen Phrynen in Pera den Vorzug haben. Ganz Hasakiot ist von prostituirten Griechinnen bewohnt, und obschon so manches schöne Fürstenkind darunter weilt, so sind dennoch die Frauen dieser Nation am gesundensten.

Ich wende mich von den Genüssen der Sinnlichkeit nun zu denen, welche dem Reisenden geboten werden,

der ausschließlich zu seiner Instruktion reist. Die Aufsuchung von Alterthümern, das Beschauen von Merkwürdigkeiten und das Studium der Sitten und Gebräuche fremder Völker, bleibt der hauptsächlichste Genuß, welchen Reisen gewährt, und hierzu bietet namentlich der Orient und besonders die Hauptstadt des türkischen Reiches, unerschöpflichen Stoff. Allerdings wird es dem Reisenden in Constantinopel nicht so bequem werden alles Merkwürdige aufzufinden, als an andern Orten, wo ihn Pläne aller Art leiten, dafür wird aber das mühsam Gefundene reichliche Entschädigung gewähren. Gewöhnlich dankt man es nur dem Zufall, wenn man in Constantinopel auf Alterthümer stößt, denn die Türken haben von dem Vorhandensein derselben selbst keine Kenntniß, und es gehört endlich Kenntniß der Geschichte des oströmischen Reiches und griechischen Kaiserthums dazu, um nicht an historisch wichtigen Monumenten vorüber zu gehen, ohne sie eines Blickes zu würdigen.

Der Reisende, welcher nur kurze Zeit in Constantinopel zu verweilen gedenkt, wird daher wohlthun, seine Exkursionen nach einem gewissen Plane zu regeln, um nicht Zeit zu verlieren, und hierzu bieten ihm die folgenden Kapitel einen Anhalt. Er versäume nicht, sich bald bei seiner Ankunft einer Gesellschaft anzuschließen, die wie er die Absicht hat, die Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Solche Gesellschaften lassen sich durch einen Pforten-Dolmetscher, für schweres Geld, einen großherrlichen Firman erwirken, wodurch ihnen der Zutritt in einzelne Gebäude gestattet wird. Hierzu

gehört der Besuch einzelner Zimmer, der Höfe und Gärten des Serails; der Zutritt in die Gärten des kaiserlichen Sommerpalastes, der Besuch der Münze, Sophien- und Achmed-Moschee und des Sklavenmarktes. Hierauf beschränkt sich die kaiserliche Erlaubniß, und auch der Besuch dieser Orte würde dem Reisenden unmöglich werden, wenn er es unterläßt, sich bei der Lösung eines solchen Firmans zu betheiligen, da die Erlangung eines solchen mit großen Schwierigkeiten verbunden und für den Einzelnen zu kostspielig ist.

Außerdem ist es aber gut, wenn sich der Reisende auf seinen Excursionen von einem sprachkundigen, mit den Dertlichkeiten bekannten Führer begleiten läßt, deren er unter den Dolmetschern, die sich ausschließlich der Bequemlichkeit des geschäftstreibenden Publikums widmen, genug finden wird. Jedenfalls wird der Fremde wohlthun, seinen Kopf mit einem türkischen Feh, so unbequem dieser auch sein mag, zu bedecken, weil er dann überall leichter Eintritt erlangt, besonders wenn er mit Trinkgeldern nicht knausert, denn jeder Türke öffnet gern die Hand, um einen Bagdschis (Trinkgeld) zu empfangen.

Da der Reisende in Constantinopel viele Bedürfnisse doppelt und dreifach so theuer bezahlen muß, als in andern europäischen Städten, so wird es ihm nicht unlieb sein, wenn ich ihn auf das hier gangbare Geld aufmerksam mache.

Türkische Goldmünzen giebt es zu drei, fünf, zehn, zwanzig, fünfzig und hundert Pfaster werth; letztere sind unsern Friedrichsd'oren und den russischen Fünfrubel-

stücken an Werth) gleich. Silbermünzen giebt es 1, 1½, 2½, 3, 5, 6, 10 und 20 Piasterstücke. Kupfermünzen existiren in der Türkei gar nicht, dafür hat man als Scheidemünze 1, 5, 10, und 20 Parasstücke von Silber; vierzig Para sind ein Piaster, und sind daher die einzelnen Paras und auch die Goldmünzen zu drei Pfastern, so klein und dünn, daß man sie von der Hand blasen kann. Der türkische Glaube verbietet Bildnisse von Personen, daher sind auch keine auf dem Gelde, sondern das Gepräge zeigt auf der einen Seite der Münzen den jedesmaligen Namenszug des Sultans, auf der andern aber einen Vers aus dem Koran. Dies erleichtert denn auch die Fabrikation des falschen Geldes, welches in Masse unter das Publikum gebracht wird. Von England kommen oft ganze Schiffsladungen Silbergeld an, das zwar nicht gerade falsch, aber doch bedeutend geringer im Silbergehalte ist. Erst ganz kürzlich hat man in Constantinopel wieder eine Falschmünzergesellschaft entdeckt, die sogar Goldstücke prägte und aus Engländern bestand. Der Cours des türkischen Geldes ist sehr schwankend und hängt von der pünktlichen oder unregelmäßigen Tributzahlung aus Egypten oder der Veltreibung der Steuern in den Provinzen ab, wo dann die, oft lange rückständige, Besoldung der Beamten nachgezahlt werden. Außer dem türkischen Gelde kursiren russische Rubel, spanische Collonaten und österreichische Zweiguldenstücke. Papiergeld ist seit zehn Jahren nicht mehr im Gange.

Da jetzt die türkische Regierung im eigenen Lande fast gar nicht mehr selbstständig handeln darf, sondern

den Vorschriften fremder Mächte und deren Gesandten folgen muß, so erlangen die sich in Constantinopel ansiedelnden Europäer immer mehr Begünstigungen, welche geeignet sind, die Türken allmählig zu verdrängen. Daß die türkische Regierung zu schwach ist, den an sie gestellten Forderungen zu widerstehen, beweisen genugsam die erlangten Vortheile der Christen. Jeder Europäer kann jetzt in der Türkei Grundeigenthum erwerben, ohne daß es dazu der Vermittelung der Türken durch Scheinkäufe und Hergabe ihres Namens bedarf, wodurch allerhand Betrügereien unmöglich werden. Ferner dürfen jetzt Christen Türkinnen heirathen, obgleich von dieser Erlaubniß noch Niemand Gebrauch gemacht hat, was wohl hauptsächlich darin seinen Grund haben mag, daß die Türkinnen, nach wie vor, vom Verkehr mit Christen fern gehalten werden und diese dadurch keine Gelegenheit finden eine geeignete Auswahl zu treffen.

Auswanderer würden besser thun, sich in der Türkei und in Constantinopel nieder zu lassen, wo jeder Handgriff gut bezahlt wird, während ein gleicher Erfolg in Amerika sehr zu bezweifeln sein möchte. Namentlich könnten Musiker in Pera eine sehr günstige Aufnahme finden. Die dort bei der italienischen Oper fungirenden Musiker, meist Dilettanten, erhalten für jeden Abend einen russischen Rubel, abgesehen von dem Honorar für Musikunterricht. Beiläufig gesagt, erhält in Pera jeder nur einigermaßen renomirte Hauslehrer für eine Privatstunde 20 bis 30 Piafter und an Gelegenheit zur Erwerbung seines Unterhaltes wird es dort Niemandem fehlen.

Auch für diejenigen, welche durch den Uebertritt

zur mohamedanischen Religion hoffen, in türkischen Diensten eine Carriere zu machen, ist jetzt gesorgt, wenn sie sich in ihren Erwartungen getäuscht sehen, denn sie können jederzeit zu ihrem Glauben wieder zurückkehren, ohne daß ihnen bei den Versuchen zur Abtrünnigkeit, wie früher, der Kopf abgeschnitten wird, was häufig geschehen ist. Dafür darf sich aber kein Renegat schmeicheln, bei den Türken je großen Einfluß zu erlangen, denn diese sind darüber einig, daß einem, aus materiellen Rücksichten abtrünnig gewordenen Christen, in keinem Punkte zu trauen ist; und wissen die Türken recht gut, daß Niemand aus innerer Ueberzeugung Mohamedaner werden wird.

Mai und Juni sind auch im Orient die angenehmsten Monate und der Herbst von langer Dauer. Nachdem Ende September die Herbstregenzzeit vorüber gegangen und die Aequinoctial-Stürme ausgetobt haben, klärt sich der Himmel wieder auf und der Nachsommer tritt ein, der bis spät in den Winter anhält. Man sieht dann wochenlang keine Wolke, wohl aber im Januar noch Rosen im Freien blühen, umschwärmt von munteren Mücken. Zwischen diesen beiden Zeiten sollte der Reisende wählen und wo möglich diejenige, in welche der Ramasan oder wenigstens der Curban-Bairam der Türken fällt, da dann die Hauptstadt ein ganz anderes Ansehen hat, als gewöhnlich.

Von so großem Einfluß für die Reisenden die Wahl der Jahreszeit ist, eben so wichtig ist in Constantinopel auch die Tageszeit, zu welcher er seine Excursionen vorzugsweise zu unternehmen hat, denn nichts ist für ihn

lästiger, als die Neugier der Türken, die ihm manchen Genuß rauben würde. Es ist mir oft begegnet, daß, wenn ich mich irgendwo hin posirte, um eine Ansicht zu zeichnen, sich sofort einzelne Türken einfanden, die mir zusahen und sich dabei nicht etwa hinter mich stellten, sondern mir von vorn mit ihren langen Bärten das Skizzenbuch bedeckten, so daß ich in ihrer Gesellschaft mit nichts zu stande kam. Sie fuhrten beständig mit den Fingern auf der Zeichnung herum, um die Richtigkeit derselben zu prüfen. Um also den Neugierigen zu entgehen, wähle der Reisende die Zeit ihrer drei mittelsten Gebetsstunden, welche um halb Zwölf, ein Uhr und drei Viertel auf Vier unserer Zeitrechnung gehalten werden, da die bequemen Türken sich dann meist in ihrer Wohnung aufhalten. Unangenehm bleibt es allerdings, sich deshalb der größten Sonnenhitze aussetzen zu müssen.

Dem an ganz andere Zeitrechnung gewöhnten Europäer, wird es schwierig sein, die Stunden des Tages genau zu bestimmen, da in Constantinopel keine Glocken existiren. Die Türken richten sich nach den Gebetsstunden, welche von den Muezzins von den Minaretten herab verkündigt werden.

Die Türken theilen den Tag in zwei Theile, Tag und Nacht, von denen jeder 12 Stunden währt. Bei Sonnenaufgang haben sie 12 Uhr, wo dann die erste Hälfte des Tages abgelaufen ist; die zweite Hälfte endet mit Sonnenuntergang, ebenfalls um 12 Uhr, worauf der neue Tag beginnt. Der Mittag trifft daher jeden Tag zu einer andern Zeit.

Taschenuhren sind selten und würden, da sie täglich

anders gestellt werden müssen, auch sehr bald verdorben werden. Die, welche in Constantinopel für die Türken eingeführt werden, sind zwar in Paris gearbeitet, aber sehr plump und übermäßig dick.

Um nun dem Reisenden, welcher nur kurze Zeit in Constantinopel verweilen kann, einen Anhalt zu geben, wie er seine Zeit am zweckmäßigsten eintheilen soll, um doch so viel als möglich zu sehen, lasse ich hier einen Plan folgen, wonach er wenigstens keinen bemerkenswerthen Gegenstand übersehen wird. Ich zerlege deshalb das Dreieck der inneren Stadt in sechs Theile, von denen er, zur Zeitersparniß, täglich einen durchstreifen kann.

Im ersten Theile findet er das Serail, die Cysterne Zere batan Serai, die hohe Pforte, die Aja Sophia, die kaiserlichen Ställe, die Cysterne der 1001 Säulen, den Atmeidan mit der Achmed-Moschee, das Irrenhaus und die kleine Aja Sophia.

Im Zweiten: das Mauthhaus, die Moschee der Balide, Abdulhamids Grabmal, das Palais des Kriegsministers, früher das Eski-Serai, mit dem Serasferthurme, den Balide- und neuen Kahn, ägyptischen Markt, Beseftan und Sklavenmarkt, die Moscheen Bajesid's und Osmans, die verbrannte Säule, Sultan Mahmuds und Sinan Pascha's Grabmäler, den Belisar-Palast, den Palast der Sultantin Esma und das Griechenviertel Kondoscale.

Im Dritten: den Palast des ehemaligen Janitscharen Agas, jetzt Palast des Musti; die Moschee Sulaimans, die Teriakhane, die Moschee Schach Zade, die

Wasserleitung des Balens und das neue armenische Viertel.

Im Vierten: Mahmud's Brücke, eine alte Cysterne, die Moschee Sultan Mohamed's, den Etmeibau mit zerstörten Kasernen, die Säulen des Marclan und Arkadius und die Kirche des armenischen Patriarchen.

Im Fünften: die Moschee Selims, das Juden-viertel, den Fanar, die griechische Patriarchen-Kirche, die Blachernen mit dem Hebdomon, die Moschee der Walide am Adrianopler Thore und den neuen Garten.

Im Sechsten: ein Mewlewî-Kloster, die sieben Thürme, das öde Quartier Psamattia, einen unterirdischen Gang und die Moschee Dglu-Ali-Pascha's.

Ein Tag genügt zum Besuch der Vorstädte am goldnen Horn, Ejubs und des Thals der süßen Wasser; ein anderer zu einer Partie nach Skutari, Kadiköi und die Prinzen-Inseln; ein Tag um die Fahrt durch den Bosporus zu machen, Bujukdere zu besuchen und, wenn der Reisende Eile hat, auch noch die Wasserleitungen bei Belgrad und Bagdscheröi in Augenschein zu nehmen.

Mit solcher Eile bin ich Constantinopel allerdings nicht durchflogen und werde mich auch bei meiner Beschreibung nicht an die aufgestellte Reihenfolge binden, weil sich das bei Weitem Merkwürdigste auf einem Punkte concentrirt, was für den freundlichen Leser nothwendig anderweitig vertheilt werden muß.

## Drittes Kapitel.

### Allgemeine Beschreibung Constantinopels.

Constantinopel ist nicht nur eine der merkwürdigsten Städte Europas, sondern auch durch seine vorzügliche Lage die erste Stadt der Welt. Im Mittelpunkte der alten Welt gelegen, — denn man steht, so zu sagen, mit einem Fuße in Europa, mit dem andern in Asien und mit Dampf erreicht man Afrika in wenigen Tagen; auf sieben Hügeln erbaut, am Eingange zweier Meere ausgebreitet; versehen mit einem großen und trefflichen Hafen, welcher mit vollem Rechte das goldene Horn genannt wird; — muß sie alle Nebenbuhlerinnen, welche ihr den Vorrang streitig machen wollten, verdunkeln. Unvergleichlich ist Constantinopel namentlich in kommerzieller und strategischer Hinsicht, denn es sind der Stadt alle bequemen Handelswege geöffnet, während sie durch den Bosphor, die Dardanellen und den nahen Balkan für den Feind fast unzugänglich ist, und auch für den bildenden Künstler bietet sie eine unerschöpfliche Quelle.

Bei dieser günstigen Lage ist es kein Wunder, wenn Constantinopel mit seinen Vorstädten einen Umfang von zwei Lagerelken gewonnen hat, während ihr innerer vier

deutsche Meilen beträgt. Die Stadt selbst hat die Form eines irregulären Dreiecks, dessen kürzeste Seite dem Lande zugekehrt ist, die hier von einer dreifachen Mauer beschützt wird. Sieben Thore führen durch diese Mauern; neun Thore von der Seite des Marmormeeres und vierzehn Thore vom Hafen, welcher eine Meile lang ist, in das Innere der Stadt. Mit den Vorstädten zählt Constantinopel über eine Million Einwohner, ohne den bedeutenden Andrang von Fremden aller Nationen.

Da ich nicht die Absicht habe, meine Leser in den folgenden Kapiteln durch Beschreibungen von, in der Hauptsache gleichartigen, nur durch Kleinigkeiten von einander abweichenden Gegenständen zu ermüden, so schicke ich eine allgemeine Beschreibung solcher, sich dem Fremden in Constantinopel oft bietender Dinge voraus, und werde in der Folge nur, besonderer Aufmerksamkeit werthe Ausnahmen von der Regel, genauer schildern; eben so wenig werde ich mit den unzähligen historischen Erinnerungen, die sich dem Besucher Constantinopels aufdrängen, Parade machen, wie andere Beschreiber zur Ungebühr gethan haben, und verweise dafür meine freundlichen Leser auf die vortreffliche und erschöpfende Geschichte des „Osmanischen Reiches“ von Hammer-Purgstall.

Mit der herrlichen amphitheatralischen Lage Constantinopels und mit der Pracht seiner Paläste stimmt das Innere der Stadt wenig überein. Nur die Moscheen, Bäder und Bazare, theilweise auch die Paläste, Kasernen und besonders wichtigen öffentlichen Gebäude sind von Stein, alle übrigen Gebäude sind niedrig und von Holz

gebaut. Die eigenthümliche Bauart der Häuser, wonach der Oberstock immer über den unteren vorgebaut ist, verdunkelt die Straßen und oft stoßen die Häuser mit ihrem Obertheile so dicht aneinander, daß sich die Bewohner aus den Fenstern, über die Straße weg, die Hände reichen können.

Die Straßen sind krumm, an manchen Stellen oft nur 5 Fuß breit, führen beständig bergauf und ab und sind sehr schlecht gepflastert, was um so unangenehmer ist, als sie sich nach der Mitte zu vertiefen um den Kinnstein zu bilden. Bei jedem starken Regen bildet sich hierdurch ein reißender Bach, der oft als Wasserfall die steilen Straßen hinabstürzt und die Passage ganz unmöglich macht.

An freien Plätzen leidet Constantinopel großen Mangel, denn die öden unbebauten Stellen an mehreren Punkten der Stadt, können als solche nicht betrachtet werden. Außer dem At- und Etmeidan und dem Serasker-Platz giebt es keine bemerkenswerthen Plätze. Es ist auffallend, daß man in Constantinopel nur Paläste des Sultans, von Sultaninnen und von türkischen Großen trifft; doch läßt sich das leicht dadurch erklären, daß die kaiserlichen Prinzen, welche nicht zur Regierung gelangen, für immer im Harem eingesperrt bleiben und daher keines Palastes bedürfen. Man würde sich sehr täuschen, wenn man sich die Paläste des Sultans so vorstellt, wie sie europäische Regenten in ihren Residenzen besitzen; das Aeußere eines türkischen Palastes sticht allerdings gegen die übrigen Wohngebäude gewaltig ab und erhält dadurch Ansehen, aber auch die Paläste sind

zum größten Theil von Holz gebaut und mit gemalten Zierrathen versehen, im Innern herrscht aber dieselbe Einfachheit wie in jedem Privathause, d. h. es ist fast nichts darin zu sehen.

An vielen Punkten der Stadt, in den Vorstädten und der Umgegend, stößt der Reisende auf Klozke oder Kösche des Sultans und der Paschen. Es sind dies, gleich unsern Garten- und Sommerhäusern, kleine und einfach konstruirte Pavillons, an allen Seiten mit großen Fenstern, und zur Bequemlichkeit höchstens mit Teppichen oder Sophas ohne Lehne, versehen; sie werden von ihren Besitzern nur besucht, um geschützt gegen die Sonne eine reizende Aussicht genießen zu können, was bei der Wahl der Lage immer berücksichtigt wird, oder von hier aus, abge sondert vom Gewühl des Volkes, seinen Belustigungen an den Festen zuzusehen. Diese Häuschen haben phantastisch konstruirte Dächer, sind meist grün angestrichen und ihre sehr breiten Fenster sind mit Vorhängen oder Jalousien versehen.

Die Moscheen, deren es in Constantinopel an 500 giebt, sind durchgängig große, hohe und umfangreiche Gebäude, meist mit Mauern umgeben, welche einen oder mehrere Vorhöfe einschließen, in welchen wiederum Hallen angebracht sind, unter denen die Türken ihre Vorbereitungen zum Betreten des Innern treffen können. Dahin gehört namentlich das Fußwaschen und sind zu diesem Behufe im Hofe Wasserbehälter aller Art vorhanden. An gewissen Orten dieser Höfe, die sich jedem Auge unverhüllt zeigen, sieht es so unsauber aus, daß man bei uns eine Kirche durch solche Verunreinigung

für entweiht halten würde, während die Vorhöfe der Moscheen den Türken einen Zufluchtsort gewähren, in welchem sie sich einer gewissen Last entledigen. Die meisten dieser Höfe sind mit Sandsteinen, mit Porphyr oder Marmor gepflastert und nur bei wenigen Moscheen fehlen die Höfe gänzlich.

Alle Moscheen sind im Viereck erbaut, mit einer Hauptkuppel gedeckt, welche oft noch von allen Seiten mit einer Menge kleinerer Kuppeln umgeben sind, die wieder unter einander verschiedene Formen und Größe haben, so daß dadurch alle Symmetrie verloren geht und das Ganze unschön wird. Jede Moschee hat wenigstens ein Minaret, d. i. ein hohes, sehr schlankes Thürmchen mit einer trichterförmigen Spitze, die, oft dem Auge kaum mehr erkennbar, in die Wolken ragt. Diese Thürmchen sind oben mit einer bis drei Gallerien umgeben, von denen die Gebetausrufer die Stunden des Gebetes verkünden.

Die innere Einfachheit der Moscheen macht auf den Beschauer einen fast unheimlichen Eindruck. Das hohe Gewölbe der Hauptkuppel wird entweder nur in der Mitte von einer, oder symmetrisch von mehreren glatten Säulen getragen. Hier existirt keine Ausschmückung die die Beter von ihrer Andacht ablenken könnte. In jeder Moschee befindet sich nur eine leere Nische, die man den Mihrab nennt, welche die Himmelsgegend bezeichnet, in welcher Mekka liegt, wohin sich die Türken beim Gebete wenden. In einigen Moscheen umgeben vergitterte Gallerien das Schiff, und nur in den zwölf Hauptmoscheen befindet sich eine Art Kanzel, da nur in diesen an

Festtagen gepredigt wird. In allen ist der Fußboden mit Matten belegt.

Noch einfacher sind die Medschid's oder Bethäuser; deren es in Constantinopel an 5000 giebt.

Auffallen muß es dem Fremden, grade in der nächsten Umgebung der Gotteshäuser, eine Menge von öffentlichen Bädern, Kaffeehäusern und dergleichen profane Lieblingsorte der Türken zu finden. Diesen habe ich besondere Kapitel gewidmet und übergehe sie daher.

An verschiedenen Punkten Constantinopels befinden sich Grabmäler der Sultane und türkischen Großen. Diese Gebäude nennt man Turbes und werden von den Türken sehr verehrt. Mit jedem ist eine milde Stiftung verbunden, sei es eine Armenküche, eine Freischule, ein Hospital oder eine Fontaine; die letzteren sind am häufigsten. Da sie in ihrer Bauart zu sehr von einander abweichen, so werde ich nur einzelne schönere Grabmäler gehörigen Orts beschreiben und wende mich zu den Fontainen selbst. —

Diese sind verschiedenartig, aber immer sehr phantastisch construirte Gebäude, mit entweder flachen Dächern, die mit einer niedrigen Gallerie umgeben sind, oder sie haben seltsam ausgeschweifte Dächer in chinesischer Manier; noch andere haben weit vorragende Dächer, die oben und unten bunt bemalt sind, mit schornsteinhohen Thürmchen, über welchen sich eine Kuppel wölbt, wie die Fontaine an der Sophienmoschee. Alle sind mit bunten Arabesken, Stukaturarbeiten, Vergoldungen und Koransprüchen überladen. Sie stehen meist auf einer steinernen, vorspringenden Unterlage, die oft mehrere Stu-

fen hoch ist. Sie sehen alle äußerst zierlich und sauber aus, und würden jeden Platz einer europäischen Stadt verschönen. Bei diesen Fontainen sind Leute angestellt, welche den ganzen Tag beschäftigt sind, Wasser zu schöpfen, um es den Armen unentgeltlich zu verabreichen.

Bemerkenswerth sind die in Constantinopel gebräuchlichen Wagen, welche, wie bei uns die Droschken und Fiaker, auf allen Plätzen in großer Anzahl vorhanden sind. Es giebt davon zwei Arten. Die Kotschi ist eine unten und nach hinten zu abgerundete Kutsche, an die sich oben eine ebenfalls abgerundete Decke anschließt, so daß der ganze Wagenkasten einer Nuß gleicht. An den beiden Seitenwänden befinden sich ovale Ausschnitte, durch welche man auf einer bunten Leiter ins Innere steigt; auf der Zugseite befindet sich ein ähnlicher kleinerer Ausschnitt, um Aussicht zu gestatten, alle drei werden durch Vorhänge verhüllt und sind noch mit vergoldeten Kränzen oder durchbrochener Arbeit eingefast. Der flache, wie eine Muschel abgerundete Boden ist mit Teppichen und Kissen belegt, auf welchen man lang ausgestreckt sitzen muß, denn auch der Rücken hat keine Lehne, dafür ist aber hier wie an den andern drei Seiten ein ovaler Spiegel angebracht.

Die Araba hat grade Wände, man steigt auf einer Leiter von hinten hinauf und sitzt hier an den langen Seiten auf Polstern; dünne Stäbe tragen einen Baldachin von rothem Zeuge, um die Damen vor der Sonne zu schützen. In der Kotschi haben höchstens vier, in der Araba aber zehn Personen Platz und werden diese Wagen nur von Frauen benutzt; sie sind beide mit den

buntesten Farben bemalt und mit vergoldeten Arabesken überladen. Diese Wagen hängen auch in keinen Federn, können auf den unebenen Straßen nur im Schnecken- gange fahren und werden meist nur von einem Pferde in einer Gabeldeichsel gezogen oder von zwei Büffeln, die ein gemeinschaftliches Joch tragen, welches mit nach hinten zu gebogenen Stäben geschmückt ist, an welchen schwere rothe Quasten doppelt und dreifach herabhängen. Beide Büffel haben auf der Stirn einen Taltsmann in Form der Stirn und des Nasenbeines, mit einem Spiegel in der Mitte und mit Goldflittern umgeben. Diese Wagen sind schwerfällige Maschinen, welche den Staats- farossen aus dem 17. Jahrhundert gleichen; und da auch ihre Achsen und Räder nie geschmiert werden, so sind sie auch für feine Ohren unausstehlich, weil die trocke- nen Räder ein abscheuliches Quietschen verursachen. Diese Phaetons, welche mit der Trägheit der Türken recht sehr übereinstimmen, werden von einem Manne in rothem Käppchen und ungeheuer weiten Hosen, die ihm das Ge- hen erschweren, gelenkt, denn er geht neben dem Wa- gen her und bedient sich statt der Peitsche eines derben Stöckens.

Eben so unbequem als diese Wagen sind auch die Kalks oder türkischen Gondeln. Es sind lange und schmale Fahrzeuge mit vertieften d. h. abgerundeten Bo- den, der mit Polstern belegt ist, auf welchen man eben- falls mit lang ausgestreckten Beinen sitzen muß, wenn man nicht, wie die Türken, mit untergeschlagenen Beinen sitzen kann. Der Kiel des Kalks ist sehr spitz, um die Wellen besser zu durchschneiden, und an diesem wie am

Steuer ist das Innere des Kalks erhöht und dienen diese Plätze zum Sitz für diejenigen Personen, welche sich nicht auf den Boden setzen wollen. Der innere Rand der Wände ist mit plumpem Schnitzwerk verziert. Bei jedem Ruderschlage empfindet der im Kalk Sitzende einen Ruck, weil die Ruder sich an einen Zapfen auf dem Rande der Wände anlehnen, von welchem sie bei jeder Bewegung abgleiten, da die Ruder fast wagerecht, geführt werden. Ein Schiffer regiert mit jeder Hand gleichmäßig ein Ruder, und richtet sich die Anzahl der Ruderbänke nach der Größe des Kalks. Man fährt in diesen Fahrzeugen mit großer Schnelligkeit und kamen sie mir nicht so unheimlich vor, als der Gräfin H. H., welche mit mir gleichzeitig in Constantinopel war, jedoch lange nicht so viel auf dem Wasser zu thun hatte, als ich. Die Russchalen ähnlichen Barken der englischen Schiffe, waren für mich weit unbequemer und auch die venettianischen Gondeln haben nur den Vorzug größerer Sauberkeit.

Um nun meinen freundlichen Lesern auch eine Idee von der Vortrefflichkeit der türkischen Miethgäule, welche an verschiedenen Punkten Constantinopels zur Bequemlichkeit des männlichen Publikums, für wenige Paras, zur Benutzung bereit stehen, zu geben, will ich ihm ein kleines Abenteuer erzählen, welches mir in Skutari begegnete. Ich hatte mich auf dem Landungsplatze daselbst mit Zeichen verspätet, und um schneller über die Hügel von Skutari in meine Wohnung in Kadiföi zu gelangen, miethete ich einen solchen Gaul, welcher mich keuchend durch einige Straßen trug, bis er in der Nähe

der Wohnung eines Paschas und Kommandeurs der Garde-Artillerie anfang, störrisch zu werden, so daß er nur mit äußerster Mühe Schritt für Schritt weiter zu bringen war, obgleich der hinterdrein gehende Eigenthümer mit einem Stocke seinen Gaul zerbläute und antrieb. Hinter mir kam in einiger Entfernung der Pascha mit seinem Gefolge geritten, und grade vor der Hausthüre desselben blieb meine hartmäulige Kosnante stehen, und war weder durch Sporen noch Stock zu bewegen, einen Schritt weiter zu machen. Der Pascha war inzwischen vor seinem Hause angekommen, konnte aber nicht in den Hof einreiten, weil ich ihm den Weg versperrte. Auf einen Wink von seiner Hand bemächtigten sich die beiden vor der Thür aufgestellten Wachposten des Zügels meiner Mähre, um sie fortzuziehen, aber diese wich, trotz den Schlägen und Flüchen ihres Herrn, keinen Schritt, und ich war genöthigt abzustiegen und meinen Weg zu Fuß fortzusetzen. Nun erst war das Thier von der Stelle zu bringen, an welche sie festgebannet zu sein schien. Für mich war die Geschichte nur deshalb fatal, weil mich der Pascha kannte und mir, als Militair, bessere Reiterkünste zutrauen durfte. Man benutzt diese Pferde nur, um sich die steilen Straßen hinauftragen zu lassen, zu einem Spazierritt sind sie schlechterdings unbrauchbar.

## Viertes Kapitel.

### Licht und Schattenseiten der türkischen Hauptstadt.

Die Türkei ist das Land und seine Hauptstadt, die Stadt der Kontraste, und diese Behauptung läßt sich durch einen tieferen Blick auf die jetzigen Zustände des Reichs, die staatlichen Einrichtungen, in den geselligen Verkehr, auf Werke der Kunst und die Wirkungen der Natur leicht beweisen. Alles beruht hier auf Illusionen. Der erste Eindruck ist hier bei allen Dingen großartig, in den Zusammenstellungen der Massen wie im Einzelnen; dieser Eindruck verwischt sich jedoch bei genauerer Betrachtung. In diesen Gegensätzen von Größe und Geringfügigkeit, Armuth und Reichthum, Schönheit und Häßlichkeit u. s. w. liegt aber ein besonderer Zauber für den Fremden, welcher Constantinopel besucht: der Reiz der Neuheit, denn jeder Gegenstand bietet ein besonderes Interesse.

Man kommt auf dem Dampfschiffe an, ist ganz geblendet und überwältigt von der Pracht der Moscheen, Paläste, Gärten und Terrassen, welche wie im Fluge vor den Augen des Reisenden vorüberziehen. Das Schiff ankert; es fällt dem Fremden auf, daß ihn bei seiner

Ankunft in der Hauptstadt eines despotischen Landes, Niemand nach einem Pässe oder dem Zweck seiner Reise fragt, während er in andern Städten des civilisirten Europas oft so sehr belästigt wurde, noch ehe er darin ein Asyl gefunden. Hierdurch ermuthigt, steigt er mit den ausgedehntesten Erwartungen ans Land, aber kaum betritt sein Fuß den Boden, so ist es mit der ersten Illusion zu Ende, denn ein Schwarm schmutzigen Gesindels umringt und verfolgt ihn und eben so schmutzige, finstere, enge und krumme Straßen leiten ihn, auf dem schlechtesten Steinpflaster, bis zu dem bunten hölzernen Hause, in welchem er seine Wohnung aufschlagen will.

Der Reisende befindet sich nun unter einem fremden unkultivirten Volke, dessen Religion es schon antreibt, jeden Ungläubigen anzuseinden; der Koran schreibt es ihm vor, er glaubt dabei oft gottgefällig zu handeln, und dennoch sind die Türken friedliche, freundliche Leute, welche hier den Europäer weniger belästigen, als dessen eigene Glaubensgenossen, und duldsamer gegen sie sind, als die Christen gegen eine andere Religionssekte sein mögen. Höchstens macht sich des Türken Verachtung gegen den Christen, bei besonders wichtigen Gelegenheiten, durch ein: *Staur!* Luft. Dagegen findet der Reisende grade im Frankenviertel das schlechteste Gesindel, welches von Raub, Mord und Falschmünzerei lebt, und vor welchem er sich nicht genug vorsehen kann.

Das Banditenvolk besteht meistens aus Griechen, Albanern, Dalmatiern, Siebeninsulanern, d. s. Leute von den jonischen Inseln, Malthesern und Sardiniern. Man wird von demselben auf freier Straße angefallen.

Niemand kommt dem Opfer zu Hülfe, weil man sich vor den Complicen fürchtet die auf der Lauer stehen. Auch nAchthliche Einbrüche sind häufig und werden mit der größten Frechheit verübt.

Die Franken dürfen von den türkischen Behörden nicht bestraft werden, so lange sie das Verbrechen nur in Pera und gegen Christen verübt haben. Wenn sie auch einige Gauner einsperren, so werden diese doch von der Gesandtschaft reclamirt, unter deren Schutze sie stehen; da diese aber keine Strafen verhängen, sondern höchstens solche Subjekte in die Heimath verweisen, so wird dem Uebel nicht abgeholfen, denn die Verbannten kommen zum entgegengesetzten Thore sogleich wieder zurück.

Sämmtliche Europäer stehen in Constantinopel unter dem Schutze der Gesandten ihrer Nationen, und wenn diese keinen besonderen Gesandten bei der Pforte accredirt haben, so schließen sich die Fremden, als Schutzverwandte, der Gesandtschaft einer Macht an und erhalten von dieser Schutzscheine, wofür ein geringer Betrag entrichtet wird.

Die Gesandtschaften schlichten Civilprozesse; man klagt bei der Gesandtschaft, unter deren Schutze der Beklagte steht, und haben die Missionen Kawasse oder Polizeidiener von der türkischen Regierung zur Verfügung, um ihre Sentenzen in Ausführung zu bringen. Das Verfahren in Schuld und Wechselklagen ist ziemlich einfach. Man erläßt eine Zahlungs-Aufforderung und wenn dieser nicht nachgekommen wird, erfolgt Execution oder Personal-Arrest.

Der Kanzler der Gesandtschaft ist hter Richter in erster Instanz, und nur ausnahmsweise findet die Appellation an den Gesandten selbst statt. Da die Kanzler fast sämmtlich Peroten sind, so sind ihre Aussprüche, auch gegen Schutzbefohlene, nicht immer unpartheiisch.

Tritt man in eine der schmutzigen griechischen Lokanden und Tavernen, in denen die unbemittelte Klasse des Volks für eine Kleinigkeit Speise erhält, dann kann man sich überzeugen, von was für gefährlichen Individuen Pera bedroht ist. Es kommen in diesen Tavernen täglich blutige Händel vor, da die rachsüchtigen Griechen stets mit ihren Messern bereit sind. Zu meiner Zeit sind bei einer solchen Kauferei elf Menschen ums Leben gekommen.

Constantinopel liegt in einer Gegend, welche sich eines milden und gesegneten Klimas erfreut, so daß die Natur die herrlichsten Früchte, um welche wir die trägen Eingeborenen beneiden können, im Ueberflusse hervorbringt. Aber das Klima der Hauptstadt ist äußerst veränderlich und die Temperatur erleidet darin so plötzliche Wechsel, daß man zu gewissen Zeiten aus der Wärme zur Kälte und umgekehrt übergeht, und zwar mit merkwürdiger Schnelle. Der Winter dauert lang, denn er beginnt Ende Januar und ist regnerisch; vor Ende April beginnt sich die Atmosphäre selten zu erwärmen. Stürme, Schnee und ewiger Regen ermüden die Geduld weit mehr als bei uns, wo uns der Winter durch Schlitten- und Schrittschuh-Parthien Zerstreuung gewährt, während im Orient nicht daran zu denken ist. Die Kälte ist in den Stuben um so empfindlicher, da keine Defen im Gebrauch sind um sie heizen zu können. An diesen langen

Wintern ist das schwarze Meer und die hohen Berge des Kaukasus schuld. Die Aequinoctialstürme sind von verheerender Gewalt, kommen plötzlich, werfen ganze Reihen von Bretterhäusern ein, zertrümmern unzählige Kasse und verschwinden eben so schnell. Zwischen Winter und Sommer ist kein successiver Uebergang. Nachdem im Mai die Bäume abgeblüht haben, fängt die Hitze an; im Juni ist das Erdreich schon überall ausgetrocknet, im Juli ganz verbrannt und bietet dann dem Auge nur schwarze Flächen, ohne alle Vegetation, dar. Die Hitze ist nun unerträglich und wird durch den Sirocco dann die Luft verpestet, welcher die Nerven so abspannt, daß die Menschen oft wie matte Fliegen auf den Straßen hinfallen.

Diese Stadt der Kontraste ist vom Bosphor, vom Hafen und vom Marmor-Meere aus gesehen, an den Ufern mit einem beständigen Grün bekleidet; aber man betrachte die Gegend hinter den Mauern Constantinopels oder hinter Pera und man wird nichts erblicken als traurige Deiden, große unbebaute Flächen, auf denen kein Grassalm wächst, und nur hin und wieder mit Baumgruppen und Rasenplätzen bekleidet, die als Dasen zur Einkehr laden. Aber diese lockenden Plätze verbergen wiederum Ungezieser aller Art und ist daher auch bei ihrem Besuche Vorsicht nöthig.

Unter dem sonnigen Klima gedeihen hier die saftigsten Früchte auf dem vertrocknetsten Erdreich; man hat die Wahl zwischen Melonen, Feigen, Trauben, Orangen, Granaten u. s. w. dagegen leiden die Einwohner großen Mangel am nöthigsten Lebensbedürfnis, am Wasser. Ich habe mich oft geärgert, wenn ich in Constantinopel für 8 Silbergroschen oder 2 $\frac{1}{2}$  Pfund Preuß.

eine Oka des feinsten Zuckers, für einen Pfennig zwei Citronen und für 6 Silber Groschen ein halbes Quart des besten Aracs kaufen konnte, um Punsch zu machen, und wenn es dazu kommen sollte, wegen Mangel an Wasser, den Kram wieder einpacken mußte. Dieser Wassermangel nöthigt die Einwohner von Constantinopel, im Winter Schnee und Regenwasser zu sammeln, um es zu filtriren und in Kellern für den Sommer aufzubewahren, wo es dann oft noch besser ist, als das meilenweit hingeleitete Wasser aus den Benden von Belgrad. Im Sommer werden oft öffentliche Gebete in den Moscheen gehalten, um vom Himmel Wasser zu ersehen.

Der Reisende wird in Constantinopel das beste Confekt und das schönste Gebäck, Austern, Caviar, See-spinnen, Schnecken u. dergl. Delikatessen für ein Spottgeld erhalten, dafür muß er sich aber immer und ewig mit Hammelfleisch und Fischen begnügen und auf anderes Fleisch, Butter, Sahn u. s. w. an welche er gewöhnt ist, gänzlich verzichten, denn er lebt orientallisch.

An vielen Punkten der Stadt genseßt er die reizendsten Panoramen, während er zu seinen Füßen und in seiner nächsten Umgebung den scheußlichsten Anblick haben würde, wenn er nicht bloß in die Ferne blickte. In keiner großen Stadt ist wohl die Unsauberkeit auf den Straßen und Plätzen bemerkbarer, als in Constantinopel. Bei der großen Trockenheit des Erdreichs, die das warme Klima hervorruft, finden sich Gegenstände in Menge, welche den übelsten Eindruck auf den Fremden machen. Bald ist es der große Staub, welcher belästigt, bald macht aber ein kurzer Regen die Wege so

schlüpfrig, daß das Gehen nur mit Mühe möglich ist, denn der aufgelöste Staub wird zum Morast. Dabei machen Fisch- Fleisch- Obst- und Gemüsehändler die Straßen überall schmutzig und schlüpfrig, indem sie ihre Waaren häufig mit Wasser begießen, um sie vor Fäulniß zu bewahren. Das Verdorbene wird ohne alle Umstände auf den Platz geworfen, wo die Händler ihren Verkaufsstand aufgeschlagen haben; so auch werden die Melonenschalen, da jeder Verkäufer diese Früchte auf Verlangen sogleich schält, weggeworfen, und bedecken dann weithin die Straßen. An den Straßenecken wird auch das Vieh geschlachtet, und das nicht aufgefangene Blut fließt in einem Loch, welches der Fleischer in der Nähe seiner Schlachtbank gegraben, zusammen, um hierin zu verfaulen. So herrliches Rosenöl auch in den Bazaren zu haben ist, und dort die Hallen davon weithin lieblich duften, so verursachen jene Gegenstände in den Straßen im Gegentheil den unangenehmsten Geruch, und in den Bazar kommt man doch seltener als in diese. Doch stehen diese Kleinigkeiten in keinem Vergleich zu den größeren Gegenständen der höchsten Unsauberkeit. Eine Menge Kadaver von Hunden, Katzen, Ratten und selbst Pferden werden auf die Straßen und Plätze geworfen, und bleiben da liegen, bis sie in Verwesung gerathen oder von den gefräßigen Hunden verschlungen werden. Oft sind diese Kadaver ganz zersezt, unzählige Maden wimmeln darauf herum und erregen, durch den abscheulichsten Zustand, den Ekel der Vorübergehenden. Auf dem Wasser ist es ebenso, nur ledert man die Kadaver zur Wasserparthie erst ab, und diese werden dann von den sple-

lenden Wellen, in ihrem aufgedunsenen Zustande nach allen Seiten herumgedreht.

Durch diese ekelhaften Gegenstände wird die Luft verpestet, doch sorgt keine Polizei für die Abschaffung dieses Uebelstandes; die Vinderung desselben wird nur den Scharen von Raubvögeln, welche über der Stadt kreisen, den wilden Hunden, welche wüthender Hunger treibt, und dem Nordwinde überlassen, welcher die verpestete Luft zwar reinigt, dafür aber mannigfache andere Uebel mitbringt.

Es ist daher gar nicht zu verwundern, wenn Constantinopel so oft von der Pest heimgesucht worden ist, die bisweilen große Verwüstungen anrichtete. Im Jahre 1812 raffte die Pest dort 100,000 Personen fort. Die Regierung that früher nichts, um durch Sanitäts-Maßregeln die Wuth der Epidemien zu dämpfen und die Einwohner waren sich selbst überlassen. Die lächerlichen Vorurtheile der Moslemen und ihre blinde Unterwerfung unter alle Schläge des Schicksals, waren immer die hauptsächlichste Ursache ihres Unterganges. Die Worte: Allah kerim! ließen Alles gut heißen. Doch sind jetzt endlich die Türken zu der Ueberzeugung gelangt, daß ihnen Allah ohne eigenes Hinzuthun nicht immer hilft, und daß der Mensch wohl im Stande sei, durch zweckmäßige Vorkehrungen einem Uebel zu entgehen. Ein Mann wie Mahmud II. war wohl geeignet, die Vorurtheile zu bekämpfen und die Starrköpfe der Türken zur Vernunft zu bringen. Er ließ die ersten Quarantainen und Lazarethe anlegen, das fränkische Pesthospital in Pera ging als gutes Beispiel voran, und haben sich die Tür-

ken seitdem ganz wohl befunden, denn seit Jahren hat die Pest dort nicht mehr gewüthet und das fränkische Hospital hat jetzt einen allgemeineren Wohlthätigkeitszweck, indem alle kranken, unbemittelten Europäer hineingebracht werden, die sonst keine Pflege hätten.

Es giebt noch eine bedeutende Unannehmlichkeit in Constantinopel, welche für den Reisenden einen Reiz der Neuheit haben wird. Er wird daher erstaunen zu erfahren, daß die Hunde eine der Gefahren dieser Stadt sind, vorzüglich bei nächtlichen Promenaden. Diese Thiere, welche von den Vorurtheilen der Muselmänner beschützt werden, durchziehen plündernd alle Stadtreviere, verschlingen mit Gefräßigkeit Alles, was sich ihnen bietet und verfolgen die Franken, gegen welche sie einen eigenen Haß zu haben scheinen, mit dem wüthendsten Gebell, das weithin zu hören ist. Es kommt häufig vor, daß der sich verspätende Lustwandler mit zerrissenen Kleidern heimkehrt und er muß sich glücklich schätzen, wenn er nicht blutige Spuren und gefährliche Wunden davonträgt. Die Hunde sind schon am hellen Tage gefährlich; mit jedem Schritt stößt man an diese Thiere, die überall zu Hunderten liegen und nie ausweichen, weil sie sich in Trägheit die Türken zum Muster nehmen; ihr Gebell zieht sofort die ganze Gesellschaft in der Nähe herbei. Sie sind wild wie die Wölfe, ihnen äußerst ähnlich und verzehren von Hunger getrieben die herumliegenden Kadaver, wodurch sie den Abdecker entbehrlich machen. Besonders gefährlich sind sie für die Fisch- und Fleischhändler und Köche, welche ihre Waaren auf freier Straße feilbieten; diese können sich der vielen Räubereten

der Hunde nicht erwehren. Ihr Geheul, welches sich die ganze Nacht hören läßt, giebt im Verein mit dem Geschrei der vielen Katzen, die sich scharenweise auf den Dächern versammeln, das abscheulichste Nachtkonzert, welches man sich denken kann. In späten Abendstunden, wo man keinen Türken auf der Straße mehr sieht, ist es gerathen, sich zur Vertheidigung gegen diese schrecklichen Thiere mit Waffen zu versehen, wenigstens mit einem Stocke, um so mehr, als die Straßen von Constantinopel nur während des Ramazans erleuchtet sind. Auch hierin herrscht ein Kontrast. Zur Fastenzeit blendende Beleuchtung, zu allen andern Zeiten aber dichte Finsterniß, es mag Mondschein im Kalender stehn oder nicht.

Wenn man nun alle Gefahren bedenkt, denen der Reisende in Constantinopel, mehr als irgendwo anders, ausgesetzt ist, z. B. von Fleisch-, Del- und Lichthändlern besudelt, von Kindern mit Steinen geworfen, von Hunden gebissen, von Lastträgern oder im Raik umgeworfen, von Lastthieren erdrückt, von Gaunern geplündert, von Patrouillen aufgegriffen und in Tophana eingesperrt zu werden, was bei der möglichsten Vorsicht sehr leicht geschehen kann; so wird jeder Reisende mit mir darin übereinstimmen, daß die Schattenseiten Constantinopels bedeutender sind, als die Annehmlichkeiten, was jedoch Niemanden von dem Besuche dieser Stadt abschrecken darf.

## Fünftes Kapitel.

Spaziergänge durch Pera, Galata und Sophana.

Gleich in den ersten Tagen meines Aufenthaltes in Constantinopel machte ich mich auf, um recht bald Pera und die damit verbundenen Vorstädte kennen zu lernen, fand aber bei meinen ersten Ausflügen selten den Weg wieder zurück, und kam stets nach bedeutenden Umwegen, oft in entgegengesetzter Richtung nach Hause.

Bei dem furchtbaren Straßengewirr in allen Stadttheilen, möchte man sich am liebsten, wie Theseus an Ariadnes Faden herausfinden, da keine Straße einen Namen hat, und man sich nur nach den großen Gebäuden orientirt. Bei einem Spaziergange ließe man sich das allenfalls gefallen, für den Verkehr aber wird es durch die nothwendig eintretenden Verzögerungen lästig. Ein vollständiger Plan wäre hier eben so unmöglich als nutzlos.

Die Hauptstraße von Pera ist wohl eine Stunde lang, sehr krumm, mitunter sehr schmal und schlecht gepflastert, was bei dem dreifach so theuern Schuhwerk als dem unsrigen, sehr einflußreich für die Börse wird. Man muß beständig auf der Huth sein, um nicht zu

fallen oder umgestoßen zu werden, weil man alle Augenblicke an einen Stein stößt, oder Reitern, Wagen, Lastträgern, auch ganzen Reihen von Kameelen und Maulthieren auszuweichen hat. Die Kameele sind einzeln aneinander gekoppelt und mit großen Ballen oder Körben voll Holzkohlen beladen, so daß sie mit ihrer Last beinahe an beiden Wänden der Straße anstoßen. Das den Zug eröffnende Kameel trägt am Halse eine große Glocke und wird von dem Besitzer, welcher auf einem Maulthiere voran reitet, an einem Stricke geführt; ob seine vierfüßige Gesellschaft das Publikum in den Straßen stößt und anderweitig inkommodirt, das kümmert ihn nicht; er reitet ruhig voran, ohne sich je umzusehen. Oft tragen aber auch sämtliche Kameele, mancher Zug zählt deren 15 bis 20, Glocken am Halse, was in den Straßen ein schauderhaftes Geräusch verursacht. Die Maulthiere sind meist mit Mauersteinen oder Balken beladen, die nur schlecht mit Stricken zusammen gebunden sind, sich daher leicht losmachen und den Menschen, die neben ihnen gehen müssen, auf die Füße fallen können. Höchst fatal für den Fremden sind die Fleischhändler und Seifensieder, welche die Hammelgekröse, Eingeweide und frischen Lichter, an den Enden einer langen Stange auf den Schultern tragen, und dadurch bei der geringsten Bewegung zur Seite, mit den noch blutigen Gefrösen u. s. w. an den Vorübergehenden anstreichen. Ebenso gefahrdrohend für die Kleider sind die Delschlauch- und Wasserträger, die Händler von Backwaaren, welche ihre Gebäcke auf einer runden Platte auf dem Kopfe, einen Korb vor sich am Halse hängend und einen drei-

beinigten hohen Schemmel als Verkaufstisch bei sich tragen, und endlich Korbhändler, die mit Körben aller Art so bepackt sind, daß man von ihnen nur die Beine sehen kann.

Oft sind die Straßen so enge, daß man mit ausgebreiteten Armen die gegenüberstehenden Wände erreichen kann, was für Betrunkene allerdings sehr praktisch ist; wo soll man aber an solchen Passagen den Lastträgern ausweichen, von denen oft acht bis zwölf zusammen die größten Lasten tragen? Zwei und Zwei tragen zusammen eine starke Stange auf den Schultern und an vier bis sechs solcher Stangen ist die Last angebracht. Hierbei stützt sich jeder Träger mit einem Arme auf die Schulter des Nebenmannes; Alle halten Tritt und man hört an den schweren Tritten schon von Weitem eine solche Gesellschaft ankommen.

Allen diesen Nebeln auszuweichen, erfordert viel Aufmerksamkeit. Will man sich etwas ansehen, so muß man stehen bleiben, während dem Gehen ist es nicht möglich; bleibt man aber stehen, so ist es einem Gauner, deren es in Constantinopel mehr als irgendwo giebt, sehr leicht, dem sorglosen Gaffer die Taschen zu leeren, ja es ist vorgekommen, daß Reisenden am hellen Tage, auf der Hauptstraße von Pera, die goldenen Knöpfe vom Rocke unbemerkt abgeschnitten worden sind. Auch die Bettler sind sehr zudringlich, und selten sieht man mehr Verstümmelte, denen Hände oder Füße, oder beide Glieder zugleich abgehauen sind, als in den türkischen Residenzen, gleichsam als lebende Warnigungstafeln vor der früheren strengen türkischen Justiz.

Sehenswerth für den Fremden ist in Pera zuerst das Galata-Seraï, ein stattliches, durch hohe Mauer von der Straße abgeschlossenes Gebäude, in welchem früher die kaiserlichen Pagen erzogen wurden. Mahmud II. machte 1827 daraus eine medizinische Schule, in welcher Franken als Lehrer fungiren und worin 300 Studenten zu Ärzten für die Armee heran gebildet werden.

Es ist auch Hebammen-Institut, wird vom Sultan mit besonderer Vorliebe behandelt und daher oft von ihm besucht. Bei diesen, wie bei allen ähnlichen Besuchen, reitet der Sultan, höchst einfach gekleidet und in einen Mantel gehüllt, umgeben von vier Infanterie-Unterofficieren mit ihren Gewehren, voran ein Kawas und hinter ihm ein großer Troß Diener zu Pferde, welche auf ihren Schultern Ledertaschen hängen haben, die mit Confect u. dergl. gefüllt sind, damit überall, wo sich Seine Herrlichkeit niederlassen will, sogleich Pfeife, Kaffee, Zuckerwerk und Scherbet bereit ist. Erst in neuerer Zeit werden dieser Schule die Leichen der, im Bagno gestorbenen, Verbrecher zur Section geliefert, was bei den Vorurtheilen der starrköpfigen Türken bedeutende Schwierigkeiten hatte.

Fast gegenüber vom Galata-Seraï liegt das Theater, ein unansehnliches Gebäude von Holz, daß mit seinen rohen Bretterwänden mehr dem Circus einer vagtrenten Kunstreiter-Truppe, als einem Musentempel gleicht, und worin nur zur Winterzeit italienische Opern gegeben werden. Das Innere ist allerdings geschmackvoller, die Bühne jedoch klein und auch der Raum für die Zuschauer

beschränkt. Kunstgenüsse sind hier nicht zu erwarten, den wenn auch die Solo-Parthien von guten Sängern und Sängerinnen ausgeführt werden, so fehlt es doch an den Chören, da nur ein sechs Mann starker Männer-, der Frauenchor gar nicht vorhanden ist. Auch die Besetzung des Orchesters ist lückenhaft und schwach, da nur Streich-Instrumente und die nothwendigsten Blasinstrumente vorhanden sind. Gewöhnlich werden die schwierigsten Piecen gestrichen und das Aufgeführte läßt viel zu wünschen übrig. Trotzdem wird das Theater fleißig besucht, da es den Franken an Wintervergnügen mangelt. Kommt der Sommer wieder, dann kehren die italienischen Nachtigallen in ihre Heimath zurück, denn die herrlichen langen Abende gewähren dann bessere Vergnügen im Freien.

Sehenswerth ist in Pera das neuerbaute Palais der russischen Gesandtschaft, welches sehr wohl mit den Palästen des Sultans wetteifern kann. Es producirt sich dem ankommenden Reisenden schon in weiter Ferne, da es frei und hoch gelegen ist, und vom Palais aus hat man die prächtigste Aussicht auf Constantinopel, das Marmormeer und Scutari. Es ist übrigens das einzige großartige Gesandtschaftspalais und scheint es schon zu einem ganz andern Zwecke erbaut zu sein, in der angenehmen Hoffnung: von hier aus das Regiment über die Türkei zu führen. Der russische Einfluß macht sich in Constantinopel in vielen Dingen bemerklich und keine Nation ist den Türken verhaßter als die russische, worunter alle andern europäischen Nationen mit leiden müssen, wie ich selbst zu bemerken auf empfindliche Weise Gele-

genheit hatte. Das österreichische Gesandtschafts-Hotel ist nach dem russischen das ansehnlichste, liegt aber in einer Seitenstraße und muß man auf dieser mehrere Treppen hinabsteigen, da es am Abhange des hohen Pera-Hügels gebaut ist. Ein Fremder wird es ohne Führer schwerlich finden, und doch wird es von den Deutschen oft besucht, weil in demselben die Postexpedition für Deutschland etablirt ist. Man findet, sonderbarer Weise, in dem, hauptsächlich für den Verkehr der Deutschen bestimmten Institute nur italienische Beamte, die sich durch Grobheit auszeichnen.

Die christlichen Kirchen und Klöster in Pera und Galata liegen alle versteckt, dürfen keine Glocken haben und sind ohne jeden äußern Schmuck. Man sieht Mönche von fast allen Orden, und bei den Gesandtschaften der Großmächte sind besondere Prediger angestellt, so daß jeder Fremde den Gottesdienst seiner Glaubensgenossen besuchen und Predigten in seiner Landessprache hören kann.

Die ausgestellten Waaren in Pera und Galata locken eine Menge Neugieriger an, und man findet in den verschiedenen Kaufläden, die sich aber nur in den Hauptstraßen concentrirt haben, alle Luxusartikel der Erde. Bemerkenswerth ist es übrigens, daß die bedeutendsten fränkischen Handwerker und namentlich die, welche für den Hof des Großherrn arbeiten, Deutsche sind, was meine geehrten Landsleute zur Niederlassung in Pera einladen könnte.

Kunstgegenstände bekommt man in Pera nur zufällig in Wenditen zu sehen, denn wirkliche Kunsthand-

lungen fehlen gänzlich und das Vorhandene ist nicht der Rede werth. Auch litterarische Neuigkeiten sind hier nicht so allgemein zu haben, als in andern Hauptstädten, da in der einzigen Buchhandlung in Pera, welche diesen Namen verdient, nur alte Ausgaben französischer und italienscher Klassiker, meist Nachdruck, auf dem Lager gehalten werden. Deutsche Bücher sind darin gar nicht zu haben und muß man seinen Bedarf durch Kaufleute verschreiben lassen. Buch- und Kunsthändler könnten sich dort mit Vortheil etabliren; eine gefährliche Konkurrenz hätten sie sobald nicht zu erwarten. Dagegen findet man in Pera Gewölbe mit großen Lagern von Spielkarten und dient dies zum Beweise, welche Art des Vergnügens hier vorherrscht. In der That wird der Fremde, der keinen Eintritt in Familienkreise erlangt, hier ein trauriges Leben finden, denn gesellige Cirkel und Vergnügungen findet er gar nicht. Besonders traurig ist der Aufenthalt und das Leben in Pera im Winter, denn die monotone Unterhaltung in den Kaffeehäusern wird sehr bald langweilig.

Im Sommer, wo die Straßen zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen mit Leinwanddecken überdacht sind, gewährt das rege Leben und Treiben darin das hauptsächlichste Vergnügen. Zur Zeit, wenn die Erdbeeren reifen und etwas später, wenn die Melonen zum Markte kommen, hat man bei den Promenaden in den Straßen den köstlichsten Duft von diesen Früchten; die Melonen findet man hügelhoch aufgethürmt. Abends sind die Straßen aber öde, denn es existirt keine Beleuchtung und nur vor den Gasthöfen spenden einzelne Laternen

ein spärliches Licht. Es ist dann auch unsicher und gefährlich, allein und unbewaffnet auszugehen, da Mordthaten sehr häufig sind. Kommt der Abend mit seiner Kühle, dann spazieren die Franken in die Kaffeehäuser außerhalb den Vorstädten, auf die Friedhöfe oder das Campo piccolo. Dies ist eigentlich nur eine fünfshundert Schritt lange, fünfzehn Schritt breite, ungepflasterte Straße an der äußersten Seite von Pera. Sie bildet das Plateau einer Anhöhe, von der man die schönsten Ausichten genießt, und die Franken amüsiren sich hier vor den Conditoreien, indem sie sich an einer Tasse Eis laben, gemüthlich ihre Pfeife Taback rauchen und sich von ihren Geschäften unterhalten. Für den Fremden ist dieser Punkt allerdings neu und interessant, denn er findet in dem kleinen Raume, auf welchem sich Tausende von des Tages Last erholen, wohl alle Nationen und Trachten der Erde beisammen; wo man hinhört, hört man eine andere Sprache, und Maler und Sprachforscher können hier gründliche Studien machen. Hier giebt es auch kleine öffentliche Gärten, in denen man sich kaum rühren kann, und aus denen man durch schlechte Conzerte vagirender Musikbanden schnell wieder vertrieben wird.

Es ist rathsam, sich zu solchen Abendpromenaden mit einer Laterne zu versehen, welche man für sechszig Para in jeder Tabackbude kaufen kann. Die üblichen Laternen sind rund, von zusammengelegtem Papier und werden zum Gebrauch auseinander gezogen. Man muß aber mit diesen Papiercylindern sehr vorsichtig umgehen, denn ein Windstoß oder eine äußere Berührung läßt leicht die

Laternen in Flammen auslodern. Ohne eine solche Laterne darf man sich nicht betreffen lassen, denn türkische Patrouillen, bis zwanzig Mann stark, durchkreuzen nach zehn Uhr die Straßen und zwar so geräuschlos, daß man sie nicht eher gewahr wird, bis der Führer dem späten Nachtwandler mit seinem Stabe den Weg versperrt, um ihn zu examiniren. Bei dem geringsten Verdachte oder wenn man sich nicht rechtfertigen kann, wird man mitgenommen und nach Tophana auf die Wache gebracht, wo man campiren muß, bis am andern Morgen sich die Dollmetscher der Gesandtschaften dort einfänden, um die Gefangenen zu reclamiren und zu erlösen.

Das Gedränge in den Straßen von Galata ist wo möglich noch größer als in Pera, da die Straßen selbst hier noch enger sind, und der hier allgemein herrschende Schmutz fällt sogleich auf. Ein Wagen, der sich nur im Schneckengange bewegen kann, oder eine Hammelherde, versperren oft den Weg für Minuten gänzlich. Es kommt auch vor, daß Wagen bis zur nächsten Seitenstraße zurückgeschoben werden müssen, wenn sich dergleichen bewegliche Dämme begegnen, die dann einander nicht ausweichen können. Um nicht Rippenstöße zu erndten, muß man geduldig harren, bis sich die Passage gelüftet hat; überhaupt lernt man in Constantinopel besser als sonst wo Geduld, und ein langer Aufenthalt kann jeden Fremden phlegmatisch machen. In den finstern Straßen von Galata wimmelt es von Matrosen, Schiffssoldaten, schmutzigen Lössern, zudringlichen Schiffern und spanischen Juden, welche letztere bei den geringsten Einkäufen ihre Dienste als Mäkler anbieten. Eine Menge

Kleiderhändler haben hier ihre schlechte Waare feil, die auf Stricken oder Nägeln hängt, und man kann sicher sein, daß man die Kleider um den dritten Theil des gebotenen Preises kaufen kann. Armenier und spanische Juden machen sich aus dem Betrügen kein Gewissen.

Galata zieht sich weit am Hafen und um die Abhänge des Pera-Hügels hin, ist die eigentliche Handelsstadt der Franken und war schon im 14. Jahrhundert den Kaufleuten der Republik Genua überlassen, welche hier einen besondern Baillo oder Konsul hatte. Diese Vorstadt ist von der Landseite mit hohen Mauern umgeben, deren Thore mit Sonnenuntergang geschlossen werden, weil eben hier der hauptsächlichste Verkehr des niederträchtigsten Gesindels stattfindet, welches auf den nahen Schiffen leicht Zuflucht findet. Trotzdem haben alle europäischen großen Kaufleute und Banquiers ihre Comptoirs, der Bequemlichkeit wegen, in Galata, denn hier sind auch die Börse, die Packhöfe, das Wauthhaus und der bequemste Landungsplatz. Hier findet man die größten Lager böhmischer Glaswaaren, wie man sie in solcher Pracht selbst in der Heimath nicht zu sehen bekommt, und werden dieselben besonders von persischen Käufern sehr gesucht.

In Galata sind die Handwerker in bestimmte Straßen verwiesen; so steht man in der einen nur Schneider, in der andern Segelmacher, in der dritten u. s. w. Tischler, Kürschner, Schuhmacher und arbeiten diese Leute entweder auf der Straße selbst oder in kleinen offenen Bauden. Sehr interessant ist es, in einer Gegend alle Handwerker beisammen zu treffen, welche sich mit der

Anfertigung aller Schiffsgeräthe beschäftigen, so daß ein Schiff in der kürzesten Zeit sich mit allem Nöthigen komplettiren kann.

In der Nähe der Börse befindet sich eine Moschee, deren Thore in den Vorhofmauern mit starken Ketten gesperrt sind, unter denen man wegfriechen muß. Bei der frequenten Passage über den Vorhof, findet auch auf demselben allerhand Verkehr statt, so hat z. B. ein öffentlicher Schreiber hier seinen Standpunkt, um unter einem rohen Baldachin die seiner Kunst bedürftigen Türken zu bedienen.

Sehenswerth ist in Galata der Weinhafen, ein durch hölzerne Planken eingeschlossener Theil des Hafens, um welchen man von allen Seiten auf einer Art Brücke herumgehen und wo man sich für wenige Paras am griechischen Weine delectiren kann; doch ist, nach meinem Geschmack, der dicke rübe Cyperwein eben so wenig eine Delikatesse zu nennen, als der türkische rothe Brussa-Wein. Man versteht das Keltern nicht, denn die Trauben selbst sind köstlich.

Für den Feinschmecker giebt es in Galata noch andere Genüsse, als: Seekrebse, Austern, Kaviar, Seespinnen, Schnecken u. dergl. mehr. Es ist aber ausgemacht, daß die von den Fischhändlern feilgebotenen Sachen einen kontrastirenden Eindruck auf die Geruchsorgane üben, wenn man an den lieblichen Duft der Melonen und Erdbeeren in Pera denkt. Dagegen existiren in Galata die größten griechischen Conditoreien, deren Räumlichkeit bedeutend ist und deren Eleganz nichts zu wünschen übrig lassen. In den meisten derselben

findet man ein Gärtchen, bepflanzt mit Rosen und Jasmin und den seltensten orientalischen Gewächsen, in denen es beständig grün ist. Ein Springbrunnen spendet darin Kühle und man läßt sich in diesen freundlichen Hallen mehr das klare Wasser als den Kaffee und seinen Tschubuck schmecken, denn das Rauchen bleibt auch hier das Hauptvergnügen; Pfeifen und Tassen sind für solche Wirthschaften die nothwendigsten Geräthe.

In den meisten Kaffeehäusern in Galata trifft man als Pfeifenstopfer und überhaupt zur Bedienung, schöne griechische Knaben in ihrer malerischen Tracht, die aber für geheime Vergnügen der Türken bestimmt sind. In der Regel sind diese modernen Ganymede eben so frech als die Freudenmädchen, deren es in Galata in Menge giebt und die sich nicht scheuen, sich am hellen Tage im Hemde auf den Straßen blicken zu lassen und ihre Toilette öffentlich machen. Wehe dem Fremden, der sich in dem Neze dieser Syrenen fangen läßt; mit heller Haut kommt er gewiß nicht davon, denn

Matrosen und Schiffsoldaten

Sind in Etwas stets übel berathen!

Man kann endlich in Galata auf der Straße Mittag speisen; es finden sich überall Garfücken, oder eigentlich nur Bauden, in denen gekocht und gebraten wird, und an allen Straßenecken kauern Leute, welche über ihrem Kohlentopfe Eis bereiten, das dem in den Conditoreien gefertigten an Güte nichts nachgiebt.

Der Fremde versäume ja nicht den genuesischen Thurm in Galata, dicht an Pera und hoch gelegen, zu

besuchen. Der Thurm ist von einer Mauer umgeben und zahlt man für den Eintritt ein kleines Trinkgeld. Das Erdgeschosß ist nicht einladend, denn es ist äußerst schmutzig und wird als Hühnerstall benutzt. Fünf Steintreppen führen in die unteren Etagen des Thurms; am Ende jeder Treppe befindet sich ein freier Raum, erleuchtet durch kleine Fenster und mit Gemächern; von der fünften Etage führen noch drei Holztreppen bis in eine große freie Stube, die den ganzen Umfang des Thurmes einnimmt, und in welcher jetzt ein Kaffeeshank etablirt ist. Die Mauern sind hier noch zehn Fuß stark, und darin 14 zwölf Fuß hohe Fenster angebracht. In dieser Stube werden Löschapparate aller Art aufbewahrt, was aber sehr unzweckmäßig erscheint, da man bis hinauf 144 ausgetretene Stufen zu steigen hat, während diese Geräte, um sie bei der Hand zu haben, recht gut im Erdgeschosß untergebracht werden können.

Ob schon die Aussicht von der Kaffeestube aus großartig ist, so wird man doch reichlich belohnt werden, wenn man sich die Mühe geben will, noch die Gallerie zu ersteigen. Eine Wendeltreppe führt von der Kaffeestube noch 45 Stufen aufwärts bis in den Glockenstuhl, der mit Blech gedeckt und sehr abschüssig ist. Die hier hängende große Glocke ist für immer verstummt, wenigstens für so lange, als sich Constantinopel in türkischen Händen befinden wird. Den Glockenstuhl erleuchten wiederum vierzehn vergitterte Fenster, und für einen zweiten Bagdschis erhält man die Erlaubniß, durch ein offenes Fenster auf die Gallerie zu steigen. Es ist ein halbsprecherisches Wagstück, auf dem blechbedeckten, abschüssigen Boden über die Fensterbrüstung

auf den Kranz hinauszukriechen, aber wer den Stephans-  
thurm in Wien erstiegen hat, der läßt sich so leicht nicht  
abschrecken, und ich kam glücklich hinaus. Die Gallerie  
ist mit einem Geländer eingefast, welches 14 steinerne  
Pfeiler verbindet. Der Umkreis beträgt etwa fünfzig  
Schritt. Das Rundgemälde von hier aus ist über alle  
Beschreibung erhaben und nie habe ich wieder ein ähn-  
liches gesehen. Man übersieht ganz Constantinopel bis  
zu den sieben Thürmen und Gjub; darüber hinaus die  
großen Kasernen von Namid Tschiflik und Daud Pascha,  
das ganze Marmormeer mit der asiatischen Küste, im  
Vordergrunde davon Scutari, Kadiköi, Fenarbagdsche  
und die Prinzeninseln; nur auf der Seite nach dem  
Bospor zu wird die Aussicht durch das hochgelegene  
Pera versperrt, wofür man aber dieses mit Galata in  
der Vogelperspektive übersieht. Wie klein erscheint der  
Mensch bei so riesiger Umgebung! Warum hat es noch  
kein Daguerreotypist versucht, dieses Gemälde auf seinen  
Platten aufzufangen? für den Maler ist die Aufgabe  
zu großartig und fast unausführbar. Auf der Gallerie  
und in der Glockenstube sind alle Wände mit unzähligen  
Namen beschrieben, unter denen ich auch die der Lord's  
Byron und Cockeril las. Dieser Thurm diente früher  
den Genuesen als Bollwerk, von welchem sie Constanzinopel  
und den Hafen beherrschen konnte; er ist sehr  
geräumig und kann noch jetzt 24 Kanonen aufnehmen.

Will man von Pera aus nach Tophana gelangen,  
so muß man beständig steile, schlecht gepflasterte Straßen  
hinabsteigen, auf die Gefahr hin den Hals zu brechen.  
Bei so gefährlicher Passage ist das Leben und Treiben

hier, gegen Pera und Galata, todt, da Franken eigentlich gar nichts darin zu thun haben und es wenig besuchen. Tophana ist schon ausschließlich türkisches Quartier und eine wahre Soldatenstadt. Es hat seinen Namen von der Kanonengießerei, zieht sich zwischen Galata und Fundüklü lang am Meere hin, und bietet wiederum ein anderes Bild als die anderen Vorstädte. Auch in Tophana ist ein Landungsplatz oder eine Scala, und es ist die einzige Vorstadt, welche einen freien Platz hat; er liegt dicht am Meere und ist nur unbedeutend. Auf dem Platze und ganz in der Nähe des Wassers stehen verschiedene Kaffeehäuser mit Gärten, in welchen sich die Türken versammeln, um den öffentlichen Erzählern zuzuhören oder den unsittlichsten Schattenspielen zuzusehen. Frauen sind bei diesen Vergnügungen nicht zugegen und dürfen sich daher die Türken unter einander nicht schämen, die übrigens Alles mit der größten Gleichgültigkeit aufnehmen, ohne ein Zeichen der Befriedigung zu geben.

Tophana ist die eigentliche Werkstatt der Töpfer und Pfeisenkopfmacher; man sieht hier Töpfe, in welchen ein großer starker Mann bequem gekocht werden könnte, und dienen diese zur Aufbewahrung des im Winter gesammelten Schneewassers. Hier befindet sich auch die Moschee des Sultans Mahmud, mit vergoldeter Kuppel und den zierlichsten Minareten, und ist dies die einzige Moschee, welche Glocken hat, doch dürfen sie nicht geläutet werden, um das, allen Neuerungen feindlich gesinnte, Volk nicht zu erbittern; sie ist auch die einzige, deren hohe Kuppel im Innern durch keine Säulen getragen wird, im Uebrigen ist sie aber so leer und einfach,

als alle andern Moscheen, hat auch keinen Vorhof, sondern steht im Hofe der Artillerie-Handwerksstätten. Dieser Hof ist sehr lang, aber schmal und ganz mit Kugelhäufen und Fahrzeugen der Artillerie vollgestopft. Eine Menge seltsam konstruirter Munitions- und Vorrathswagen stehen hier, doch fallen dem, sich für das Kriegswesen interessirenden, Reisenden vor Allem einige Steinkugeln, von 5 Fuß im Durchmesser in die Augen, die zu der berühmten großen Kanone gehörten, welche Mohamed II. zur Belagerung Constantinopels besonders gießen ließ. Die Werkstätten der Handwerker selbst sind nicht so großartig als unsere, namentlich sind die der Stellmacher zu finster, doch herrscht in allen die vollkommenste Ordnung.

Neben den Handwerksstätten liegt der schönste Exercierplatz, den man sich denken kann, auf welchem die merkwürdigsten Geschütze, auch vergoldete, und eine Strandbatterie aufgestellt sind. Einige der historisch wichtigsten Geschütze habe ich auf diesem Platze gezeichnet. Ein nettgebauter Wachtthurm steht dicht am Meere, scheint aber wegen seiner Zierlichkeit mehr zur Parade als zu einem andern Zwecke da zu sein. Auf diesem Platze üben täglich die Militair-Musikbanden, unter der Leitung ihres Kapellmeisters Donizetti. Die Piegen werden recht gut exekutirt, aber lächerlicherweise dürfen die Musikchöre bei Paraden und feierlichen Gelegenheiten nicht die eingeeübten europäischen, sondern müssen ihre abscheulichen National-Melodieen spielen.

An dem gemauerten Kai des Exercierplatzes und die Handwerksstätten der Artillerie entlang, herrscht bei

Stürmen eine furchtbare Brandung, so daß die Wogen über das Dach des hohen Gebäudes wegschlagen und Alles zertrümmern; kleine Fahrzeuge, welche hier an's Ufer getrieben werden, sind rettungslos verloren.

Ich kann mich von diesem schönen Exercierplatze nicht trennen, ohne vorher der brillanten Feuerwerke zu erwähnen, welche der Sultan hier zu seinem und der türkischen Großwürdenträger Vergnügen veranstalten läßt, und die an Pracht Alles übersteigen, was man Derartiges in den europäischen Hauptstädten sehen kann.

Ich sah ein solches Feuerwerk am Tage Kadirghedgessi, an welchem jährlich der Sultan von seiner Mutter eine Jungfrau zum Geschenk erhält. Nur der Sultan darf in der folgenden heiligen Nacht seine Schöne im Harem besuchen, alle übrigen Türken müssen sich aber in dieser, wie in den andern sechs heiligen Nächten der Besuche des Harems enthalten.

Der Sultan kam mit seiner Leibwache an, welche Windlichter vor ihm her trug, während der Weg, den er nehmen mußte, mit einer langen Reihe von Leuchtpfannen garnirt war. Einundzwanzig Kanonenschüsse verkündeten seine Ankunft. Zuerst begab er sich in die Moschee, um sein Gebet zu verrichten, welches eine halbe Stunde währte, und ertönte von der Moschee ein einstimmiger schwermüthiger Gesang auf den Platz herüber. Für den Sultan, die Damen seines Harems und seine Umgebung, werden auf dem Platze selbst Zelte errichtet, viele der hohen Herrschaften bleiben aber in ihren Staatskarossen. Vermögemeiner Stellung hatte ich Gelegenheit, diesen Feuerwerken ganz in der Nähe, aus den Fenstern der Büreaus in

den Artillerie-Handwerkstätten, beizuwohnen. Hunderte von Raketen stiegen stets zu gleicher Zeit und die seltsamsten Figuren im Brillantfeuer wurden abwechselnd abgebrannt. Illuminirte Schiffe, die goldbeladenen Kleider der vornehmen Türken bei der magischen Beleuchtung und das Krachen und Blitzen der abgefeuerten Kanonen der Strandbatterie, boten ein zweistündiges Schauspiel, welches nicht zu beschreiben ist.

Neben dem Exercierplatze liegt, der Moschee gegenüber, die Geschützbohrerei, und dieser wiederum über die Straße weg, das schöne Zeughaus und die Gießerei, sämmtliche Anstalten im bewunderungswürdigen Zustande, und werde ich diese Etablissemens unter den Militair-Verhältnissen genauer beschreiben.

In Taphana ist größere Sauberkeit auf den Straßen bemerkbar, als in den übrigen Stadttheilen, weil der Sultan öfter dahin kommt, aber auch unter den Gebäuden findet das Auge des Reisenden manches Interessante, z. B. das schöne Portal des Zeughauses, welches mit einer Unzahl Kuppeln gedeckt ist; eine sehr zierliche Fontaine ohne Dach, und in der Nähe der Moschee Sultan Mahmud's, an beiden Seiten der Straße, zwei phantastische Gebäude, welche Vogelgebäuden gleichen, mit höchst origineller Bedachung und überladen mit vergoldeten Zierrathen, von denen das eine einen Brunnen, das andere nur eine Uhr enthält, beide zur Bequemlichkeit für das Publikum.

Auf einem Abhänge des Berges erhebt sich in Tophana noch eine dritte Moschee, über deren niedere Umfassungsmauer man eine sehr schöne Aussicht auf Con-

stantinopel hat. Suleiman I. ließ sie zum Andenken an seinen sehr geliebten Sohn Dschiangir, welcher bucklig war, erbauen, nachdem derselbe aus Schwermuth über den Verlust seines Bruders Mustapha, welchen der Vater durch Stumme hatte erwürgen lassen, gestorben war.

Der freie Platz in Tophana ist ebenfalls mit wilden Hunden bevölkert, die namentlich des Abends die Passage gefährden. Auch finden sich hier eine Menge Pferdeverleiher, welche ihre Rosinanten den hier Verkehrenden, welche zu bequem sind die steilen Straßen nach Pera hinaufzuklettern, anbieten; diese Leute haben noch die Grausamkeit, sich den armen Pferden, welche die schwierigen Passagen ohnehin nur unter Keuchen und beständigem Stolpern langsam beseitigen, an den Schwweif anzuhängen, um sich von ihnen nachschleppen zu lassen. Jeder Pferdeverleiher begleitet sein Pferd, so weit man es benutzen will, zu Fuß, und führt es dann wieder zurück, ohne es zu besteigen, damit es wieder Kraft gewinne, bei nächster Gelegenheit zwei Lasten Berg an zu schleppen.

Wir sind nun so wieder nach Pera gelangt und zwar an's Ende dieser Vorstadt, wo sich ein ziemlich bedeutender freier Platz befindet, der hin und wieder mit Grabsteinen bedeckt, größtentheils aber mit Rasen bewachsen ist. Hier finden wir eine Menge der schon beschriebenen Wagen, welche unbespannt auf Vergnügungssüchtige harren, die eine Spazierfahrt machen wollen. Inzwischen weiden die Pferde und Stiere, mit denen die Wagen erst beim Gebrauch bespannt werden,

auf dem Plage, auf welchem sie die unsaubersten Spuren ihres friedlichen Stilllebens zurücklassen. Wie mancher deutsche Landmann würde diesen Platz um seine üppige Düngung, die hier zu gar nichts benutzt wird und nur die Luft verpestet, beneiden; es ist aber leider Alles ungleich vertheilt.

Mit diesem Plage hängt der große Hundeplatz von Pera zusammen, auf welchem eine große Kaserne der Artillerie steht; hinter dieser beginnen die Friedhöfe der Europäer, Griechen und Armenier und noch etwas weiter hinaus stehen sich am Wege, links das fränkische Posthospital und rechts das große, neu erbaute Militair-Lazareth, hinter hoher Mauer, friedlich gegenüber. Etwa zweihundert Schritt hinter beiden, macht das allein gelegene Kaffeehaus, Belle-vue, den Merkwürdigkeiten Peras ein Ende. So besucht es auch von Franken ist, so verdient es doch seinen Beinamen in keiner Hinsicht, denn von hier aus sieht man nur den Spiegel des Marmor Meeres und die öden, verdorrten Hügel von Pera.

## Sechstes Kapitel.

### Eine armenische Barbierstube.

So viel auch in Constantinopel, namentlich aber in den Frankenvorstädten Pera und Galata, für die Bedürfnisse der Europäer gesorgt ist und so sehr sich schon die abendländische Industrie hier verbreitet hat, mangelt doch noch so Manches, was zur Bequemlichkeit bei civilisirten Nationen eingeführt ist. Namentlich vermißt man einzelne Gewerbe, da die Türken ihrer entweder gar nicht bedürfen oder, wenn sie vorhanden sind, doch auf einer so niedrigen Stufe der Ausbildung stehen, daß der Fremde sich nicht versucht fühlt, ihre Dienste in Anspruch zu nehmen, selbst wenn ihm ihre Bethülfe unentbehrlich gewesen ist.

So wird den eleganten Löwen und Löwinnen aus Paris und London, die viel auf sorgfältige Toilette und Frisur halten, der Mangel an Friseuren und Barbieren sehr fühlbar sein. Es giebt deren in Pera und Galata allerdings, doch in sehr geringer Anzahl, und wo soll der Fremde sich dieselben in dem Gewirre der unbenannten Straßen auffuchen, zumal der Luxus unter den Gewerbetreibenden noch nicht so weit gediehen ist, daß ungeheure

Aushängeschilder mit goldener Inschrift und sauber in Kupfer gestochene Adresskarten, die man sonst in allen großen Gasthöfen europäischer Hauptstädte vorfindet, ihr Dasein verrathen? In Pera sieht man die Haarfräusler und barbierenden Jünglinge nicht geschäftig auf und ab eilen; will man also prompt bedient sein, so muß man sich die Mühe nicht verdriesen lassen, sie selbst in ihren Wohnungen aufzusuchen, wobei man das Vergnügen haben kann, von einem Ende der Vorstadt bis an das entgegengesetzte pilgern zu müssen, um sich in fashionablen Zustand versehen zu lassen.

Die Türken bedürfen der Barbierere gar wenig; allenfalls um sich den Kopf waschen zu lassen; ihre Bärte können so lang wachsen als es ihnen beliebt. Dieselben spielen bei den Moslemen eine gar wichtige Rolle. Wem der Bart gar nicht wächst, wer sich eines glatten mädchenhaften Gesichtes erfreut, kommt in Gefahr, von den Liebkosungen der, an unnatürliche Vergnügungen gewöhnten, türkischen Feinschmecker verfolgt zu werden. Wer aber einen Bart hat, der kommt in die Verlegenheit, den größten Schimpf zu erdulden, der einem Türken wiederfahren kann, nämlich in den Bart gespuckt zu werden. Bei den Türken erleidet die Vorschrift des Talmud: „es soll kein Scheermesser auf Dein Haupt kommen“, nur einmal eine Ausnahme. Sie lassen sich nach ihrer Sitte den Kopf, bis auf den Schopf am Wirbel, an welchem sie Mahomed einst aus dem Grabe ziehen soll, ganz glatt scheeren und verhindern für die Folge das Wachsen der Haare durch Anwendung einer Salbe. Das Militär weicht von dieser Sitte, seit der Aufnahme

der Reformmütze, ab und läßt das Haar wachsen, da der Feß zu einfach ist, um auf dem glattgeschorenen Kopfe getragen zu werden und gegen den Eindruck der Sonne zu wenig Schutz gewährt; es darf dagegen keine Bärte tragen.

Um die einzelnen Härchen aus dem Gesicht zu entfernen, bedienen sich Türken und Armentier einer kleinen Zange, mit welcher sie das Unkraut sammt der Wurzel austrupfen. Bei diesem Tolletten-Vergnügen können sie stundenlang ausharren, denn es wird zu einem besondern Zeitvertreibe. Bei dieser Operation dient ihnen ein kleiner Handspiegel als Wegweiser und wird das Geschäft der Säuberung mit aller Muße betrieben, da die Pfelze, welche neben dem Türken auf dem Diwan ruht, Abwechslung in das Monotone dieser Unterhaltung bringt. Doch ich schweife über mein Thema hinaus und kehre daher dahin zurück.

Hat der Europäer Eile oder ermangelt ihm eigene Geschicklichkeit, sich von der unanständigen Länge seines Bartes zu befreien, so tritt er endlich, des Suchens nach einem hülfreichen Genius müde, in den Laden eines armenischen Bartkünstlers, da dieses Gewerbe fast ausschließlich von den Armentern betrieben wird. Es lohnt übrigens die Mühe, das Leben und Treiben in einer solchen Barbierstube in Augenschein zu nehmen, indem es höchst originell, charakteristisch und reich an Abwechslung ist, daher auch viele Fremde aus bloßer Neugier dahin gehen, die bei einer Tasse Kaffee gemächlich ihre Beobachtungen anstellen können.

Das lockende Zeichen, welches dem Franken statt dem Schilde mit den Worten: „Hier wird frisiert und Haare geschnitten,“ und den Messingbecken darüber, andeutet, daß hier ein Barbier hause, besteht in Constantinopel aus einer Decke von Bindfaden, in welche ausgezogene hohle Zähne in verschiedenen Figuren künstlich eingeflochten sind. Dieses seltsame Schild hängt an der Eingangsthür, ist ein handgreiflicher Dolmetscher und für Jedermann verständlich, denn die armenischen Barbier sind gleichzeitig die vorzüglichsten Zahn- und Wundärzte im Orient.

Der meist sehr geräumige Laden dieser Künstler und Quacksalber ist höchst einfach eingerichtet. An den Wänden sind ringsherum Holzbänke feststehend angebracht, darüber hin läuft ein Brett mit Geländer, worauf Pfesen, Kaffeetassen, ungeheure Seifenbecken von Weißblech und die zum Trocknen aufgehängenen Servietten paradiren. In der Mitte des Ladens erhebt sich ein Gestell, worauf ein kupfernes Kohlenbecken ruht, in welchem beständig Kohlen zum Kaffeekochen und als Fidius glimmend erhalten werden. Man sieht, daß in Constantinopel noch kein Gewerberath existirt, sonst würden sich die Kaffeewirthe so grobe Eingriffe in ihren Gewerbebetrieb nicht gefallen lassen, denn die Barbier thun ihnen darin wirklich großen Abbruch. An der Thür steht ein roher Kaffentisch und an den Bänken sind die Wände mit hartem Holze gefüttert, das von der ewigen Berührung mit dem Rücken der Barbier von Fett erglänzt. Das Unangenehmste ist dabei, daß die vordere Wand gleichzeitig ein großes Fenster bildet, welches den Vorüberge-

henden die beste Gelegenheit bietet, von Außen das ganze Zimmer zu übersehen, wodurch man gezwungen ist, fast öffentlich Toilette zu machen, da auch die Thür offen gelassen wird.

In den Barbierstuben ist es zu jeder Zeit sehr belebt. Türken, Armenier, Griechen und Franken gehen beständig ein und aus, von denen jeder nach der Sitte seiner Nation bedient sein will. Der Türke will den Kopf gewaschen, der Armenier ihn geschoren haben, der Grieche läßt sich das lange Haar glatt kämmen und seinen Schnurbart wickeln, der Franke rasiren. In geschäftiger Eile rennen Knaben hin und her, dem Einem die Pfeife, dem Andern Kaffee, dem Dritten Feuer präsentirend, während die Barbier mit ihren Gehülfsen in langen, seidnen Oberkleidern und mit einer ungeheuren schwarzen und unförmlichen Mütze, die einer eingedrückten Kugel gleicht, auf dem glatt geschorenen Haupte, gemächlich von Einem zum Andern latschen, denn ordentlich zu gehen, erlauben ihnen die Pantoffeln nicht. Sie tragen auch im Sommer mit Pelz gefütterte kurze Jacken, deren Ärmel nur bis an den Ellbogen reichen, über den Oberkleidern, wodurch sie äußerst weiblich und schwerfällig erscheinen; letztere werden durch einen breiten Ledergurt über den Hüften festgehalten, an welchem ein langer Streichriemen zum Abziehen der Messer herabhängt.

Es sind zwar in den Barbierstuben stets mehrere Künstler zur Bedienung bereit, da aber immer eine geraume Zeit vergeht, ehe ein Kunde abgefertigt wird, so unterhalten sich einstweilen die Wartenden, mit verschränk-

ten Beinen auf der Bank sitzend, durch Vorbereitungen zu der Operation, indem sie die Köpfe von dem ungeheuern Turban befreien, der nicht etwa ein Ganzes ist, sondern aus einem rothen Käppchen und einem langen Tuche besteht, welches um den Kopf gewunden und oft noch mit einem kleineren bunten Tuche umflochten wird. Selten ist Jemand so glücklich sofort bedient zu werden. Auch hier herrscht die größte Schweigsamkeit, man beachtet die Anwesenden gar nicht und Jeder ist sich hier selbst der Nächste. Wir haben also hinlänglich Zeit um der Behandlung so verschieden berathener Köpfe ungestört folgen zu können. Die Art und Weise wie dabei verfahren wird und die Vermummungen, welche mit den Gästen vorgenommen werden, sind so originell und pos-  
sichtlich, daß sich dem Franken unwillkürlich ein Lächeln aufdrängt, wozu jedoch die türkischen und armenischen Stoiker nur verächtliche Gesichter schneiden.

Ein bärtiger, glattgeschorener Türke, von seinem Turban befreit, setzt sich in Positur, um sich den Schädel waschen zu lassen. Zu diesem Zweck werden ihm von den Knaben von allen Seiten vier Servietten um den Hals und auf die Schultern gelegt; ein Knabe hält ihm ein Wasserbecken unter den Hals, während ihn ein zweiter vollständig einseift. Nun übernimmt ihn der Bader, öffnet einen, über dem Kopfe des Türken in der Wand angebrachten Hahn, und läßt einen Strom heißen Wassers auf seinen Kopf herabstürzen, den er mit einem derben Stück Flanell so lange bearbeitet, bis er vollständig gesäubert ist. Die Seife wird dann durch wiederholte Wassergüsse wieder ab gespült, dem Türken das Gesicht

gewaschen, wobei namentlich Nasenlöcher und Ohren nicht außer Acht gelassen, letztere auch noch zum Ueberfluß mit einem Ohrlöffel gereinigt werden, und nachdem er vorher mit andern Servietten wieder abgetrocknet worden, wird der ganze Kopf in weiße Tücher eingehüllt. Die Mumie ist nun abgefertigt und labt sich in dieser unmalerischen Hülle am Taback, bis sie sich ohne Gefahr den Kopfbund umwinden kann. Der Türke verweilt noch einige Zeit im Laden und sein verklärtes, verjüngtes Antlitz ladet seine Glaubensgenossen ein, sich einen gleichen Genuß zu verschaffen; dann schlägt er sich mit der flachen Hand stillschweigend auf den Mund, als Abschiedsgruß, zahlt an der Kasse ohne zu fragen seinen Pfaster und entfernt sich, um ins Kaffeehaus zu wandern.

Die Türken besuchen nur deshalb die Bäder und Barbierstuben so fleißig, weil sie zu faul sind um sich selbst zu waschen; sie schlafen in ihrem Turban und beim Erwachen halten sie es für genügend, sich die Augen zu waschen. Die Mühe einer gründlichen Reinigung überlassen sie von Zeit zu Zeit den Barbieren, die dann durch das Abwaschen des aufgesammelten Schmutzes ihren Pfaster ehrlich verdienen.

Auf einem andern Plage bereitet sich ein neues Bild vor. Hier emballirt man einen Franken in die Servietten um ihn zu barbieren. Ein Gehülfe des Barbiers bringt ein großes Becken, gleich einer Schüssel, herbei, angefüllt mit warmen Wasser und nöthigt den Gast, sich dasselbe selbst unter das Kinn zu halten, wozu es zur Bequemlichkeit am Rande einen Ausschnitt für den

Hals hat. Demnächst wäscht der Barbier erst die Stellen, wo der Bart abgenommen werden soll, und reibt sie mit einem großen Stück Seife ein, was insofern unangenehm ist, als die Nase bei der Einreibung mit der Seife in empfindliche Berührung kommt, denn die Seife wird nicht, wie bei uns, zuerst zu Schaum geschlagen und dann um den Mund gestrichen. Ist die aufgeriebene Seife später, vor dem Rasiren der Stelle, wieder eingetrocknet, so wird selbige nochmals mit Wasser befeuchtet und demnächst eingerieben, was die ganze Operation ungebührlich verzögert. In so unbequemer Lage muß nun der Schneemann ausharren, bis der Barbier mit seinen weiteren Vorbereitungen zu Ende gekommen ist, denn ehe er sein eigentliches Geschäft beginnt, zieht er erst das Messer am Streichriemen ab, wobei er das andere Ende des Riemens, der am Gurte angebracht ist, an einem Haken in der Wand befestigt; der Riemen selbst hat hierzu eine Dese. Nun beginnt er das Rasiren und zwar von der Seite, von wo das Licht kommt, mit einer Langsamkeit und Genauigkeit, daß auf Kinn und Wangen nicht das geringste Härchen stehen bleibt, wobei er zu wiederholten Malen sich in die flachen Hände schlägt, wahrscheinlich um der Hand neuen Schwung zu geben. Erst wenn er mit der einen Seite ganz fertig ist, geht er zur andern über. Um bequemer zu operiren, nimmt der Barbier den Kopf seines Kunden endlich gar auf eins seiner Kniee, und hält ihn in dieser Lage fest, was für den Franken höchst unangenehm ist. Vergeblich sucht man sich dieser unbequemen Lage zu entziehen, man kann von keiner Seite ausweichen, befindet sich im pol-

nischen Bock und muß geduldig das Ende vom Liebe abwarten. Die Leichtigkeit, mit der die armenischen Barbier das Messer führen, ist übrigens erstaunlich, man spürt fast keine Berührung, wird nicht an der Nase herumgezerrt, und könnten in dieser Beziehung unsere Bartkünstler noch recht viel von ihnen lernen. Zuletzt bepuzt der Barbier seinem Kunden noch die Augenbraunen, welcher schon glaubt, daß man sie ihm ganz abscheren will, und schneidet ihm mit einer kleinen Scheere die Härchen in den Nasenlöchern aus, wogegen der, an so übertriebene Genauigkeit nicht gewöhnte Franke, mit Hand und Kopf wehrend, protestirt. Es hilft aber Alles nicht; der Barbier weicht von seiner Mode kein Haar breit ab. Ist er endlich fertig, so wäscht er dem Barbieren das Gesicht, trocknet es eigenhändig ab, wobei er die Serviette nur leicht andrückt, reicht ihm Mundwasser und kämmt ihm zuletzt noch das Haar glatt, welches er mit Pomade einreibt. Zum Schlusse wird Jedem noch ein Spiegel vorgehalten, um sich von der getreuen Pflichterfüllung überzeugen zu können. Die ganze Operation währt wenigstens zehn Minuten und kostet gewöhnlich sechszig Para oder drei preussische Silbergroschen, was allerdings ein übler Umstand für den ist, der sich nicht selbst rasiren kann.

Das Verfahren beim Kahlsheren eines Kopfes weicht zu wenig von dem vorigen ab, um besonders beschrieben zu werden. Das Haarschneiden erfordert mit dem Barbieren eine halbe Stunde und ist der Fremde zu bedauern, der in die Hände dieser armenischen Friseur fällt; er wird so glatt geschoren, daß die ehemals

so moderne Frisur à la Schafskopf, gewiß noch respektabler aussieht, und um sich den verstückelten Händen der Barbieren zu entziehen, die, wenn sie erst Hand ans Werk gelegt haben, erst mit der gänzlichen Zerstörung des unter sich habenden Haarschmuckes endigen, muß man die Fäuste als Dollmetscher gebrauchen, um nicht, wie ein wirklich geschorenes Schaf, den Laden verlassen und sich dem allgemeinen Gelächter preisgeben zu dürfen.

Das türkische Militär, welchem kein Härchen unter dem Fez, der über die Ohren herabgezogen wird, hervorragen darf, ist über den ganzen Kopf kurz geschoren, wie es bei uns nur der Hinterkopf der Soldaten ist, und diese wahren Haubenstöcke dienen den armenischen Barbieren zum Modell, wonach sie ihre Schöpfungen modeln wollen.

Die Barbieren besitzen eine große Geschicklichkeit im Aderlassen, was, beiläufig gesagt, von ihnen fast in jeder Krankheit angewendet wird; sie öffnen dieselbe mittelst einer Lanzette und habe ich mich von ihrer Fertigkeit selbst überzeugen können. Schnepper und Schröpfköpfe sind ihnen unbekannt, wenigstens machen sie nie Gebrauch davon. Dagegen setzen sie mit großer Gewandtheit Blutegel, stillen die Blutung mit Pflastern von Kaffeebohnen und treiben einen bedeutenden Handel mit diesen Thieren.

Ob sie eben so geübt im Zahnausheben sind, wage ich nicht zu behaupten, da ich einer derartigen Operation nie beigewohnt habe, mich auch selbst ihren Händen gewiß nicht überlassen hätte. Ein wichtiges Geschäft der Barbieren ist noch die Beschneidung der türki-

ſchen Knaben, wovon ich unter Familien-Verhältniſſen der Türken erzählen werde.

Gehe wir uns aus dem Laden, in den wir nur aus Neugierde eingetreten ſein wollen, entfernen, erſcheint noch ein intereſſantes Bild, welches ein vorübergehendes Licht auf die Toleranz und den Charakter aller Anweſenden wirft. Es tritt ein griechiſcher Papatſch oder Geiſtlicher ein, deſſen ſchneeweißer Bart bis an den Gürtel reicht und deſſen ernſtes, aber mildes Anſitz Ehrſucht gebietet. Sogleich verlaſſen die Barbierer die Kunden, welche ſie eben unter den Händen haben, um zuſammen den Diener des Herrn zu bedienen, während welcher Zeit jene, gleichviel ob Muſelmann oder Chriſt, geduldig auf die Fortſetzung ihrer Toilette harren, als wenn es ſich von ſelbſt verſtünde, daß dem Manne Gottes der Vorrang gebührt. Nachdem er bedient und ſein Bart glatt gekämmt worden, küſſen ihm alle Anweſenden die Hand, die ſie ſodann zum Zeichen der Ehrerbietung an die Stirn führen, und er dankt beim Weggehen für die gehabte Mühe, indem er zum Segen über Alle ein Kreuz ſchlägt.

Somit wollen auch wir den armeniſchen Barbieren Lebewohl ſagen, um uns, orientaliſch friſirt, in das Gewühl von Conſtantinopel zu begeben.

## Siebentes Kapitel.

### Wanderungen durch Constantinopel.

Bei meinem ersten Besuche Constantinopels begleitete mich ein türkischer Artillerie-Kapitain, welcher sich beeiferte, mich das für ihn selbst Interessanteste sehen zu lassen. Wir setzten in einem Raik nach dem Serail über und landeten an der hier aufgestellten Strandbatterie. Ein Paar Worte meines Mentors zu den hier aufgestellten Wachtposten genügten; man ließ uns durch das Hofthor passiren und ungehindert durchzogen wir nun mehrere Höfe und Gärten des Serails. Ich hatte aber keine Zeit, mir irgend Etwas genau anzusehen, denn mein Führer schritt immer rüstig voran, um mir das für den Augenblick Schönste und Neueste in Constantinopel zu zeigen. Sein fast gebieterisches „Gell!“ (komm!) trieb mich aus den Mauern des Serails wieder hinaus, und ich hatte nur eben beim flüchtigen Umherblicken bemerken können, daß es in den Höfen und Gärten des Serails sehr öde aussah, und daß sie keineswegs meinen Erwartungen entsprachen. Doch verschob ich mein Urtheil für eine andere Zeit, denn ich hatte romantische Ideen vom Serail gefaßt und wollte erst genauer prüfen,

wozu ich später Gelegenheit genug bekam. Hinter den Mauern dieses großherrlichen Palastes kamen wir zur Sophien-Moschee oder Aja Sofia, von deren Betrachtung mich aber mein Begleiter wieder abhielt, weil ihn, wie viele andere Türken, ein Affentreiber anlockte, der mit seinem garstigen Thiere auf der Schulter, vor dem freien Plaze des Gotteshauses herumspazirte. Dieser Mensch war fast nackt; nur kurze, weite Beinkleider reichten bis ans Knie und seine entblößte Brust und Arme bedeckte kein Hemde, sondern nur eine, mit goldenen Tressen besetzte schmutzige Weste, dafür trug er aber einen ungeheuern Kopfbund. Mit einer Hand riß er den, an einer Kette befestigten, Affen herum und mit der andern schwenkte er ein Tamburin. Ich konnte nicht begreifen, wie die Türken dieses Paar mit so kindischer Neugier betrachten konnten, während die hohe Aja Sofia und eine allerliebste gebaute Fontaine dazu wohl einen würdigern Stoff geboten hätten. Endlich bekam mein Kapitain wieder Beine; fort fauste er über Stock und Stein durch elende Straßen, bis er in der Nähe der Achmed-Moschee plötzlich stehen blieb und mit den weinerlich ausgestoßenen Worten: „Burda! Sultan Mahmud!“ nach einem, auf Marmorstufen erhöht stehenden Pavillon deutete. Trotz dieser lakonischen Kürze hatte ich meinen Begleiter verstanden; er hatte mich zuerst zu Sultan Mahmuds Grab geführt, das allerdings noch nagelneu und wohl geeignet war, meine Aufmerksamkeit zu fesseln.

Dieses Grabmal besteht aus drei Theilen, zwei achteckigen Pavillons und zwischen diesen aus einer

Säulenhalle, welche durch die äußern Umfassungswände zu einem Ganzen verbunden sind. Die Fenster der Pavillons, die Wände zwischen den Säulen und die Verbindungsmauern zwischen Halle und Pavillons, sind mit vergoldeten Drahtgittern geschlossen, so daß man nur durch das Gitter in das Innere sehen kann. In einem dieser Pavillons steht Sultan Mahmuds Sarg; eine goldgestickte Decke von Sammt verhüllt den Sarg, und hierauf liegen wieder mehrere kostbare Shawls, von denen einige bunt die andern weiß sind. Am Kopfende des Sarges ist der rothe Fez mit blauseidner Quaste, wie das auch bei dem geringsten Türken gebräuchlich ist, wenn der Leichnam auf den Friedhof getragen wird, angebracht. Der Fez ist mit einer Sonne von Diamanten geschmückt und mit einem herrlichen Shawl umwunden. Den ganzen Sarg umgiebt ein zierlich gearbeiteter Aufsatz oder eine Gallerie von Perlmutter. In diesem Pavillon befinden sich noch mehrere Säрге, die aber weniger prächtig sind, worin Familienmitglieder des Sultans ruhen. An der Decke sind Sprüche aus dem Koran mit goldenen Buchstaben auf hellgrünem Grunde, angebracht und Wände und Fußboden sind von weißem Marmor, welcher letztere mit einem Strohteppich bedeckt ist. Neben der Thür stehen noch einige Wanduhren, die zu der übrigen zierlichen Einrichtung nicht passen; ebenso machen die grellen Farben des Deckengewölbes einen üblen Eindruck; doch findet man diesen verschrobenen Geschmack auch in den Palästen des Sultans. Die Säulenhalle zwischen beiden Pavillons ist über der, zum Grabmale gehörenden Fontaine errichtet, welche die milde Stiftung

des verstorbenen Sultans ausmacht, und welche man bei diesen Turben überhaupt am häufigsten findet.

Die der Straße zugekehrten und durch Wände verbundenen Säulen der Halle, werden durch fünf hohe Fenster mit Golddrahtgittern unterbrochen. An jedem dieser Fenster sind vier goldene Schalen mit goldnen Ketten angebracht, welche von einem in der Halle angestellten Manne, für die Durstigen beständig gefüllt werden. Obgleich der grazlöse Bau des Ganzen ein schönes und auch kostspieliges Denkmal ist, so hätte Sultan Mahmud seinen Wohlthätigkeits Sinn doch besser zeigen können, wenn er für die unzähligen Verstümmelten in Constantinopel, die jetzt dem Publikum zur Last fallen, ein Armenhaus hätte errichten lassen; denn aus goldenen Schalen zu trinken, ist für den Armen, der nur wenige Schritt weiter, seinen Durst aus einem blechnen Gefäße löschen kann, nur Ironie. Der zweite Pavillon endlich ist ein Klost, und durch die Drahtgitter duftet dem Beschauer gar lieblich der Geruch von Rosen und Jasmin entgegen, mit denen das kleine Gärtchen, zwischen den Pavillons und der Säulenhalle, bepflanzt ist.

Sehr befriedigt verließ ich dieses originelle und großartige Denkmal eines entschlafenen Herrschers, auf dessen Schönheiten mich mein Begleiter aufmerksam machte. Wir gingen nun weiter, ohne daß ich die Achmed-Moschee und das in der Nähe derselben gelegene Irrenhaus oder Timarkhan in näheren Augenschein nehmen konnte. Eben so flüchtig sah ich nur die Ruine einer abgebrannten Moschee, an welcher noch das halbe Minaret stand, welches mit seiner bunten Umgebung eine

malerische Wirkung hervorbrachte, und weiter ging es bis in den Haupt-Bazar, ein ungeheures Gebäude mit unabsehbaren Hallen, worin alle erdenklichen Waaren feil geboten werden. An das hier herrschende Gewühl nicht gewöhnt, gestoßen und getreten, kam ich nur langsam vorwärts; aber mein Führer zerzte mich mit, um mir noch einen zweiten Genuß zu bereiten, nach dem er Sehnsucht tragen mochte. Bei einem Zuckerbäcker, die im Bazar ihre ganze Halle einnehmen, ließ er mir mit einer Miene, welche sagen sollte: eine solche Delikatesse ist einem Glaur in Frankistan noch nicht in den Schnabel gekommen — einen Kuchen geben, während er mit Wohlgefallen in einen zweiten biß; aber kaum hatte ich ein Stück dieses vermeintlichen Ambrosias in den Mund gebracht, so mußte ich es wieder ausspucken, denn der Bissen quoll mir im Munde; es hatte für mich einen abscheulich fetten Geschmack und war mit Knoblauch gefüllt. Um doch Etwas in diesem Bazar zu kaufen, ließ ich mir bei einem Kaufmann Taback geben; ehe er mir denselben zuwiegen wollte, stopfte er mir eine Pfeife, um ihn an Ort und Stelle versuchen zu können, und ich mußte im Bazar rauchend, die Güte seines Tabacks prüfen. Ich glaube, daß unsere Kaufleute, so artig sie auch sind, eine solche Prüfung ihrer Waare gewiß nicht verlangen würden, und könnten sich dieselben, in reeller Bedienung, die türkischen Händler zum Muster nehmen.

Ein Araber, vom Kopf bis zu den Füßen in seine weiße Decke gehüllt, bot mir seine arabischen Peitschen zum Kauf an, welche ich aus reiner Neugier besichtigte. Eine solche Peitsche ist weiter nichts, als der getrocknete

und chemisch geschmelztig gemachte Kern eines Ochsen-  
schwefels, aber eine furchtbare Waffe, denn mit dem  
verknöcherten Ende derselben kann man, bei jedem Hiebe,  
dem Angegriffenen ein Stück Fleisch aus dem Leibe  
schlagen, was sie so gefährlich als die Knute macht,  
obgleich sie viel einfacher als diese ist. Ich dankte dem  
Manne für sein Mordinstrument, welches übrigens ein  
sehr gutes Mittel zur Abwehr gegen die, überall lauern-  
den, Hunde ist und sich daher in Jedermanns Armatur  
vorfindet.

Nachdem wir lange genug in Constantinopel herum-  
gewandelt waren, ohne daß ich, außer Mahmuds Grab-  
mal, noch Etwas genauer betrachten konnte, traten wir  
den Rückweg an, ich mit der Ueberzeugung: daß Jahre  
dazu gehören, um das Innere Constantinopels ganz  
kennen zu lernen, denn auch mein Begleiter fand sich  
nicht immer zurecht und mußte mitunter nach dem Wege  
fragen. Ich war wenig befriedigt von diesem ersten Be-  
suche und nahm mir vor, mich künftig eines anderen  
Cicerones zu bedienen, der sich mehr nach meinem Ge-  
schmack richten würde. Ich muß aber gestehen, daß ich  
es meinem türkischen Begleiter in der Folge mehrfach zu  
verdanken hatte, wenn ich Zutritt in Moscheen, Klöster,  
Schulen, Kasernen und selbst in Palästen erlangte, ohne  
daß ich auf Gesellschaften zu warten nöthig hatte, welche  
einzelne Gebäude unter dem Schutze eines Firmans be-  
suchen dürfen. Hauptsächlich aber wurde ich nach der  
Rückkehr der, in Berlin ausgebildeten türkischen Offiziere,  
von diesen überall hin begleitet, wohin ich wollte, wo-  
bei mir ihre erlangte Fertigkeit in der deutschen Sprache

vom wesentlichsten Nutzen war, indem sie mir über alles Interessante die verlangten Aufschlüsse gaben, und habe ich so während meinem mehrjährigen Aufenthalte in Constantinopel Gelegenheit gehabt, mehr zu sehen, als irgend ein Tourist, denn es versteht sich von selbst, daß ich für einzelne Fälle auch einen Firman benutzte, um meinen Zweck zu erreichen.

Um mich allein in der Stadt orientiren zu können, besuchte ich zunächst den, fast in der Mitte Constantinopels gelegenen Seraskerats-Thurm. Dieser Thurm steht mit dem Seraskerats-Palaste, worin der Seraskier oder Kriegsminister wohnt, früher das Eski Serai, worin die Frauen der verstorbenen Sultane untergebracht wurden — auf einem Platze, auf welchem noch eine Kaserne steht, die mit dem Palaste an Größe und äußerer Eleganz wetteifern kann; die Bauart der Kaserne, mit ihrem Portale, erscheint sogar geschmackvoller. Die umgebenden Gebäude, Amtswohnungen und Bureaus des Kriegs-Ministeriums, ein Lazareth, Gefängnisse u. s. w. sind nicht bemerkenswerth, und auch der Thurm nur wegen seiner sonderbaren Form und der Aussicht, die er gewährt.

Der oberste Theil des Thurmes, dicht unter der Spitze und im letzten Achtel seiner Höhe, hat einen bedeutenderen Umfang als der untere Theil, und da auch die trichterförmige Spitze wieder über den dicken Theil hinausragt, so gleicht der ganze Thurm, von fern gesehen, einer Rakete mit ihrer Kammer und Spitzkappe. Die äußerste Spitze des Thurmes schmückt eine rothe Fahne mit dem Halbmonde.

Der Zutritt in das Innere steht Jedem frei; man bezahlt dem Wächter nur einen Bagdschis. Auch in diesem Thurme ist ein Kaffeewirthe etablirt, da er der schönen Aussicht wegen häufig besucht wird. Die Kaffeestube hat in ihrem ganzen Umfang zwölf Fenster, aus denen man eine prächtige Aussicht genießt, die nur insofern von der des Galathurms abweicht, daß man den Bosphorus übersehen kann, was bei jenem nicht der Fall ist; auch hat man hier über einen großen Theil der innern Stadt die Vogelperspektive, wodurch man sich schneller orientiren kann. Einen eigenthümlichen Anblick gewähren die, mit Blech oder Kupfer gedeckten, Kuppeln der Bazare, Khane und Karavanseraien in der Nähe. In der Kaffeestube werden ebenfalls Köschapparate aufbewahrt.

Auf einer Straße, westlich vom Plage, in der die kaiserliche Hof- und Zeitungs-Druckerei steht, gelangt man zur Moschee Suleimans des Großen, der sie durch den Baumeister Sinan bauen ließ. Die Suleimantia ist, ihrem äußeren Umfange nach, die größte Moschee Constantinopels, und obgleich sie eine Nachahmung der Aja Sophia ist, ist sie dennoch in ihrer Bauart und innern Einrichtung originell; wenigstens ist in ihr keine Spur einer christlichen Kirche vorhanden.

Die Moschee ist im Quadrat erbaut und mit einer hohen Kuppel überwölbt. An jeder Ecke ist eine kleine Nebenkuppel angebracht und das Gesims der vier Fronten stützen auf jeder Seite sechs kleine Kuppeln, während hinter diesen Kuppelreihen noch mehrere dergleichen, stufen-

förmig zur Hauptkuppel aufsteigen, wodurch der ganze Bau großartig erscheint.

Das Portal der Moschee bildet einen gewölbten Gang, dessen Wölbung von Porphyrsäulen getragen wird. Die Hallen, welche den Vorhof umgeben, sind mit einer Unzahl kleiner Kuppeln gedeckt und der mit Marmorplatten belegte Hof selbst, ist mit Säulen umgeben.

Mit dem großartigen Aeußeren stimmt das Innere nicht überein. Die Wände sind kahl und weiß, der Mihrab mit buntem Porzellan ausgelegt; rohe Kronleuchter von Holz und kleine Lampen an Drahtkränzen, sind der einzige unschöne Schmuck des immensen Schiffes. Bemerkenswerth sind jedoch die bunten Glasfenster und die schönen Säulen im Innern, welche letztere Suleiman aus der griechischen Kirche der heiligen Euphemia zu Chalcedon entführen ließ, um seine Moschee damit zu schmücken.

Im Vorhose, der auch einen Begräbnißplatz umschließt, und nahe der Thüre der Moschee, steht ein prächtiges achteckiges Grabmal von buntem Marmor, worin Suleiman der Große, Suleiman II. und Achmed III. ruhen. Außerdem ist hier noch das Grabmal der Favoritin, Roxelane und das von dreien der Kinder Suleimans I. zu sehen, die aber minder prächtig als sein eigenes sind. Die Moschee selbst ist das würdigste Denkmal, welches er seinem Andenken setzen konnte und die beiden Minarete derselben, mit drei Gallerieen über einander, sind die zierlichsten aller Moscheen Constantinopels.

Dem Haupteingange zur Suleimania gegenüber steht eine Reihe hölzerner Buden, die, so unschön sie auch sein mögen, doch ein Lieblingsaufenthalt für viele Rechtgläubige sind, denn in ihnen versammeln sich die Teriak oder Oplum-Liebhaber, und werden die Buden deshalb Teriakhane genannt. Mit Sonnenuntergang schwanken diese Leute von allen Seiten herbei, dürr und abgezehrt, mit gläsernen Augen, wandelnden Zeichnamen ähnlich. Auf einer hölzernen Gallerie, vor den Buden zusammengekauert, verschlingen diese lebenden Skelette ihre Dosis Pillen, von der Größe der Haselnüsse, und trinken dazu klares Wasser. In kurzer Zeit erfaßt sie eine Art Delirium, in welchem sie alle Freuden des Paradieses zu kosten glauben. Die vom Oplum berauschten Türken sind aber weit weniger widerlich, als unsere Betrunknen, die sich nach dem Genusse des Brandweines im Rinnsteine herumfielen. Der Türke bewahrt wenigstens den Schein des Anstandes und bekümmert in seinem Rausche Niemanden. Er erschläft und trägt dann die Spuren des genossenen Oplums auf seinem Körper, denn die meisten bekommen Hautausschläge und Geschwüre. Einer meiner Bekannten in Constantinopel wollte die Wirkung des Oplums an sich erproben. Um sich auf einem Balle recht vergnügt zu stimmen, verschluckte er eine Oplumpille, sank aber sogleich bewusstlos zusammen und mußte nach Hause gebracht werden, wo er wochenlang das Bett hütete. Die Dosis mochte für ihn zu stark gewesen sein, und hat mir dieser Vorfall die Lust zu einem ähnlichen Versuche benommen.

Ganz in der Nähe der Suleimania, nördlich, liegt auch der, ausnahmsweise grün angestrichene, Palast des Musti oder des Justiz-Ministerium, in welchem auch der Oberrichter von Rumelien wohnt.

Die Moscheen sind unbedingt die größte Zierde der Stadt und stehen oft nahe bei einander, so z. B. westlich von der Suleimania, die Moschee Mohamed's und östlich die der Walide Sultanin, in unbedeutenden Zwischenräumen, fast in gleicher Höhe; alle drei sind Dschamies, in denen gepredigt wird. Südwestlich von der Suleimania steht die Schach-Zade oder Prinzen-Moschee und bei dieser eine zerstörte Janitscharen-Kaserne.

Unweit dieser Moschee beginnt die zwei Stock hohe Wasserleitung des Kaiser Balens. Die schönen Bogen dieses Bauwerkes würden sich bei weitem besser produciren, wenn nicht so viele unansehnliche Häuser daran gebaut wären; man glaubt, die Wasserleitung sei über die Häuser weggebaut. Die Steine sind bereits hin und wieder verwittert, und das ganze Gebäude ist mit Gesirrach und Schlingpflanzen bewachsen, was von malerischer Wirkung ist. Auf der Oberfläche des Aquädukts kann man, wie auf einer Brücke, über die angebauten Häuser wegspezieren, was jedoch nicht erlaubt wird, weil man dabei Einsicht in die nahen Wohnungen erlangen würde. Unter den Bogen des Aquädukts führt eine Straße nach dem Säulenplaz, sogenannt wegen zwei Reihen Säulen, die mit den daran gebauten Häusern eine Colonnade bilden. Die Säulen stehen ohne Ordnung und mitunter gar verkehrt.

Diese Wasserleitung ist über 600 Schritte lang und führt von der Moschee Schach-Zade bis auf den Pferde-Markt oder At-Bazar, fast parallel mit dem Hafen. Auf dem At-Bazar wohnen nur Pferdehändler, meist Zigeuner, und hier findet man Alles, was zur Ausrüstung der Pferde und anderen Lastthieren erforderlich ist; besonders trifft man hier viele Sattler und Schmiede. Den At-Bazar bilden zwei, durch eine Straße verbundene, kleine Plätze, die wegen den daran liegenden Pferdebeställen, sehr schmutzig sind. Die Ställe sind ebenso unsauber; die Pferde werden in denselben nicht durch Lattenbäume getrennt, können sich jedoch nicht schlagen, weil ihre Füße mit Rosshaarflechten zusammen gebunden sind; mit Halstern sind sie an der Krippe befestigt. Streu wird nicht gemacht, weil sich die Pferde selten niederlegen und sie werden auch nur mit Gerste und Stroh gefüttert. Schöne Pferde sieht man hier gar nicht.

An den At-Bazar grenzt der große Platz, auf welchem die Moschee Mohameds des Eroberers, mit den dazu als milde Stiftungen gehörenden Gebäuden, steht. Diese sind: eine Akademie, Schulen, eine Armenküche, ein Bad und ein Karawanserat, alle mit Kuppeln gedeckt. Sie umgeben den Platz von drei Seiten.

Von dem Bauherrn und Baumeister dieser Moschee erzählt man folgende Anekdote. Der Eroberer hatte dem Baumeister dafür, daß er seine Moschee niedriger als die Aja Sophia gebaut hatte, die Hände abgehauen. Dieser verklagte ihn bei dem Mollah, welcher den Sultan vor sich fordern ließ, der auch erschien.

Der Eroberer mußte, gleich dem Kläger, stehend den Urtheilsspruch des Richters erwarten, der dahin ausfiel: daß der Sultan verpflichtet sei, für die Unterhaltung des Baumeisters zu sorgen, dem durch die Verfümmelung alle Möglichkeit zum Erwerb benommen worden, und weil die geringere Höhe der Moschee die Andacht nicht beeinträchtige. Nachdem sich der Sultan bei der Sentenz beruhigt und zur Zahlung verpflichtet hatte, konnte er sich setzen und der Mollah erwies ihm nun die ihm gebührende Ehrfurcht. Mohamed sagte hierauf zum Mollah: „Wenn Du Dich nachsichtig und parteilich für mich gezeigt hättest, so würde ich Dich mit meiner Keule zermalmt haben!“ Der brave Richter hob aber einen Vorhang in die Höhe, hinter welchem eine große Schlange verborgen lag und zeigte sie dem Sultan mit den Worten: „Und ich würde dieser Schlange befohlen haben, Dich zur Vernunft zu bringen, wenn Du Dich geweigert hättest, das Gesetz anzuerkennen!“ (S. von Hammer: Constantinopols und der Bosphoros.)

Bei der Moschee befindet sich eine, unter dem Horizont vertieft liegende Fontaine, zu welcher Stufen hinabführen.

Von hier aus besuchte ich den Etmeidän oder Fleischmarkt, einen großen verwüsteten Platz, auf welchem die große Janitscharen-Kaserne stand, der jetzt nur Gärten und zerfallene Mauern enthält. Er hat seinen Namen von dem Gebrauche, den Janitscharen, die sich mit ihren Kesseln auf dem Platze versammeln mußten, hier das Fleisch zu vertheilen. Jede Oda oder Abtheilung

hatte ihren Kessel, der ihr, wie eine Fahne, ins Feld folgte und von den Janitscharen abwechselnd getragen wurde. Die Oda, welche ihren Kessel in der Schlacht verlor, war beschimpft und mußte sich erst durch Heldenthaten wieder auszeichnen, ehe sie einen neuen Kessel bekam.

Auf dem Platze fanden auch die Hinrichtungen der Empörer, deren es unter den Janitscharen zu jeder Zeit gab, statt und ebenso wurden hier die Köpfe der hingegerichteten Staatsverbrecher ausgestellt.

In der Nähe des Simeldans steht in einem kleinen Garten, von dessen Eigenthümer man sich den Eintritt für einen Bagdschis erkaufen muß, eines der Alterthümer Constantinopels. Dies ist die Marcians-Säule oder, wie sie von den Türken genannt wird, der Mädchenstein. Die Säule ist von Granit, das Fußgestell von Marmor und steht auf diesem noch eine lateinische Inschrift; sie trug auf ihrer oberen Platte früher Marcians Statue. Ihren Beinamen, Mädchenstein, trägt sie mit Unrecht und hat wahrscheinlich nur Bezug auf eine Venusstatue, welche vor 300 Jahren im Fanar gestanden und die Keuschheit der Frauen erprobt haben soll, mit der sie verwechselt wird.

Auf meinen Wanderungen durch das Innere der Stadt, besuchte ich fast jedesmal das Grabmal Sinan Paschas, des Eroberers von Jemen, bei der Moschee Ali Paschas und in der Nähe der verbrannten Säule. Ich habe es genau gezeichnet, da es eine sehr malerische Lage hat, und an und für sich eine der schönsten Turben Constantinopels ist. Es liegt an der Ecke eines kleinen

Plazes, dessen eine Seite die reich mit Fenstern versehene Vorhofsmauer eines Friedhofes einnimmt. An der Ecke einer, auf den Platz führenden Straße, steht zunächst eine achteckige Fontaine, mit vier, nach der Straße und dem Plaze liegenden, Fenstern von gothischer Form, welche mit Gittern von Golddraht versehen sind. Die Fontaine, welche lange nicht so überladen mit Zierathen und Inschriften ist, wie die meisten anderen, ist mit einem weit vorspringenden Dache gedeckt. Hinter der Mauer erhebt sich das Grabmal als hoher runder Pavillon, mit zwanzig, halb in der Wand eingemauerten Säulen, welche durch ein Gesimse in schöner Stuckaturarbeit bekränzt werden. Auf der Oberfläche ist eine kleine Terrasse aufgeführt und auf dieser wölbt sich eine Kuppel, nicht wie gewöhnlich im halben Bogen, sondern in der Form der Kuppeln des Kremls zu Moskau. Den Knopf der Kuppel schmückt der Halbmond. Zwischen den Säulen sind in der Wand hohe Fenster mit vergoldeten Gittern und Nischen abwechselnd angelegt; leider sind die Fenster über Mannshöhe vom Boden entfernt und kann man daher nicht in das Innere sehen. Die Mauer umschließt gleichzeitig einen kleinen Friedhof, beschattet von Cypressen und sieht dieser, mit den bunten Turbanen der Leichensteine und den goldenen Inschriften, überaus freundlich aus. Längs der Mauer auf der Seite des Plazes läuft ein breites Trottoir, eine Seltenheit in Constantinopel, und von fern sieht man das schlanke Minaret der Moschee und die verbrannte Säule emporragen, was das interessante Bild vollendet.

Eine angenehme Unterhaltung gewährt der Besuch des Gemüch oder Mauthgebäudes, ein einstöckiges geräumiges Gebäude, in dessen Erdgeschos die zollbaren Waaren revidirt und besteuert werden. In einer weiten Halle sitzen hier, auf einer Estrade, die Beamten neben einander, schreiben jeder ein Paar Worte auf die Zettel, wobei ihnen die Kniee als Schreibpult dienen und arbeiten sich sehr gemächlich und fabrikmäßig in die Hände, während besondere Aufseher die Waaren wiegen und revidiren. Die türkischen Waagen sind höchst einfach constructirt. Eine in Grade eingetheilte, eiserne Stange ist so befestigt, daß der Hebelsarm der Last bedeutend länger ist, als der der Kraft, an welche die Gewichte unmittelbar gehängt werden. Obgleich im Mauthhause immer viel Verkehr herrscht, so beeilt sich doch Niemand expedirt zu werden; Alle warten geduldig bis die Reihe an sie kommt und ist hier auch nicht die Spur von der Regsamkeit vorhanden, wie man sie auf großen europäischen Bachhöfen sieht.

Der hintern Front des alten Serails zugetehrt, steht der Walide-Khan, ein großes steinernes Gebäude im Quadrat, welches auf allen Seiten Gänge hat, in denen Waaren aller Art feilgeboten werden und in welchem sich gleichzeitig Herbergen für fremde Kaufleute befinden, in denen sie, während der Zeit ihres Aufenthaltes in Constantinopel, unentgeltlich wohnen können. Die Zimmer sind leer, und jeder Einkehrende bringt sein Ameublement selbst mit, welches aus Decken und Strohmatten besteht, um darauf schlafen zu können. Ebenso müssen die Fremden für ihre Beköstigung selbst sorgen.

Die Khanen sind meist milde Stiftungen, aber auch die Kaufleute aus der Stadt mietten sich in ihnen Zimmer für ihre Waaren, da sie Sicherheit gegen Feuergefahr bieten. Der ganz in der Nähe von jenen liegende Tent oder neue Khan, ist der größte von allen und soll über 400 Zimmer enthalten, während der Walide-Khan in seinem Hofe auch eine Moschee einschließt.

In gerader Richtung auf das Meer hin, gelangt man auf den ägyptischen Markt und durch diesen auf den großen oder Central-Bazar. Die Bazare sind große Gebäude, in allen Richtungen von gewölbten Hallen durchkreuzt, die mit Kuppeln bedeckt sind. In den Hallen findet man immer die Waaren einer Gattung beisammen, was sehr bequem ist, da man nicht lange zu suchen braucht. Man kann diese Waaren-Vereinigung recht gut mit einer Industrie-Ausstellung vergleichen, indem die gleichartigen ausgestellten Waaren mit einander wetteifern. Der ägyptische Markt hat nur zwei Flügel, auch werden in ihm nur Spezerelen, Gewürze und Parfümarten verkauft; man nennt ihn auch Hindostan-Bazari oder den indischen Markt.

Aus dem Central-Bazar, in südwestlicher Richtung, gelangt man zur Moschee Bajesid's. Wenn man sich derselben nähert, hört man schon von fern ein dumpfes Getöse, wie das Rauschen eines Wasserfalles. Tritt man in den Vorhof dieser Moschee, so wird man von vielen Tausenden von Tauben aller Farben umflattert, die hier auf öffentliche Kosten gefüttert werden und jenes Getöse verursachen.

Die Moschee hat zwei Minarets und in ihrem Vorhofe steht ein Wasserbecken, welches mit einer, von acht Säulen getragenen, Kuppel bedeckt ist. Außerhalb des Vorhofes steht Bajesids Grabmal und ein Begräbnißplatz, der durch eine Mauer von der Divan-Strasse getrennt wird. Im Vorhofe werden zur Zeit des Ramazans Rosenkränze, Bücher und Bilder feilgeboten, unter denen sich Abbildungen von heiligten Gegenständen in Mekka, aber auch monströse Karrikaturen befinden. Der Begräbnißplatz wird als ein Lieblingsort der vornehmen Welt angesehen und ist namentlich des Abends sehr belebt, weil die meisten hohen Beamten aus ihren Büreaus hier vorüberkommen.

Die Cysterne des Aspar, welche in südwestlicher Richtung von der Moschee Bajesid's steht, hat 64 Marmor Säulen, die aber plump, und im Verhältniß zum Gebäude, zu dünn sind; auf ihnen ruhen die Gewölbe, welche kuppelförmig abgerundet sind.

Wir befinden uns nun im Griechen-Quartel Kondoskale, am Marmormeere, in welchem eine Unzahl Tavernen und ekelhafte Bordelle existiren, in denen der Sammelpunkt aller Liederlichkeit zu finden ist. Mitten unter diesen Orten der Ausschweifung steht die griechische Kirche unserer lieben Frau zur Hoffnung, von der nichts weiter zu sagen ist.

Begiebt man sich von hier aus bis ans Gestade, so gelangt man auf den einzigen Molo Constantinopels und den dabei gelegenen Julianischen Galeerenhafen. Von diesem ist nur noch der Name vorhanden, denn jetzt nimmt seine Stelle ein schöner, mit Platanen besetzter

Platz ein, worauf der Palast der Sultantin Esma steht und diesem gegenüber, die Ställe der großherrlichen Maulthiere.

Von hier aus kann man sich zur Cysterne der Tausend und Einen Säule begeben. Dies ist ein umfangreiches Gebäude, welches aus drei Stockwerken besteht, die in jedem 224 Säulen enthalten, im Ganzen also 672; die Türken nennen sie aber Bin bir direk, d. h. Tausend und Eine Säule. Das Dach wird von den Säulen des Oberstockes getragen, die noch ganz zu sehen sind; der unterste ist dagegen in Schutt vergraben. Die Säulen sind glatt, etwa acht Fuß von allen Seiten von einander entfernt und fast alle gleich. Auf mehreren derselben sind die Buchstaben K. N. eingegraben, welche den Namen des Erbauers, Konstantin des Großen, andeuten sollen. Die Decke des Gebäudes wird von einer Anzahl Kuppeln gebildet und ist in demselben jetzt eine Seidenspinnerei etablirt, während in seiner Nähe eine Menge Färbereien zu finden sind.

Unter den, in dieser Richtung vorhandenen, Merkwürdigkeiten, verdienen auch die Ruinen eines Palastes genannt zu werden, welcher der des Feldherrn Belisar sein soll. Die drei Stock hohen rohen Mauern, welche noch erhalten sind, lassen auf keinen ehemaligen Glanz schließen, wie er dem Ruhme eines solchen Helden gebührt.

Eine Ruine ist auch die ehemalige Porphyrsäule, auf welcher Constantin sich, übermüthiger Weise, selbst eine Statue errichtete, die ihn als Sonnengott darstellte. Nachdem diese Statue gestürzt worden, kam an deren

Stelle die des Kaisers Theodosius, worauf ein Erdbeben Säule und Statue so beschädigte, daß sie durch eiserne Ringe zusammengehalten werden mußte. Man nennt diese Säule allgemein die verbrannte, und sie besteht nur noch aus mehreren Trümmern, welche durch jene Ringe festgehalten werden. Sie steht auf einem viereckigen, 20 Fuß hohen Sockel, welches aber von allen Seiten mit elenden Häusern verbaut ist.

Zunächst der Porphyrsäule steht der Itschki oder Gesandten-Khan, in welchem früher die Gesandten fremder Mächte einquartirt wurden. Im Wesir-Khan haben die armenischen Buchhändler ihren Markt, und ist überhaupt dieser Stadtheil mit Khanen aller Art sehr gesegnet.

Südlich vom Haupt-Bazar liegt der Sklavenmarkt oder Jessir-Bazar, aber so versteckt, daß man ihn ohne einen Führer nicht leicht finden kann. Am besten orientirt man sich von der Osmania aus. Eine bergan steigende Gasse führt von hier zum Thore des Marktes, an welchem ein Wächter mit seinem langen Konstabler-Stocke steht. Obgleich nur Türken Zutritt haben sollen, erlangt man ihn doch in Begleitung eines Türken oder für einen Bagdschis, welchen man dem Wächter in die Hand drückt, ohne Schwierigkeit.

Ich hatte mir ein anderes Bild von diesem Neste ehemaliger Barbarei vorgestellt. Der Ort ist unfreundlich; es ist ein unregelmäßiger Platz, von finstern Gallerien umgeben, unter welchen die Sklavenhändler auf der Erde sitzen, ihre Pfeife rauchen und dabei den Handel schließen. In kleinen Zimmern, mit vergitterten Fen-

stern sitzen die Sklavinnen und werden nur einzeln zum Vorschein gebracht, dann und wann aber unter der Colonnade spazieren geführt, um ihnen frische Luft zu gewähren.

Hier sind nur Neger und Negerinnen und ältere weiße Sklaven vorhanden, denn die weißen Sklavinnen, die zum ersten Male auf den Markt kommen, werden in Tophana in einem abgesonderten Gebäude untergebracht, und sind den Blicken der Christen unerreichbar.

Die Sklaven werden bei ihrer Ankunft in Constantinopel wie Waare versteuert, sind aber verhältnißmäßig gut bekleidet, und keinesweges halb nackt, wie die Sklaven in Nord-Amerika. Es macht auf den unparteiischen Beobachter einen üblen Eindruck, wenn er sieht, wie alle Glieder der Sklavinnen einer genauen Prüfung unterworfen werden und dann um das Menschenfleisch, in welchem sich noch Leben befindet, geschachtet wird. Die Negerinnen lassen sich alle Untersuchungen ruhig gefallen, um sich nicht das Mißfallen des Händlers oder Strafe zuzuziehen. In einer besonderen Zelle werden die widerspenstigen Sklaven eingesperrt und tragen Ketten.

Ehe ein Sklave gekauft wird, muß derselbe einige Zeit bei dem Käufer zur Probe bleiben, damit sich dieser von den Fähigkeiten des Sklaven überzeugen kann. Sklaven, die schon einen oder mehrere Herren hatten, und daher brauchbarer sind, als neue, werden theurer bezahlt. Ein neuer Neger-Sklave, der gesund und kräftig ist, kostet etwa 150 Rthlr.

Christen müssen sich jeder Untersuchung und Berührung der schwarzen Waare enthalten; sie dürfen um

keine Sklavin handeln, vielweniger eine kaufen. Ueber ihre weitere Verwendung und ihr Leben, werde ich in dem Kapitel über die Familien-Verhältnisse der Türken, mehr erwähnen.

Die in der Nähe befindliche Moschee Dsmans ist keine Dschamie, daher auch kleiner, hat aber zwei Minarete, mit zwei Gallerien und bildet ein regelmäßiges Viereck. An jeder Ecke steht ein viereckiges Thürmchen vor, welches bis an das Gesimse der Moschee reicht, wo es dann mit einem vorspringenden Erker überbaut ist, der eine Kuppelbedachung hat. Die vier Hauptwände sind nach den Eckthürmen zu, oben abgerundet und unter dem Gesimse sind die Fenster angebracht, die, sich nach dem Bogen richtend, immer kleiner werden.

Mit Anmuth wölbt sich die hohe Kuppel über den einfach konstruirten Mauern und wird durch keine Nebenkuppeln verdeckt.

Im Innern sind die Wände bis an den Fries mit Marmor bekleidet und hier mit Sprüchen aus dem Koran, in fußlangen Buchstaben von Gold auf schwarzem Grunde, geschmückt. Die schönen Fenster machen die Moschee hell und freundlich, weshalb sie auch Nuri-Dsmantia oder die Lichte heißt. In dem Vorhofe dieser Moschee steht ein Granitblock, welcher das Grabmal des Erbauers der Stadt, Constantin des Großen, sein soll.

Nachdem ich die merkwürdigsten Gebäude in der Stadt beschrieben habe, wende ich mich zum großherrlichen Serail, welches an der äußersten Spitze Constantinopels, zwischen dem Marmormeere und dem Hafen

liegt. Es ist sowohl von der Land- als von den Wasserseiten mit einer Umfassungs-Mauer umgeben und hat wenigstens den Umfang einer Stadt von 10,000 Einwohnern. Das Serail ist ein Inbegriff von Palästen, Moscheen, Kasernen, Wohngebäuden, Bädern, Köstchen, Gärten und Aufbewahrungs-Lokalen aller Art. Zwölf Thore führen in das Innere, von denen das Hauptthor, an dem Plaze der Sophien-Moschee, der Stadt zugekehrt ist. Durch dieses Thor, Baba humajun oder das erlauchte Thor genannt, gelangt man in den ersten Hof, der etwa 500 Schritt lang aber nur schlecht gepflastert ist. Gleich am Eingange linker Hand steht die ehemalige Kirche der heiligen Irene, gewöhnlich Seraphana genannt, welche jetzt als Zeughaus benutzt wird. In demselben werden die goldenen Schlüssel der Thore Constantinopels, seltene alte Waffen und auch die, von Sultanen selbst gebrauchten Waffen aufbewahrt und außerdem enthält das Zeughaus noch das Grab des heiligen Christostomus.

In diesem für Jedermann zugänglichen Hofe steht, unter dem Schatten ungeheurer Bäume, die neue Münze. Das Gebäude ist sehr unansehnlich, wenigstens für den Zweck sehr beschränkt. Man steigt auf einer hölzernen schmalen Treppe mit Geländer, von der Rückseite in die Werkstätten, wo überall englische Maschinen und englische Maschinisten sich breit machen. Neben dem Münzhaus stehen Stallungen, in denen man aber ebenfalls kein Pferd sieht, welches eines Regenten würdig wäre. In unmittelbarer Nähe des Marstalles steht eine von Platanen umgebene Fontaine und vor dem Thore zum

zweiten Hofe ein Mörser, in welchem Ulemas oder Gesetzgelehrte zu Tode gestampft worden sein sollen, was aber nur auf einer Sage beruht. Von den, noch im ersten Hofe befindlichen, Kasernen der Baltadschi oder des untersten Dienstpersonals des Sultans und den Bäckereien, ist nichts zu sagen; dagegen dient der große Rasenplatz vor dem Zeughause den Pagen als Turnierplatz, welche am Bairamfeste ihre Spiele vor dem Sultan aufführen.

Das Mittelhof führt in den zweiten Hof. Unter der Halle desselben hatte der Richter seine beständige Wohnung, welche noch jetzt den Namen: Kammer des Henkers führt. Diese nothwendige Person mußte, unter der Herrschaft der früheren Tyrannen, immer bei der Hand sein, denn unter der Thorhalle wurden die hohen Staatsbeamten hingerichtet, wenn es die Laune der Sultane für gut fand, und ihre Köpfe wurden dann in der Halle auf's Pflaster gerollt, um von den Pferden der Einreitenden zertreten zu werden. Hier müssen auch die fremden Gesandten harren, bis sie zur Antritts-Audienz abgeholt werden, während welcher Zeit sie die beste Gelegenheit haben, Betrachtungen über die im Serail vorgefallenen Blutszenen anzustellen. Waffen aller Art schmücken die Halle und vor der äußeren Thür steht ein Stein, an welchem die hohen Herrschaften vom Pferde stiegen.

Von hier aus führen drei Gänge zu den Hauptgebäuden des zweiten Hofes. Der mittelmste Weg führt, durch das Thor der Glückseligkeit, in den dritten innersten Hof; der Weg links zum Diwanssaale, worin der

Reichsrath abgehalten wurde, was jetzt im neuen Palaste des Großwesirs geschieht.

Dem Diwan gegenüber befinden sich neun Küchen für den Hof und die Dienerschaft. Das Innere dieser Gebäude beschreibt v. Hammer als Augenzeuge, in den dritten Hof ist aber noch kein Europäer gekommen. Er enthält die Wohnungen des Sultans, Moscheen, Bäder, Köstche, den Harem, den Schatz, die Reichsbibliothek und den Prinzen-Käfig, in welchem die nicht zur Regierung gelangenden Prinzen wohnen. An der Spitze des Serails liegt der Ufer-Palast oder Frühlingsharem, mit dem Thronsaale und dem Theater oder Spiegelsaale, wo die Frauen des Harems den Sultan durch Tänze und Spiele ergötzen.

Das Serail ist die gewöhnliche Winterresidenz des Sultans und in einem Flügel desselben befindet sich der Winterharem. In demselben hält der Sultan fünf rechtmäßige Frauen oder Kadinen, deren jede eine besondere Wohnung mit einem Bade hat und welche von Odalisken bedient werden. Solche Odalisken enthält der Harem einige Hundert, die nur niedrige Dienste verrichten. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß der Sultan sie mitunter seinen rechtmäßigen Gemahlinnen vorzieht, denn der jetzige Sultan ist im Punkte des Anstandes äußerst scrupulös. Da übrigens die Kinder freier Väter bei den Türken gesetzlich legitim sind, wenn auch eine Sklavin deren Mutter sein sollte, so setzt dieses Gesetz dem Sultan und den vornehmen Türken in der Ausschweifung Schranken, um ihre legitimen Erben nicht ungebührlich zu vermehren.

Durch die Geburt eines Prinzen könnte jede Kadine und Odaliske zur höchsten Würde gelangen. Die erste der Frauen im Reiche ist nämlich die Sultanin Balkbe oder die Mutter des regierenden Sultans; sie steht ihm im Range zunächst und hatten sie oft den größten Einfluß auf die Regierungs-Geschäfte. Die Mutter des jetzigen Sultans heißt Besma Allem oder Zierde der Welt.

Eine besondere Chasseki oder Favorit-Sultanin giebt es nicht mehr. Auch hat Sultan Abdul Medschid bisher nur sechs Kadinen gehabt, obgleich ihm sieben gesetzlich erlaubt sind. Eine davon, Zichem Felik, (Zierde des Himmels) starb während meiner Anwesenheit in Constantinopel i. J. 1842.

Die Kadinen bleiben Sklavinnen, wenn sie es, vor ihrer Erhebung zur Gemahlin, gewesen sind; ihre Töchter haben, als Kinder des Sultans, dann größere Rechte als die Mutter, denn nur Töchter des Sultans erhalten den Titel Sultana, der ihrem Namen nachgesetzt wird.

Außer den Odalisten giebt es im kaiserlichen Harem noch zwölf Gedeklik, schöne Sklavinnen, die den Sultan, an Stelle der Pagen, bedienen.

Da sich Kadinen und Sklavinnen in die Gunst des Sultans theilen, so hat Neid und Eifersucht nirgends mehr Nahrung, als in dem Harem des Großherrn.

Die Ober-Aufsicht über die Frauen des Harems hat die Klaja-Kadun oder Oberhofmeisterin, während der Klalar-Aga das Oberhaupt der Haremswächter

oder Eunuchen, ist. Die schwarzen Verschnittene bewachen den Harem, werden aber schon selten, während die weißen, welche den äußeren Dienst besorgten, bereits ganz abgeschafft sind. Der Kislar-Aga hat jederzeit freien Zutritt beim Sultan und muß, lächerlicher Etikette gemäß, einen eigenen Harem halten. Wenn die Frauen des kaiserlichen Harems, aus dem Uferpalaste in eine andere Wohnung translocirt werden sollen, so wird vom Palaste bis zum Kai ein bedeckter Gang von spanischen Wänden gebildet, damit sie ungesehen fortgebracht werden können.

Es ist sehr schwierig, über den großherrlichen Harem etwas zu erfahren, denn die Türken und besonders die Beamten des Sultans oder der vornehmen Türken, halten es für unschicklich, darüber zu sprechen.

Diesen großen klassischen Raum, den recht eigentlich das alte Byzanz einnahm, bewohnen jetzt nur eingeschlossene Weiber, verächtliche Verschnittene und eine Anzahl Gärtner, Wächter, Stallknechte und dergl. und dennoch ist es dem Fremden verwehrt, das Innere genauer kennen zu lernen, um nicht den Glanz eines ohnmächtigen Herrschers zu beeinträchtigen. Der Besuch des Seralls mit seinen Mauern, weiten Höfen, finstern Galerien und Gittern, soweit man dazu Gelegenheit hat, hinterläßt einen unheimlichen Eindruck, denn er bleibt bei aller Herrlichkeit doch nur ein Gefängniß.

Da der Spaziergang um die Mauern des Seralls auch Interessantes bietet und Jedem frei steht, so will ich denselben, vom erlauchten Thore angefangen, mit erwähnen.

Wenn man sich von dem Hauptthore des Serails nach dem Hasen wendet, gelangt man zur hohen Pforte, den Palast des Großwesirs, in welchem der Diwan oder Reichsrath abgehalten wird. Der Palast ist neu gebaut, ein großes zweistöckiges Gebäude, von wenigstens 200 Fenstern Front und massiv. Mitte und Ecken desselben treten über die Flucht vor; das Portal bildet eine Säulenhalle und in der ganzen Breite derselben ist das Gebäude um einen dritten Stock erhöht, der aber, wie bei jedem Privathause, verschiedene vorspringende Erker bildet, wodurch das Ganze entstellt wird. Vor der hohen Pforte ist ein großer und freier, von einer Mauer umgebener Platz, der als Vorhof gelten kann. Die Säulen und Freitreppen im Innern sind von Marmor, Gänge und Treppen mit Strohteppichen belegt. Außer dem SitzungsSaale des Diwans, enthält das Gebäude nichts Sehenswerthes und auch der Saal nur ein vergoldetes Gitter in einer Wand, hinter welchem der Sultan den Sitzungen seiner Minister ungesehen betwohnen kann. In den vielen andern großen Zimmern sieht man nichts als Sophas ohne Lehnen an den Wänden, mit kostbaren Ueberzügen; nur hin und wieder hängt ein Spiegel und die Wände sind mit Landschaften schlecht bemalt und stechen gewaltig gegen die vergoldeten Decken der Zimmer ab. Außer den Büreaus des Staatsministeriums, befinden sich auch die der Minister des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten im Palaste des Großwesirs.

In der Nähe dieses Palastes befindet sich ein in die Erde sinkender Palast, und bei diesem die große

Cysterne Basilica. Dieselbe besteht aus 336 Marmor-säulen in zwölf Reihen, jede Säule ist zwölf Fuß nach allen Seiten von der andern entfernt. Es ist die einzige noch mit Wasser gefüllte Cysterne und ist die Zultanische Wasserleitung, welche von den Benden bei Belgrad ihr Wasser erhält.

Gegenüber der hohen Pforte, in den Gärten des Serails, steht das Alai-Köschk, von welchem der Sultan den öffentlichen Aufzügen, die auf der Straße vorüberziehen, zusieht. Hinter diesem Köschk ist in der Mauer des Serails das Thor Mohamed Sokoll's, des größten Großwesirs der Osmanen, dessen Name über dem Thore prangt. Noch zwei andere Thore folgen auf der Landseite, dann kommt an der Ecke der Mauer das Thor Jalliköschk Kapussi, welches seinen Namen von dem außerhalb des Serails stehenden Kiosk hat, in welchem sich der Kapudan-Pascha beim Auslaufen der Flotte aufhält. Es ist ein niedriges, viereckiges Bretterhäuschen mit chinesischem Dache und grün angestrichen; im Innern soll es aber einen silbernen Thron enthalten. Durch das genannte Thor ist der Eingang in die Gärten des Serails, in deren Mitte sich eine Moschee für das Dienstpersonal erhebt. Das nächstfolgende Thor wurde nur zur Nachtzeit geöffnet, um die Leichen der Hingerichteten ins Meer zu werfen. An demselben steht eine Batterie von sieben Geschützen, welche durch ihre Salven die Geburt eines Prinzen oder den Beginn wichtiger Feierlichkeiten verkünden; sie werden daher auch nicht zum Salutiren bei der Ankunft fremder Schiffe benutzt, welche Obiegenheit die Batterie in Tophana hat.

An der äußersten Spitze des Serails steht das zum Uferpalaste gehörende Marmorköschk. Diesem folgt das Kanonenthor, über welchem die Knochen eines Riesenihieres aufgehängt sind und bei welchem eine zweite Batterie aufgestellt ist. Dann kommt das neue Köschk, in dessen Nähe die Gothensäule steht, welche dem Kaiser Theodosius zu Ehren errichtet wurde, als ihn die Gothen um Frieden anslehten. Hierauf folgt das Krankenthor, hinter welchem eine Moschee steht, ferner die Chirurgeschule, eine Kaserne mit Reithahn und Exerzierplatz, endlich das von grünen Marmorsäulen getragene Perlenköschk. Bei diesem steht eine Fontaine an den Mauern, welche die des Henkers heißt, und zwischen beiden fließt eine Quelle, welche am Tage Maria Himmelfahrt von vielen Griechen besucht wird, um sich an dem geweihten Wasser zu laben und vor den Mauern des Serails ein Volksfest zu feiern, welches sich bis in den ersten Hof erstreckt.

In dem noch auf der Seeseite gelegenen Asab-Köschk oder Köschk der Pein, mußten früher die abgesetzten Besten zubringen, bis sie an den Ort ihres Exils gebracht wurden. Am äußersten Ende der Mauern liegt das, durch den darin vollzogenen Friedensschluß berühmte Köschk Gullhane und hinter diesem wendet sich die Mauer wieder nach der Landseite, wo noch das Löwenthor zu bemerken ist, ehe man wieder zum erlauchten Thore gelangt. Vor dem Löwenthore liegen die großen Stallungen des Sultans, von denen das nächste Stadthor seinen Namen Stallthor hat, in dessen Nähe ein Leuchtturm steht.

Am erlauchten Thore befinden wir uns nun der Aja Sophia gegenüber, welche wir von hier aus besuchen wollen.

Die Aja Sophia ist die älteste und merkwürdigste Moschee Constantinopels und war früher eine, der heiligen Sophia geweihte, griechische Kirche. Mohamed der Eroberer ritt zu Pferde in dieselbe und weihte sie mit den Worten: „Es ist kein Gott als Gott und Mohamed ist sein Prophet,“ zur Moschee ein. Die alte ehrwürdige Kirche ist seitdem durch den Anbau von Kuppeln, Gallerien, und Gebäuden zu milden Stiftungen, da es ohne alle Symetrie geschehen, entstellt worden, wird aber dennoch für immer den Stempel der Großartigkeit behalten. Den Christen ist zwar der Eingang nur mit einem Firman erlaubt, ich habe sie aber auch ohne einen solchen besucht und dabei mit mehr Muße gesehen, als das erste Mal, wo ich sie in zahlreicher Gesellschaft, in der sich auch die Gräfin H. H. befand, unter dem Schutze eines Firmans betrat. In Begleitung türkischer Offiziere und in türkischer Uniform habe ich mehrere Male Eintritt erlangt, wagte es aber nicht das Innere zu zeichnen, weshalb ich mich mit der Zeichnung der äußern Ansicht begnügte.

Die Aja Sophia war ursprünglich viereckig, doch sind später auf der Nord- und Südseite Grabmäler und milde Stiftungen angebaut worden. Auf der Westseite liegt ihr Vorhof mit dem Haupteingange; die Ostseite ist von Anbauten frei geblieben und dem Serail zugewendet.

Der Vorhof ist von drei Seiten mit Säulenhallen umgeben, die mit Kuppeln gedeckt sind. Am Haupteingange steht ein alter Glockenthurm, der aber viel niedriger ist, als die vier Minarets an den Ecken der Moschee; die Form dieser Minarets ist verschieden. Im Vorhofe steht eine Fontaine, außer dieser liefert aber noch eine Röhre Wasser zu den Fußwäsungen, welches aus den Gewölben unter der Moschee kommt. Die an die Moschee stoßende Seite des Vorhofes bildet gleichzeitig die Vorhalle zu jener und führen in diese Vorhalle drei Thore. Sie ist mit Quadrern gepflastert und ganz kahl. Den drei Thoren gegenüber sind fünf andere Thore, welche in die zweite Vorhalle führen; durch zwei Seitenthüren gelangt man in die Minarets. Die zweite Vorhalle ist größer und schöner als die erste, hat im Ganzen sechszehn Thore, sämmtlich von Eisen; zwei Seitenthore führen nach dem innern Chor und neun Thore in die Moschee selbst. Die Wände sind hier von Marmor und über den Thüren mit noch erkennbarer Bildhauer-Arbeit verziert; über dieser Vorhalle befindet sich eine der drei Seiten des Frauenchors.

Die vom Firman begünstigten Europäer betreten die Moschee durch ein Seitenthor auf der Südseite, müssen hier erst zwölf Stufen hinabsteigen und steigen dann wieder aufwärts in den Frauenchor. Von hier aus überblickt man den ganzen innern unendlichen Raum des Hauptschiffes, an welches zwei Seitenschiffe stoßen und die ungeheure Wölbung der Hauptkuppel, an welche sich acht Hauptkuppeln anschließen.

Vier große Pfeiler tragen die Haupt- und vier kleinere Pfeiler die übrigen Kuppeln. Zwischen je einem großen und einem kleinen Pfeiler stehen zwei prächtige Säulen mit Sokel und Gesimsen von Marmor, und zwischen den großen Pfeilern, an den schmalen Seiten der Moschee, vier Säulen von grünem Granit, welche die Gallerie an ihrer Außenseite tragen, die noch an jeder Seite von zwölf Granitsäulen gestützt wird. An der Seite der Vorhalle stehen auch noch sieben Säulen und auf der Gallerie zusammen sechszig, alle von geglättetem Marmor. Wegen den vielen Säulen kann man das Innere nicht gut übersehen. Die Kuppel und die Wände sind mit Inschriften aus dem Koran geziert; die Buchstaben in denselben sind bis zehn Ellen lang. An großen Ketten hängen Lampen, durch welche die Moschee in den Nächten des Ramazans erleuchtet wird; die Ketten sind mit künstlichen Blumen, Straußeneiern und Büscheln von Flittergold geschmückt und sind in allen Moscheen zu finden. Das mehr breite als lange Schiff der Moschee wird durch 24 Fenster erleuchtet, welche an der Hauptkuppel angebracht sind; es herrscht daher auch nur ein Halbdunkel in den weiten Räumen.

Da sonst der Hochaltar in der Mitte der Ostseite stand, der Mihrab aber immer in der Richtung des heiligen Grabes zu Mekka stehen muß, so steht er in der Sophien-Moschee in der südöstlichen Ecke und die ganze innere Einrichtung wird hierdurch schief, was für das Auge des Fremden höchst mißfällig erscheinen muß. Die Betenden wenden sich mit dem Gesicht in der Diagonale des innern Raumes und in dieser schiefen Rich-

tung ist auch der Fußboden mit Matten bedeckt. Neben dem Mihrab rechts steht eine, auf vier Marmorsäulen ruhende Kanzel für den Prediger, von welcher alle Freitage gepredigt wird; auf beiden Seiten derselben steht eine Fahne und in der Mitte der Moschee ein von Säulen getragenes Gerüst für den Vorbeter. Der Sultan hat hier wie in jeder andern Moschee eine vergitterte Loge. Die Bildhauerarbeit an den Wänden ist kaum mehr zu erkennen, sie wurde, als in eine Moschee unpassend, mit Kalk überklebt, und nur hin und wieder ist noch ein Kreuzifix bemerkbar, welches durch Zufall von der Zerstörung verschont geblieben ist.

Der Eindruck, den der große und so leere Raum mit seinen hohen Wölbungen auf den Beschauer macht, ist überaus erhaben, wozu das herrschende Halbdunkel viel beiträgt. Männer und Weiber beten gemeinschaftlich, unter einander gemischt und das Gemurmel der Betenden gleicht dem in einer Synagoge während der langen Nacht. In den heiligen Nächten der Moslemen ist die Beleuchtung dieser Moschee prachtvoll und man kann sich nichts feierlicheres denken, als das weite Gewölbe in allen Richtungen in ungeheuren Halbmonden strahlend erleuchtet. Die Geistlichkeit an der Aja Sophia besteht aus einer Menge Imams, Scheiche und Gebetsausrufer, welche an den Festen alle beschäftigt sind. Als Merkwürdigkeiten nennt man hier noch das kalte Fenster und einen leuchtenden Stein, von denen ich aber schweigen muß, da ich sie nicht gesehen habe, und hiermit verlasse ich die herrliche Moschee um mich noch

zu den übrigen Sehenswürdigkeiten Constantinopels zu wenden.

Südwestlich von der Sophien=Moschee liegt der 250 Schritt lange, 150 Schritt breite Platz Atmelan oder Pferdeplatz. Es ist der ehemalige Hippodrom der Griechen, auf welchem die Rennparteien ihre Wettrennen abhielten, an welche noch der heutige Name erinnert, ohne daß noch viel von der alten Herrlichkeit zurückgeblieben ist. Ein sechszig Fuß hoher Obelisk aus Granit auf einem 12 Fuß hohen Sockel, auf zwei Seiten mit eingegrabenen lateinischen und griechischen Inschriften, eine pomphaste Lobhudelei auf Kaiser Theodosius enthaltend, ist die Hauptzierde des Platzes. Der Obelisk ist auf allen vier Seiten mit Bildhauerarbeit geschmückt gewesen, von der kaum noch etwas zu erkennen. Außer diesem befindet sich noch ein zweiter Obelisk auf dem Platze, der höher aber schwächer als der vorige ist. Zwischen beiden steht eine zehn Fuß hohe eiserne Säule, fast wie eine Schraube gestaltet. Das Gewinde an der selben war aber früher eine Schlange mit drei Köpfen, von denen Mohamed II. einen, bei der Eroberung Constantinopels mit seiner Streitart abschlug, während die andern beiden später abgebrochen wurden. Man nennt sie auch die klingende Säule.

Ueber den Atmelan ziehen die großen Balramparaden, welche ich in einem besonderen Kapitel beschreiben werde. Auf dem Platze sah ich auch einer Brüggelet zwischen Griechen zu, die mit der größten Erbitterung auf einander loshieben, während die zahlreich versammelten Türken mit der merkwürdigsten Kaltblütigkeit

zufahren, ohne nur im geringsten Miene zu machen, die Kämpfer zu trennen, welche wahrscheinlich in Erinnerung der großen Wettkämpfe ihrer Vorfahren auf demselben Plage sich so zerdrofsen. Endlich ist es mir auf dem Atmeidan begegnet, daß mir ein Bettler das Geldstück, welches ich ihm unaufgefordert als Almosen reichte, ins Gesicht warf; es war ein fanatischer Fakir, welche mit Handwagen und Klingelbeuteln oder blechnen Schalen, bettelnd durch die Straßen ziehen, ohne je einen Christen anzusprechen. Bei den Türken zeigen sie sich unverschämt, und werfen diesen ihre Schalen mit fast befehlendem Tone zu, um solche mit Gaben zu füllen.

An der Westseite des Atmeidans erhebt sich auf einer Terrasse die prächtige Moschee Sultan Achmed's I. Es ist die einzige Moschee im osmanischen Reiche, welche sechs Minarets, jedes mit drei Gallerien hat. Sie bildet ein Viereck und enthält 100 Schritt im Quadrat. Ihre Kuppel ist bedeutend höher als die der Sophia, und an die Hauptkuppel schließen sich noch acht Seitenkuppeln stufenförmig an. Ein mächtiger Vorhof liegt vor der Moschee und ist von Marmorsäulen umgeben, von herrlichen Platanen beschattet und ist mit einer Fontaine von Marmor geschmückt, an welcher Rosenkranzhändler ihre Talismane feilbieten. Diese von außen so schöne Moschee, ist im Innern wohl die einfachste, denn in dem ungeheuern Schiffe, in welchem vier rohe kolossale Pfeiler, denn jede hat wohl dreißig Fuß im Umfang, die Kuppel tragen, ist nichts zu sehen, als leere welke Kalkwände, mit hohen Fenstern an allen Seiten. Die Kuppel ist von vier Halbkuppeln umgeben, an welche

wieder zwei kleine Kuppeln gränzen, die die Ecken der Moschee bilden. Zu beiden Seiten des Mihrabs stehen zwei enorme Leuchter mit ebenso kolossalen Wachskerzen, als ob die Moschee in den Dimensionen ihren Ruhm suchen wollte. Rechts neben dem Mihrab steht eine schöne Kanzel von Stein, bedeckt mit einer vergoldeten Krone, welche wiederum durch einen Halbmond geziert ist. An den Lampenreihen hängen hier allerhand Puzsachen, wie sie in andern Moscheen nicht vorhanden sind.

Ebenso hat diese Moschee eine Gallerie im Innern und eine außen. Sie ist die Staatsmoschee und von hier aus beginnt der Auszug der heiligen Karawane und die Aufzüge an den Batramfesten.

Von der Achmed-Moschee am Irrenhause vorbei, gelangt man zur kleinen Aja-Sofia, dicht am Meere gelegen und in vielen Stücken ihrer großen Namensschwester sehr ähnlich. Die Kuppel dieser sehr schmucken Moschee wird von acht Pfeilern getragen, zwischen denen noch sechszehn Säulen von buntem Marmor stehen. Auch hier ist die innere Einrichtung schief, weil der Mihrab nicht in der Mitte steht. Man könnte die Moschee eher für einen Bacchustempel halten, denn die Gesimse an den Wänden sind mit Nebenguirlanden geschmückt, zwischen welchen eine griechische Inschrift prangt; auch an dem Knäuf der Säulen sind Neben und Weinlaub zu sehen. Auf der Gallerie stehen gleichfalls bunte Marmorsäulen.

Nachdem ich jetzt die Mitte und die östliche Seite der Stadt durchwandert bin, wende ich mich zur westlichen, die aber bedeutend öder und weniger interessant

ist. Die Beschreibung des Viertels der Blachernen und der sieben Thürme hebe ich für ein besonderes Kapitel auf und erwähne in diesem nur noch der Moschee der Walide am adrianopler Thore. Dieselbe wurde, wie man erzählt, von einer Tochter der berühmten Koresane erbaut, wozu sie nur den Werth eines ihrer kostbaren Pantoffeln verwendet haben soll. Der Vorhof der Moschee ist von Platanen umgeben und die innere Einrichtung sehr geschmackvoll.

Obgleich in der ganzen Ausdehnung vom adrianopler Thore bis in das Stadtviertel Psamatia, sehr viele Moscheen liegen, so sind doch alle zu unbedeutend um aufgesucht oder beschrieben zu werden. Dagegen steht in Psamatia am Weibermarkt die unscheinliche Ruine der Säule des Arkadius, die zu den Alterthümern Constantinopels gehört und deshalb Beachtung verdient. Von der ehemals 120 Fuß hoch gewesenen Säule, welche die Statue des Feldherrn getragen, ist nur noch das Fußgestell vorhanden, welches hohl ist, und hat sich in der Höhlung ein Scherbethändler eingerichtet, der gewiß nicht ahnt, wem er seine Wohnung zu verdanken hat.

Die armenische Patriarchen-Kirche in Psamatia ist neu erbaut und besteht aus zwei besonderen Kirchen, von denen eine für die Männer, die andere für die Frauen bestimmt ist. Das Innere ist fast wie in den Moscheen eingerichtet. Man sieht keine Kanzel, keine Bänke; dagegen ist der Boden mit Strohtepptichen belegt und an der Wölbung hängen auch hier Lampenreihen mit Straußeneiern und Flittergold geschmückt. Das Allerheiligste, mit blauem Porzellan bekleidet, erhebt sich auf einer Terrasse

und müssen alle Beter dort hinauffchauen. Es besteht eigentlich aus drei Altären, welche durch eine Mauer mit einander verbunden sind. Der Gottesdienst findet nur in frühen Morgenstunden statt und sind die Decore der Geistlichen sehr bunt und grell, wie der große Kronleuchter, der aus Glasstücken in allen Farben zusammengesetzt ist. Die Geistlichen ziehen während der Messe von einem Altar zum andern, ziehen sich für kürzere oder längere Zeit hinter einen Altar zurück und so fort, während die ganze Kirche in Weihrauchwolken verhüllt wird.

In Psamatta haben auch die Juden eine Synagoge, welche aber so armselig ist, daß sie mehr einem Stalle ähnlich sieht; man erkennt hierin die Verachtung und Unterdrückung, mit welcher die Juden in Constantinopel behandelt werden.

Zwischen dem Thore von Psamatta und dem Thore Karli kapu, steht am Meere eine alte Cysterne mit einem unterirdischen Gange, dessen Ende noch Niemand erreicht hat. Man behauptet, daß darin Schätze verborgen liegen. Mit ein Paar Freunden wollte ich darin auf Entdeckungstreifen gehen, nicht etwa um die Schätze zu heben, sondern nur um etwas Ungewöhnliches zu unternehmen; man riet uns aber davon ab, weil der Gang gefährliche Dünste enthält. Von diesem Gange aus will ich denn auch, wie der Weltumsegler wider Willen, im nächsten Kapitel in Scutari zum Vorschein kommen.

## Achtes Kapitel.

### Scutari und die asiatischen Vorstädte Constantinopels.

Scutari, auf türkisch Uskudar und das alte Chrysopolis oder die goldene Stadt, liegt an einem Vorgebirge, welches am Anfange des Bosporus in die Propontis hinausragt. Es ist die größte Vorstadt Constantinopels und ist eigentlich eine eigene Stadt von 80000 Einwohnern, hat aber keine Mauern, welche süglich entbehrt werden können, da die Ufer meist steile Felswände sind. Auf der Landseite ist die Stadt von ungeheuren Begräbnißplätzen umgeben, welche für einen Feind hinderlicher wären als eine Mauer. An der Seite des Bosporus entlang fließt eine reizende Strömung, so daß die Landung sehr erschwert wird; jedoch sind auf dieser Seite mehr Landungsplätze, als auf der des Marmor-Meeres, wo sich nur ein größerer Landungsplatz findet, der sogleich steil zu den Kasernen der Garde, am Ende der Stadt hinaufführt. Scutari ist auf mehreren Hügeln gebaut und weit orientlicher als Constantinopel und die gegenüber liegenden Vorstädte, weil hier die großen Karawanen aus dem Innern Asiens einkehren. Die großen, mitunter sehr schönen Karawanseraien sind daher auch

das Merkwürdigste, aber nicht geeignet um besonders beschriebeu zu werden.

An dem größten Landungsplatze, der wirklich zugleich ein freier Platz ist, steht die Moschee der Sultanna Mirmah auf einer Erhöhung, zu welcher Stufen hinaufführen. Sie hat einen Vorhof mit Hallen, die von schönen Marmorsäulen gebildet werden und welche mit kleinen Kuppeln bedeckt sind. Die Wölbungen der Hallen sind abwechselnd mit weißen und hellgrünen Streifen bemalt, was ihnen ein freundliches Aussehen giebt. Die Moschee ist ein regelmäßiges Viereck, nicht hoch und ihr Mauerfranz in gerader Linie geführt. Vom Rande desselben weit zurückgezogen erhebt sich, gleichsam wie auf einem Sokel, ein Kreis von Mauerpfellern, zwischen welchen abgerundete niedrige Fenster angebracht sind, und auf dem Plateau, ebenfalls zurückgezogen, wölbt sich die einzige, kleine, aber vergoldete Kuppel der Moschee, die mit einem Aufsatz in Form eines Zepters geschmückt ist. Sie hat zwei sehr schöne Minarets, die wie kanelirte Säulen geformt sind, mit einer durchbrochenen Gallerie. Zwischen den Minarets hängen drei Stricke, an welchen Lampen angebracht sind, um in den Nächten des Kazamans in Gestalt eines Halbmondes erleuchtet zu glänzen, welches Vorrecht nur wenige Moscheen genießen. Zu demselben Behufe sind die Gallerien der Minarete dieser Moschee, und diese selbst an ihren scharfen Kanten, beständig mit Lampen garnirt.

Mitten auf dem Platze steht eine zierliche Fontaine mit weit vorspringendem Dache, welches unten mit gelben Streifen, oben aber blau bemalt ist. Auf jeder ihrer

vier Seiten ist vor der Mitte ein steinerner Wasserbehälter angebracht und über denselben und den darein ausströmenden Röhren, sind förmliche Altäre errichtet, die mit goldenen Inschriften auf hellgrünem Grunde und allerlei Zierrathen geschmückt sind. Ihre Ecken sind abgerundet und zwischen zwei spiralförmigen Säulchen mit kleineren dergleichen Altarblättern geschmückt.

Ferner befindet sich auf diesem Plage eine sehr nette Wache, mit höchst phantastisch konstruirtem Dache, das oben roth, unten hellblau mit weißen Streifen bemalt ist. Das Häuschen selbst ist gelb angestrichen, das Thürfutter blau, die Barrieren davor und die Schilderhäuschen roth und weiß gestreift. Aus diesem, in so kleinem Raume zusammengedrängten, Farbenreichtum kann man am besten orientalischen Geschmack kennen lernen. Da endlich der Platz mit Pinien und Platanen besetzt, mit den so bunten Wagen reich bedacht und durch am Ufer lagernde Heerden von Kamelen, welche hier abgeladen werden, sehr belebt ist, so habe ich denselben mit Moschee, Fontaine und Wache so treu als möglich aufgenommen und gemalt, und werden in dem Bilde die grellen Farben mit der originellen Form der Gebäude zu einem harmonischen Ganzen vereinigt.

Die größten Moscheen in Scutari sind von Sultanen erbaut und nur drei von Sultanen erbaut, die aber jenen an Schönheit nachstehen. Bemerkenswerther als die Moscheen, sind in Scutari die Derwisch-Klöster, weil sie besuchter sind als die von Constantinopel. Namentlich wird es kein Fremder unterlassen, sich die Andachtsübungen der Derwische im Kloster der Rufaji anzusehen.

Das Kloster selbst ist ziemlich unsauber und hat viel Aehnlichkeit mit einer Dorfschenke. Die Derwische beten zuerst gemeinschaftlich, wobei sie auf Lammfellen knien; nach dem Gebete setzen sie sich in einen Kreis und sagen im singenden Tone Stellen aus dem Koran her, worauf sie aufstehen und unter allerhand Neigungen des Körpers, vor- und rückwärts oder nach einer Seite hin, den Anfang ihres Glaubensbekenntnisses hersagen. Man hört nur ein einförmiges Geschrei der Sylben: „La illah!“ wobei auf jede Sylbe eine andere Neigung des Körpers folgt. Sie fangen langsam an, das Tempo wird dann immer schneller, bis sie mit einem furiosen Presto endigen, so daß der Laut der Sylbe, die sie nicht mehr aussprechen können, ein athemloses Aechzen wird. Alle glühen vor Anstrengung und zwischen diesem Geschrei singen ein Paar Sänger Lobgedichte auf den Propheten, während andere Derwische allerlei Gaukelspiele treiben. Der Scheich feuert die sich wie Besessene gebärdenden Derwische stets zu neuem Eifer an und auf ein Zeichen von ihm stehen alle stumm und unbeweglich. Der Eintritt ist jedem Europäer gestattet, welcher nach Belieben dafür ein kleines Almosen entrichtet. Auch können andere Personen an dieser Ceremonie der Derwische theilnehmen. Ich entfernte mich, ohne das Ende des ohrenbeleidigenden Geheules abzuwarten, und schwerlich wird sich Jemand versucht fühlen, diesen Andachtsübungen öfter beizuwohnen.

Anziehender sind die Ceremonien der Mewlewî-Derwische, welche Gott durch Tanz verehren. Ich habe sie in Galata, Dolmabagdsche und im Kloster vor den Mau-

ern Constantinopels gesehen, und erwähne sie hier gleichzeitig mit. Die Bühne für die tanzenden Derwische ist ein, durch eine Barriere gebildeter, runder Platz in der Mitte der Moschee, er gleicht daher einem Circus, hinter dessen Brüstung sich die Zuschauer aufstellen; für die Frauen ist gewöhnlich ein besonderes vergittertes Thor vorhanden.

Die Derwische treten einzeln in den Kreis, mit trichterförmigen weißen Filzmützen auf dem Kopfe und in lange braune Mäntel gehüllt, voran der Scheich oder Prior des Klosters mit grünem Turban. Bei ihrem Eintritt verbeugen sie sich gegen den Mihrab, neben welchem Kerzen brennen, der Scheich setzt sich auf einen Teppich in der Mitte, die Derwische im Kreise um ihn herum und murmeln erst ein Gebet. Dann ertönt ein Gesang, von Pflöcke und Trommel begleitet, worauf der Scheich abermal ein Gebet spricht. Auf ein Zeichen der Pflöcke erheben sich alle Derwische und gehen drei Mal im Kreise herum, wobei sie sich vor dem Mihrab verbeugen. Nachdem nun der Scheich wieder Platz genommen, werfen die Derwische ihre Mäntel ab, und fangen an sich langsam um sich selbst zu drehen, wobei sie eine Hand auf die Brust legen, den andern Arm aber ausstrecken. Nach und nach wird die Bewegung der Tänzer schneller und immer schneller, die Derwische strecken nun auch den zweiten Arm aus und fort geht es nun mit reißender Schnelligkeit. Alle drehen sich im Kreise und wie ein Kreisel und mit so bewundernswürdiger Geschicklichkeit, daß Keiner mit seinem weiten, weissen Rocke, der um ihn einen förmlichen Keffen bildet,

nicht im geringsten seinen Nebenmann berührt. Die Ordnung ist erstaunlich und könnten unsre Ballettänzer hierin von den Newlewi-Derwischen lernen. Auf ein Zeichen des Scheichs stehen Alle wie festgebannt still und kein Glied bewegt sich mehr, was meiner Meinung noch gewiß das Ueberraschendste ist.

An einem kleinen Landungsplatze an dem Ufer der Propontis, erhebt sich die Selim-Moschee auf einer Terrasse, umringt von einer niedrigen Mauer. Sie ist klein und unter Bäumen ganz versteckt. In ihrer Nähe liegt die große Staats-Buchdruckerel, welche Sultan Selim III. gegründet hat. Ursprünglich war sie in Constantinopel und ist erst im Anfange dieses Jahrhunderts nach Scutari verlegt worden. Von hier aus steigt man Berg an zu der Kaserne der Garde-Artillerie. Es ist ein mächtiges Gebäude von vier Flügeln. An den Ecken erheben sich Thürmchen, von welchen rothe Fahnen wehen. Jeder Flügel ist 300 Schritt lang und in dem enormen Kasernenhofe können mehrere Batterien sehr bequem bespannt exercieren. Ein zweiter Exercierplatz erstreckt sich außerhalb des einen Flügels bis an das hier fast senkrechte hohe Ufer des Meeres, an welchem ein großherrlicher Klost steht, von welchem aus man eine wahrhaft großherrliche Aussicht auf Constantinopel und Pera hat. Vor einem andern Flügel, nach der Stadt zu, liegen die wohl eingetichteten Ställe.

Einige hundert Schritte von der Kaserne, am stillen Ufer entlang, steht das, ebenfalls im Viereck erbaute, große Militär-Pazareth, welches mit dem in Pera zugleich angefangen und erst vor einigen Jahren vollendet

worden. Es kann sich in Bequemlichkeit und Größe mit allen unsern Lazarethn messen und gewiß hat kein zweites eine so günstige Lage. Keine Luft und pompöse Aussicht nach allen Seiten, tragen hier sehr viel zur schnellern Genesung der Kranken bei.

Wenn man mitten durch Scutari bis an das Ende dieser Vorstadt geht, gelangt man zu den großen Begräbnißplätzen, welche einen Umfang von mehreren Stunden haben, durch Wege in allen Richtungen durchschnitten und von einem Cypressenwalde beschattet sind. Man kann sich in ihnen sehr gut verirren, da es schwer hält, sich in den Kreuzwegen zu orientiren. Da sich die Türken gern in Scutari beerdigen lassen, weil sie hier in ihrer eigentlichen Heimath ruhen, und da vorzugsweise Reiche sich diesen Trost verschaffen können, so sind diese Begräbnißstätten auch für das Auge freundlicher, indem mehr für die Ausschmückung der Gräber durch Umsledungen und sinnreiche Grabmäler gethan wird und befinden sich mehrere Bildhauer-Werkstätten auf dem Begräbnißplatze selbst. Da auf den Friedhöfen von Scutari kein so profaner Verkehr stattfindet, wie auf denen von Pera, so ist der Eindruck, den diese Masse von Ruhestätten mit Denkmälern hervorbringen, auch feierlicher, sie werden deshalb mehr von Türken besucht, um hier einen Spaziergang zu machen oder, an einem Grabstein gelehnt, vom Nichtsithum auszuruhen und eine Pfeife zu rauchen.

Von dem Hügel hinter Scutari, auf die Ebene von Halder Pascha zu, hat man eine reizende Aussicht auf diese Vorstadt und ihre ins Freie mündenden Straßen.

Den Hintergrund bildet das Meer, Constantinopel und Pera. Scutari ist mit Punkten, die eine schöne Aussicht gestatten, sehr reich begabt, will man sich aber die Mühe nicht verdrießen lassen, den eine Meile hinter Scutari gelegenen Berg Bulgurlu zu besteigen, so wird man dafür durch die schönste Aussicht belohnt werden, die man sich denken kann. Die Parthie ist sehr besucht, besonders an Feiertagen, wo die Wege hinauf mit ochenbespannten Wagen wie bedeckt sind. Die rothen Baldachine der Wagen geben dem Gipfel des Berges von fern das Ansehen eines Kopfes mit rothem Käppchen, während die noch auf dem Wege befindlichen rothen Wagendecken, Streifen wie Bänder bilden. Auf dem Gipfel liegen ein Paar Dörfer, ein Palast einer Sultanin, zerstreute Meierhöfe und Köschke, und zur Erquickung findet man oben das beste Wasser in der Umgegend Constantinopels. Am Fuße des Berges steht der Kiosk in welchem Sultan Mahmud plötzlich starb.

Zwischen den Anhöhen von Scutari und Kadiköi liegt die Ebene von Haider Pascha und an deren Anfange am Ufer des Meeres, welches hier eine kleine Bucht bildet, der Garten von Haider Pascha. Eigentlich ist dies nur eine sehr romantisch gelegene Gruppe großer Platanen, unter denen ganz versteckt eine Kalkbrennerei, mehrere Häuser und ein Köschk stehen. Die Ebene erstreckt sich weit zwischen den Abdachungen von Hügeln, auf denen beständig große Lager der türkischen Truppen aufgeschlagen sind. Dieselben sind sehr wohl geordnet und produciren sich äußerst malerisch. Die Ebene ist überhaupt der Sammelplatz für die Truppen,

welche nach Asien marschiren. Auf ihr sah ich die größte Volksversammlung, die mir je vorgekommen ist, als der jetzt regierende Sultan zu seinem Vergnügen einen Luftschiffer im Ballon nach Smyrna reisen ließ, der nach drei Tagen von dort wohlbehalten mit Depeschen zurückkehrte. Bei dieser Gelegenheit producirte sich auch eine Seiltänzer-Gesellschaft vor dem Großherrn und habe ich nie vor oder nachher eine ähnliche Vorstellung, mit so verschwenderischer Pracht ausgestattet, gesehen. Besonders merkwürdig ist aber diese Ebene durch den jährlich von hier aus stattfindenden Abgang der heiligen Karawane oder Surre. Hier ist der Sammlungsplatz für die Türken, welche die Reise nach dem heiligen Grabe in Mekka machen wollen, denn jeder Rechtgläubige soll dieses Grab wenigstens ein Mal in seinem Leben besuchen.

Der Auszug der Karawane ist für den Fremden höchst interessant, denn hier findet er unter der ungeheuern Volksmenge das bunteste und regste Leben, welches er bei andern Volksfesten nicht antreffen wird, denn das Eliasfest und die griechischen Ostern besuchen die Türken nur aus Neugier und bleiben stumme Zuschauer; der Auszug an den Batramfesten ist zwar prächtiger aber lange nicht so belebt, und der Auszug der Karawane ist daher das einzige Fest der Türken, an welchem man ihren Character studiren kann. Es ist vielleicht die einzige Gelegenheit, wo sich Männer und Frauen öffentlich so nahe kommen, daß sie sich gänzlich unter einander vermischen, und habe ich selbst gesehen, wie der Pascha, welchem die Oberaufsicht bei diesem Feste übertragen ist,

Befehl gab, Männer und Welber zu separiren, was aber ohne allen Erfolg war.

Neugierige zu Fuß, zu Rosß und in Wagen, rennen hin und her, um zu sehen oder Jemanden aufzusuchen und stoßen dabei die Umstehenden über den Haufen. Eltern lassen ihre Kinder auf Maulseseln reiten und beschützen sich und ihre Sprößlinge durch Regenschirme vor den Strahlen der Sonne. Selbst Männer und Frauen reiten unter dem ausgebreiteten Regenschirme, wodurch sie ganz komische Figuren spielen. Namentlich sind es Frauen, welche hither kommen, um sich von ewiger Langweile zu zerstreuen. Vornehme sitzen im Wagen und rauchen, während sie sich von Sklavinnen Kaffee kredenzen lassen andere nehmen gar ihre Säuglinge mit, und hängen solche in einer Hängematte an Baumäste, um so wiegen und doch bequem sehen zu können. Durch das Gewühl drängen sich Scherbethändler, in ihren weißen Schürzen mit breiten rothen Kanten; Verkäufer von Milchreis, geronnener Milch oder den beliebten Daursch; Konfekt- und Kuchenhändler und selbst Zuckerbäcker, welche noch an ihrem Konfekt arbeiten, indem sie den warmen, weichen Zucker um die bloßen Arme und den Nacken geschlungen tragen und hier im Staube zerkröten und hin und her zeren, bis Jemand ein Stück von dem zähen Zucker zu kaufen wünscht, worauf sie in ihren Mannövern fortfahren, um den Zucker geschmeidig zu erhalten. An andern Stellen wird von Garföchen in Kesseln gekocht, gebraten und gebacken u. s. w. Dieses Volksgewühl sieht sich der Sultan aus einem Zelte mit an, umgeben von seinen Ministern und den Hofdamen

in Staatswagen, und ertheilt hier dem, die Karawane begleitenden Pascha und Scheich die Abschieds-Audienz. Die Straße nach Nicomedien führt von der Ebene bei Halder Pascha, zunächst durch einen Begräbnißplatz und sind in seiner ganzen Länge die Straßenränder gemauert. Hier ist nun der eigentliche Standpunkt der Zuschauer. Man stelle sich nun das folgende Bild vor. Weiber, in ihren bunten Oberkleidern, sitzen Kopf an Kopf auf dem Straßenrande, sprechen der Scherbet- und Anisflasche zu, oder was sonst darin enthalten sein mag, rauchen ihren Tschubuck, während die Männer Gräber und auch Bäume erklimmen, um die Karawane vorbeiziehen zu sehen. Das Wogen und Treiben der Zuschauer von allen Nationen und Trachten der Erde, auf der Ruhestätte der Todten, mit den melancholischen Cypressen, bunten Grabsteinen, Grabglittern, gewähren das malerischeste und originellste Volksfest, das man sich denken kann, und scheidet grell von dem andern Theile des hier versammelten Volkes ab, welcher persönliches Interesse beim Abgange der Karawane hat. Die Abreisenden werden von ihren Angehörigen und Freunden begleitet, haben von Allen Abschied zu nehmen und noch Dies und Jenes einzupacken; sie sind vollauf beschäftigt, während die Menge der Neugierigen mit Ungeduld dem Aufbruch entgegen sieht.

Endlich ertönt die große Trommel und die klägliche Musik des aufgestellten Militärs zum Zeichen des Aufbruchs; Alles drängt sich vor und die zur Aufrechterhaltung der Ordnung beorderten Posten haben vollauf zu thun, um dem Menschenwalle das Weiterdrängen zu

verwehren. Den Zug beginnen eine Menge Pferde, Maulthiere und Esel, mit Zelten an denen Leitern hängen, mit Koffern, Kisten und Körben bepackt, worin Reisevorräthe, als Vortrab. Andere tragen rothe Kistchen mit Glasfenstern und mit schwarzen und weißen Federbüschen geschmückt. Vermummte und gepuzte Mohren, zur Dienerschaft gehörig, folgen der Bagage. Pilger, die schon das heilige Grab besucht haben, weshalb sie den bezeichnenden grünen Turban tragen, mit einem langen Stabe in der Hand und ein Fell über den Schultern hängend, folgen einzeln und abwechselnd mit Bettlern, die nur Lumpen anhaben, dafür aber in einer Hand eine Fahne, in der andern einen langen Stock tragen, an dessen einem Ende ein Körbchen hängt, in welchem sie im Vorbeigehen milde Gaben einsammeln. Hinter diesen folgen mitunter gar grimmig aussehende Pilger zu Fuß aus dem Innern des Landes, Ischerfessen, Kurden, dann Männer und Weiber zu Pferde und endlich der Hauptbestandtheil der Karawane, angekündigt von Kawaffen oder Polizeibeamten. Voran kommt die berittene Janitscharenmusik, mit zwei Glockenspielen, großer Trommel und meist Klarinetten, welche die unharmonischste Abschiedshymne der Welt spielt; ihr folgt eine Schwadron Sipahi, welche sich am Ende des Begräbnißplatzes zur Seite in Parade aufstellt, dann ein marschmäßiges, bepacktes Bataillon Infanterie, welches der Karawane bis zur nächsten Militär-Station das Geleit giebt. Nun folgen prächtige Zelte, jedes von 2 Maulthieren und Zelte der Frauen, von einem Maulthiere getragen, begleitet von Eunuchen, Mohren und

Arabern, als Treiber, Diener und Wächter, die phantastisch geschmückten Sänften des Scheichs und des Paschas, der kommandirende Pascha mit dem Scheich selbst zu Pferde, und begleitet von einer Unzahl Slaven und Derwischen; hinter ihnen die vornehme Reisegesellschaft, meist bis an die Zähne bewaffnet, zu Pferde, in Zelten und in Sänften, und endlich der Troß mit Kisten und Kasten, worin sich die Geschenke des Sultans und reicher Türken für das heilige Grab befinden. Den Schluß macht ein zweites Bataillon Infanterie, welches aber an der nächsten Station umkehrt. Diese ist nicht über zwei Meilen vom Sammelplatze entfernt, weshalb ein Schwarm von Neuglirigen bis dahin folgen. Gern hätte ich die ausgeputzten originellen Sänften, Zelte und bunten Kasten gezeichnet, es war aber in dem Gedränge und bei der Neugier der mich Umstehenden keine Möglichkeit; ich mußte mich mit wenigen flüchtigen Skizzen begnügen.

Von hier aus wenden wir uns nach dem Dorfe Kadiköi, das alte Chalcedon, an einer kleinen Bucht des Meeres gelegen. Der einzige Landungsplatz ist schlecht und wird noch durch Misthaufen verunstaltet. Die Häuser liegen hier dicht am flachen Ufer, so daß das Wasser, wenn es nur ein wenig hoch geht, eine Menge Seegras, Muscheln und Urath auf den Kai wirft, wodurch die Passage gehemmt wird. Wenn man von Haider Pascha am Ufer entlang nach Kadiköi geht, muß man an einer langen Gartenmauer vorüber, an welche bei stürmischem Wetter die heftigste Brandung schlägt, so daß man dann einen großen Umweg machen

muß, um auf den kleinen Marktplatz zu gelangen. Ich habe in Kadiköi ein ganzes Jahr gewohnt, und obgleich es im Sommer von Armeniern und Griechen, die sich hier auf ihre Landsitze begeben, bewohnt wird, so halte ich doch das Leben hier für höchst langweilig und im Winter kann man schwermüthig werden, wenn man das stürmisch-bewegte Meer heulen hört, dessen Wellen dann in die Stuben der Häuser schlagen. Als Landsitz ist es noch zu nah an Constantinopel, und um täglich seine Geschäfte in der Hauptstadt abmachen zu können, zu fern. Kadiköi ist von vielen Weingärten umgeben; in den Gärten stehen die Sommerwohnungen, Alles von hohen Mauern umringt, zwischen denen man den ganzen Tag einsam herumstreichen kann. Dazwischen giebt es allerdings einzelne reizende Landhäuser und namentlich hat auch Risa Pascha, der letzte Großwesir, hier seine Sommerresidenz; es fehlt aber auf diesen Landsitzen geselliges Leben, welches man auch in den, auf schroffen Felsufern romantisch gelegenen, und sonst viel besuchten griechischen Kaffeehäusern nicht findet, deren Besucher sich doch nur sprachlos anblicken. Dafür kann sich aber der Naturfreund hier an der üppigen Vegetation entschädigen, die reizenden Anhöhen erklimmen, wobei seine Füße oft in Schlingpflanzen hängen bleiben werden.

Wein und Feigen von Kadiköi sind berühmt und darf man auf den Excursionen überall köstlicher Früchte gewiß sein. In der Propontis ragen hier verschieden geformte Felsen empor, die ich oft schwimmend besuchte und an mehreren Stellen sind die Ufer rothe Kreidese-

fen. Vor den am Meere gelegenen Häusern, sind überall Seebäder errichtet, d. h. eine Art Zelt oder spanische Wand, um die Badenden den Blicken der Neugierigen zu entziehen. Hinter Kadiköi, wo die Ufer wilder und unbewohnt sind, enthält das Meer unzählige Wasserschlangen, die an schönen Tagen dicht ans Gestade kommen, um sich hier über dem Wasser zu sonnen. Ich wollte mich einmal an einer solchen Stelle baden, hielt die aus dem Wasser ragenden Schlangen für Schilf, welches der Wind bewegte, denn ich hatte meine Brille abgelegt; als ich aber vom hohen Ufer ins Wasser sprang, sah ich erst wohin ich gerathen war, als die Schlangen zischend auseinander stäubten; obgleich diese Thiere unschädlich sind, verließ ich doch so schnell wie möglich ihre unheimliche Gesellschaft.

Eine von größeren Gesellschaften in Kaiten viel besuchte Partie, weit hinter Kadiköi am Meere, ist Fenar Bagdsche, mit großer Wiese unter einem Platanenhaine, gewiß so angenehm als die Thäler der süßen und himmlischen Wässer, aber von Constantinopel etwas zu entfernt. Auf dem dicht am Ufer gelegenen Plage, wo sich die Gesellschaften auf dem dicken Rasenteppiche durch Tanz und ländliche Mahlzeiten erheitern, steht ein Leuchthurm und eine malerische Ruine, die aber nicht mehr erkennen läßt, was sie für ein Gebäude gewesen.

Kadiköi und Fenar Bagdsche gegenüber, liegen im Marmor Meere die reizenden Prinzen Inseln, neun an der Zahl, welche ihrer Lage und gesunden Luft wegen, im Sommer viel besucht werden. Auf Prinkipo, der größten von ihnen, ist eine Quarantaine und eine Ka-

ferne erbaut; diese Insel mit ihrem hohen Berge, voll Landhäusern und Cypressen-Alleen, habe ich gezeichnet. Kalko ist, seiner romantischen Hügel-Partieen wegen, viel besucht und wie die Insel Antigona mit Landhäusern bedeckt. Prote besitzt eine Ruine eines Klosters, ist aber, wie die andern kleinern Inseln, unbewohnt. Die Insel Plate ist nur ein kahler Felsen und da auch die andern nichts Interessantes mehr bieten, so will ich hier mein Kapitel enden.

---

## Neuntes Kapitel.

Gjub, die Stadtmauern und die sieben Thürme.

Um zu Lande, von Pera aus, die Vorstadt Gjub, dann die Mauern der Stadt an der Landseite und die sieben Thürme zu besuchen, bedarf man einen ganzen Tag, denn es ist eine anständige Fußpartie, die jedem Hypochonder sehr dienlich wäre, weil es auf der Tour weder an Zerstreuung noch an gymnastischen Uebungen fehlt.

Man geht hinter dem Thurme von Galata über den Begräbnisplatz hinab bis vors Thor Köpri Kapu, an welchem eine prächtige Fontaine steht, über die lange hölzerne Hafensbrücke, welche schon bedeutend morsch ist und über deren zwei hohen Bogen man fast klettern muß, nach dem Mehlthore und in die Stadt.

Am Thore befinden sich die großen Korn- und Mehlmagazine Constantinopels, vor denen sich beständig eine Menge der stärksten Hamals oder Lastträger aufhalten, welche zur Fortschaffung der Waaren in den engen Straßen unentbehrlich sind. Es sind meist Armenter, welche

Ihre Last auf einem Lederkissen, das mit Riemen auf den Schultern befestigt ist, tragen. Sie gehen damit so gebückt, daß die Last eigentlich auf den Hüften ruht, und können sie auf solche Art sechs Centner tragen. Ihre Schritte sind dann allerdings unsicher, und ihr ächzender Ruf: Sa=ul, Sa=ul! (paßt auf!) beweist genügend, wie sauer ihnen jeder Schritt wird. Die Hamals sind nicht nur stark, sondern stehen auch im Rufe der Ehrlichkeit und friedliebender Leute.

Hier befindet man sich im Quartier der Armentier, was man sogleich an der größeren Sauberkeit der Straßen erkennt. Die Armentier sind den Türken in vielen Beziehungen sehr ähnlich, am meisten in der Lebensweise und auch ihre Sprachen sind mit einander verwandt; aber groß ist der Abstand zwischen ihnen in einem wesentlichen Punkte, denn während die Türken schmutzig in Allem sind, herrscht bei den Armentiern die größte Reinlichkeit, ihre Häuser sind sogar peinlich sauber. Die Armentier sind eben so mäßig als die Türken, aber weit fleißiger und stehen im Rufe großer Grobheit. Fast alle haben viel Talent zur Erlernung fremder Sprachen, weshalb unter ihnen die meisten Dolmetscher zu finden sind. Den Kindern wird von Jugend an, Ordnung eingeprägt und so begegnet der, die armenischen Viertel durchstreifende Fremde, Prozessionen von Kindern, die stets paarweise die Schule verlassen.

Aus dem Viertel der Armentier gelangt man in's Balat oder das Quartier der Juden, welches äußerst miserabel aussieht, denn es besteht nur aus dürftigen Hütten. Die armen Juden werden in Constantinopel

sehr verachtet, sie dürfen sogar nicht Moslemen werden, wenn sie nicht vorher Christen geworden sind. Man nennt sie allgemein spanische Juden, weil sie von den vertriebenen Mauren abstammen sollen. Ihre Frauen haben eine ganz eigenthümliche Tracht; einen hohen spitzigen Kopfsputz, von einem langen weißen Shawl gebildet, welcher um den Hals gewunden wird und dann in zwei Enden über die Schultern herabfällt; ihre weiten, meist olivenfarbigen Mäntel, haben auf dem Rücken einen helleren breiten Streifen, worauf Hyroglyphen eingewirkt sind. So verachtet diese Juden sind, so muß man doch der Schönheit ihrer Frauen Gerechtigkeit widerfahren lassen; sie haben durchgängig eine zarte weiße Gesichtsfarbe und eine eben so feine Gesichtsbildung, die durch den unförmlichen Kopfsputz keinen Eintrag erleidet.

Aus den schmutzigen Straßen im Balat, kommt man ins Fanar, das Viertel der Griechen, wo sich die Straßen erweitern und die Häuser höher sind. Hier wohnt der verarmte Adel und viele fürstliche Familien der Griechen. Es ist hier öde und unheimlich still; von der alten Herrlichkeit dieser Nation ist keine Spur mehr vorhanden. Demüthig müssen sich jetzt die Griechen auf die ihnen angewiesenen Viertel beschränken, während sie Herren der Stadt waren.

Die Griechen sind ein schöner Menschenschlag, von Charakter sehr lebhaft, leicht gereizt, eitel, listig, treulos und rachsüchtig, haben aber immer noch viel Geschmack, der sich schon durch ihre kokette Kleidung verräth. Die griechischen Frauen sehen größtentheils gut aus, wozu ihr pfiffiger Kopfsputz viel beiträgt. Schöne

dunkle Augen und Haare und charakteristische Gesichtszüge sind aller Erbtheil; will man aber eine Griechin heirathen, so muß man sich erst taufen lassen. Da ich eben bei der Taufe bin, so muß ich erwähnen, daß ich in diesem Viertel griechische Kinder zur Taufe tragen sah, wobei Knaben mit angezündeten Wachskerzen vorangehen.

Im Fanar steht die Kirche des griechischen Patriarchen, die kein Fremder unbesucht lassen sollte. Sie steht in einem von Mauern umgebenen Hofe, zu dem doppelte Thore führen und vor der Kirchenthüre hängt ein Vorhang. Merkwürdig sind die, außerhalb an der Vorhalle der Kirche, sehr grell gemalten Freuden des Paradieses und Qualen der Hölle. In letzterer braten Diocletian und Julian, wie man aus den darüber geschriebenen Namen ersehen kann; im Himmel sind dagegen nur Priester und Mönche zu schauen. In der Kirche ruht die heilige Euphemia und hier zeigt man auch die Säule, an welcher Christus gegeißelt worden sein soll; dann einen mit Perlmutter ausgelegten Lehnstuhl des heiligen Chrysostomus und das Grab des Kaisers Alexius des Comnenen. Das Innere ist mit Bildern von Heiligen geschmückt. Auf dem erwähnten Lehnstuhle sitzt der Patriarch an Festen; neben diesem sind zwölf Sitze für die Metropolitnen und dem Patriarchen gegenüber zwei große Thronesseln, mit Scharlach überzogen, für die Fürsten der Moldau und Walachei, beide mit einem griechischen weißen Kreuze und dem russischen Adler geschmückt.

Neben der Kirche steht die Residenz des Patriarchen, in welcher auch die übrigen Geistlichen wohnen. Etwas weiter davon ist eine Kirche des heiligen Johannes und in dem Viertel der Blachernen, in welches man am nördlichsten Theile Constantinopels kommt und der ein fünfsseitiges Polygon bildet, steht die Kirche des heiligen Basilus und eine armseltige Synagoge der Juden, friedlich fast neben einander.

Obgleich man nun durch Egrî Kapu oder das krumme Thor am nächsten nach Ejub gelangt, wende ich mich hier nochmals zurück, um im Viertel der Blachernen den Hebdomon, den ehemaligen Palast der griechischen Kaiser, gewöhnlich der Palast Kaiser Constantins und türkisch Tekfur-Serat genannt, zu besuchen. Dieser berühmte Palast ist jetzt ein trauriges Bild der zerstörenden Zeit, mehr ein Schutthausen als eine großartige Ruine, die noch auf frühere Herrlichkeit schließen ließe. Der niedrigste Pöbel wohnt jetzt in dem Quartier und bevölkert auch diese, noch drei Stockwerke hohen Mauertrümmer, in deren noch einigermaßen erhaltenen Zimmern, sich arme Juden ohne Erlaubniß eingeknistet haben. Will man etwas vom Innern des Palastes sehen, so muß man sich erst den Eingang in die angebauten elenden Baraken erkaufen, wo man sogleich von nackten Kindern und schmutzigen Weibern umringt wird. Eigentlich ist hier gar nichts mehr zu sehen, was interessant wäre, man müßte denn fünf zerliche Fensterbogen im untern Stockwerk dafür halten; die Erinnerung an eine großartige Vergangenheit muß Alles ersetzen.

Die Vorstadt Ejub ist in mehrfacher Hinsicht berühmt und daher eines besonderen Besuches wohl werth. Ihre reizende Lage am Ende des Hafens und an der Mündung des Flusses Cydaris, in einem anmuthigen Thale, trägt viel zu ihren Vorzügen bei, vor Allem aber ist es die Moschee, welche Aufmerksamkeit verdient, da die Vorstadt ihren Namen nach derselben erhalten hat. Diese Moschee wurde zu Ende des 15. Jahrhunderts, zu Ehren des Fahnenträgers des Propheten, von Mohamed dem Eroberer errichtet. Ejub war in der siebenten Belagerung Constantinopels, welche Araber unternommen, gefallen. Als Mohamed II. die Stadt belagerte, erschien ihm Ejub im Traume und zeigte ihm seine Grabstätte nebst der heiligen Fahne. Diese wurden von dem Scheich Alschemseddin, hart vor den Mauern der Stadt, aufgefunden, und dieser Fahne schreibt man die Eroberung Constantinopels durch die Türken zu. —

Durch eine große Begräbnißstätte, die in verschiedenen Richtungen von ummauerten Gängen durchschnitten wird, gelangt man bis zum Vorhofe der Moschee. Die beiden Thore des Vorhofes stehen zwar offen, das Hineinsehen in denselben ist aber auch die einzige Begünstigung, welche dem Christen gestattet ist, denn die Betretung dieses mohamedanischen Heiligthumes ist jedem Gläubigen aufs strengste untersagt; man muß sich mit der schmucklosen Außenseite und der feierlich stillen Umgebung der Moschee begnügen. Der Vorhof ist geräumig, mit Quadern gepflastert und mit Seitenhallen umgeben, die von Steinsäulen getragen werden. In der Mitte des

Hofes steht ein Köschl und das Grab des Fahnenträgers Ejub, unter ungeheuren Ahornbäumen. Ueber dem Thore ist eine goldene Inschrift, welche die Jahreszahl der Erbauung angebt. Die Moschee selbst ist im einfachen Style erbaut und ohne Säulen. Ihre, mit einem doppelten Halbmonde geschmückte, hohe Kuppel und die beiden Minarets verlieren sich unter den umgebenden hohen Bäumen fast gänzlich, desto besser producirt sich das Gebäude von dem, an Ejub liegenden Berge, von welchem man die prächtigste Aussicht über den ganzen Hafen hat.

Es war in der Nähe der Moschee feierlich und still, nur aus dem Innern der Moschee erscholl von fern lautes Gebet, oder vielmehr die klagende Stimme eines Koranlesers, die sich in ihrer einsörmigen Beschäftigung beständig ablösen.

Ich versuchte durch das zweite Hofthor etwas mehr zu sehen, wurde aber durch einen alten Fanatiker, sobald ich nur die Schwelle überschritt, mit harten Worten zurückgedrängt, erhielt aber auf viele gute Worte, gewiß aber nur für den begleitenden Bagdschis, die Erlaubniß, über den Hof weg zum andern Thore hinauszugehen, auf welchem kurzen Wege jedoch nichts zu sehen war.

In der Moschee zu Ejub wird dem jedesmaligen Sultan bei seiner Thronbesteigung der Säbel umgürtet, was mit der Krönung unserer Monarchen gleichbedeutend ist. In derselben wird auch ein Stein aufbewahrt, in welchem die Fußstapfen des Propheten eingedrückt sind. Auf den sie umgebenden Grabstätten sind die Gräber der berühmtesten türkischen Gelehrten, Feldherren und Musiks

und auch das des größten Großwesirs, des ungarischen Renegaten Mohamed Sokollis, der das Reich unter drei Sultanen zum höchsten Glanze erhoben hatte und endlich ermordet wurde. Wer sich einfallen ließe, die Gänge zwischen den Gräbern zu verunreinigen, der wird hier ohne Gnade aufgehängt. Die Gräber sind sämmtlich mit Gittern umgeben, zwischen welchen man die mit goldenen Inschriften und bunten Turbanen gezierten, verschiedenartig geformten Grabsteine, unter dem lebhaften Grün von Bäumen und Pflanzen aller Art, erblickt; da gleichzeitig Rosenhecken und andere wohlriechende Blumen den lieblichsten Duft ausströmen, so ladet dieser Ort auch Lebende zur Ruhe ein, und nur ungern trennt man sich aus so heimlicher Umgebung.

Ejub ist die eigentliche Gelehrtenstadt, denn hier befinden sich die besten Schulen und hohe Collegien; außerdem ist diese Vorstadt noch durch einen, am Meere liegenden Sommerpalast, der Sultanin Walide geschmückt. In einer Fabrik werden hier die Kopfbedeckungen für das Militair verfertigt und der Ort wird von den türkischen Gourmands besonders wegen seinem vortrefflichen Daursch, eine besondere Art geronnene Milch, fleißig besucht. Die Umgegend bietet noch interessante Spaziergänge, doch habe ich nur die vorhin erwähnten Anhöhen hinter Ejub besucht, um von hier die Ansicht des Hafens zu zeichnen.

Ehe man hinter Ejub bis an die Mauern Constantinopels zurückgelangt, hat man wohl eine Stunde zu gehen, und zwar auf unwirthlichen Wegen, durch Gärten und Felder, über Gräben und Hecken, über Stocf

und Stein. Es ist auf dieser Tour ziemlich einsam, nichts zu sehen, als einzelne schlechte Häuser und unbebaute Felder, auf denen sich majestätisch endlich die große Kavallerie-Kaserne von Kamid-Tschiftlik präsentiert, die im Viereck erbaut, einsam und dem Gewühl der Stadt entrückt, liegt. Das dazu gehörende Militair-Lazareth liegt wohl 2000 Schritt davon entfernt, und auf dem Wege zwischen diesen beiden umfangreichen Gebäuden stehen vier pyramidenförmige, steinerne Wasserpfeiler. Auf der weiten Ebene bis Daud Pascha hin, stehen nur einzelne Meierhöfe; der Rückblick auf Ejub gewährt aber oft überraschend schöne Ansichten.

Endlich gelangte ich an die Stadtmauern, an die sich so viele historische Erinnerungen knüpfen, die so oft ausgebessert und zum Theil neu aufgebaut wurden. Nachdem sie so oft erstürmt worden, können sie in ihrem jetzigen Zustande fast keinen Widerstand mehr leisten, weil sie an vielen Stellen entweder ganz eingestürzt oder doch sehr beschädigt und zersprungen sind. Besonders haben die auf den Mauern stehenden Thürme bedeutende Risse. Der vor den Mauern aufgeworfene Graben ist nicht tief aber breit, oft vom herabfallenden Mauerwerk verschüttet und wird jetzt als Gemüsegarten benutzt. Im Graben und in den Mauern wachsen eine Menge Felsenbäume und anderes Gebüsch, was mit den doppelt und dreifach hintereinander stehenden Mauern in Trümmern, von malerischer Wirkung ist.

In der Höhe des Hebdomons beginnen die dreifachen Mauern, an welchen entlang eine breite und gute

Straße bis an das andere Landende Constantinopels führt. Bis zum Thore von Adrianopel geht diese Straße zuerst durch einen armenischen und dann durch einen bedeutenden türkischen Begräbnißplatz. Allenthalben stehen Kaffeehäuser am Wege, wo nur ein geeigneter Platz mit guter Aussicht vorhanden ist, und in einem verlassenem fand ich einen tiefen gemauerten Brunnen, in welchen ich einen Stein warf, der erst nach vier Sekunden die Wasserschale erreichte. Das Thor von Adrianopel ist das zweite auf der Landseite und das lebhafteste, weil hier mehrere Straßen zusammentreffen. Früher hieß es Myriandri oder Polyandri, d. h. das Thor der vielen Männer, weil sich hier die, bei der Erbauung der Mauern entgegen arbeitenden, Baupartien trafen.

Das nächste Thor ist das Kanonenthor, vor der Eroberung durch die Türken das von Romanos genannt. In einem nahe am Thore gelegenen Kaffeehause, ließ ich mir eine Pflanze geben, bei deren Dampfe ich Mohamed II. in Gedanken vor die Mauern marschiren ließ. An diesem Thore war bei der Erstürmung am 29. Mai 1453 der heftigste Angriff der Türken. Die ungeheuerste Kanone, die je gegossen worden, richtete dagegen ihr Feuer, weshalb es den Namen Kanonenthor beibehalten hat. Der letzte griechische Kaiser, Constantin Dragoses, vertheidigte hier die Mauern selbst und fand dabei den Heldentod.

Vor dem Thore liegt die Vorstadt Newlahane, welche ihren Namen von dem hier befindlichen großen Kloster der Newlewi Derwische hat. Die Vorstadt liegt parallel mit den Mauern und an ihrer westlichen Seite

dehnt sich die Ebene von Daud Pascha aus. Sie hat ihren Namen von einer, im Freien stehenden Moschee und liegt hier auch eine große Artillerie-Kaserne, ein Kiosk des Sultans und ein anderer Kiosk eines Paschas. Auf dieser Ebene ist der Sammelplatz der Truppen, welche nach Rumelien marschiren und werden dieselben vom Sultan, beim Ausmarsch, bis Daud Pascha begleitet, zu welchem Zweck wohl auch nur der Kiosk errichtet sein mag. Von Newlahane gelangt man zu dem vielbesuchten Dorfe Balüklü, mit der griechischen Kirche unserer lieben Frau am Quell, in welchem, nach der Sage, gebackene Fische schwimmen sollen, die der Papatsch den Neugierigen und Abergläubigen zeigt. Der Quell steht natürlich im Finstern und so kann das Pfäfflein im Trüben fischen; schwerlich wird man den Unsinn glauben. Die Griechen feiern hier jährlich ein Fest, wobei in natura gebackene Fische eine Hauptrolle spielen.

Am neuen Thore setzt man den Spaziergang an den Mauern, von welchen wir zum Besuch von Newlahane und das daran gränzende Balüklü, abgewichen sind, weiter fort, kommt demnächst an das Thor von Sytvort oder Selymbria, welches von den Türken zuerst erstürmt wurde, dann an einem Begräbnißplatz entlang, an das goldene Thor, vor und hinter welchem große Gärten liegen, von denen die außerhalb der Stadt mehrere Fontainen enthalten und endlich zu den sieben Thürmen, vor welchen noch ein siebentes Thor auf der Landseite liegt.

Das berühmte Staatsgefängniß der sieben Thürme liegt an der äußersten Ecke Constantinopels, welche von

der Land- und Marmormeer-Seite gebildet wird, noch innerhalb der Stadt, so daß die Stadtmauer auch gleichzeitig die Mauer auf der Eingangseite des fünfeckigen Festungswerkes bildet.

An jeder Ecke stand früher ein Thurm, weshalb die sieben Thürme unter der Herrschaft der Byzantiner *Kyflobion* oder *Pentapyrgion* d. h. fünfstürmige Festung, hießen; zu diesen kamen unter der Herrschaft der Türken noch zwei Thürme, auf der Mauer der nach der Straße zugewendeten Seite und zu beiden Seiten des Haupteingangsthores, an welchem noch römische Adler zu sehen sind. Diese beiden Thürme sind viereckig und durch die, mit ihnen hier gleich hohe Mauer miteinander verbunden. In dem, dem Meere zugekehrten, Thurme befindet sich der s. g. Blutbrunnen, dieses schauerhafte Gefängniß, welches so oft in von Hammer-Burgstall's Geschichte der Osmanen erwähnt wird. In anderen Gebäuden der sieben Thürme wurden auch die europäischen Gesandten in Kriegszeiten untergebracht und im Hofe Sultan Osman II. von den Janitscharen auf die empörendste Weise ermordet. Der Haupteingang ist mit einem eisernen Thore versehen. Durch dasselbe gelangt man zuerst in einen, mit hoher Mauer umgebenen Hof, der durch dieselbe vom innersten Raume abgesondert wird, in welchen wiederum ein verschlossenes Thor führt. Dort hinein wurde mir der Zutritt verweigert, obgleich ich und meine türkischen Begleiter viele gute Worte gaben. Im Hofe, den ich also nur sah, liegen große steinerne Kanonenkugeln, die ich gemessen habe, und da ich hier weiter nichts zu suchen hatte, mußte ich mich entfernen.

Es stehen in diesem Hofe einige unansehnliche Gebäude, worin die Wächter wohnen und eine Moschee. Ueber dem goldnen Thore sind zwei Köstche errichtet, die gleichsam einen Luginsland bilden. Von der Seite der Stadt befindet sich in einem kleinen Thurme noch ein zweiter Eingang, der ebenfalls mit einem eisernen Thore geschlossen ist. Uebrigens sind von den fünf Eckthürmen, von denen jeder eine andere Form hatte, bereits drei eingestürzt und es stehen also nur noch zwei Thürme, da die durch die Mauer verbundenen, an der Eingangsseite, als solche nicht hervortreten.

Da wir nicht mehr weit bis ans Meer hatten, so gingen wir noch dahin; hier war nun von der Stadt nichts mehr zu sehen, dafür producirten sich desto deutlicher die schönen Prinzen-Inseln. Wir hätten uns gern im Meere gebadet, das Wasser war aber zu schmutzig und es roch in der Gegend abscheulich, weil hier viele Gerbereien vorhanden sind. Am Ufer lagen ein Paar abgelederte, halbverfaulte und aufgedunsene Kadaver von Pferden und Hunden, die Ekel erregten, weshalb wir uns entfernten. Am Meere liegt die Fleischer-Vorstadt; von dieser noch eine Stunde vor der Stadt entfernt, die Vorstadt Usunlar, in deren Nähe die Pulverfabrik steht, und noch hinter dieser liegt die Vorstadt St. Stephano, die ich aber wegen zu großer Entfernung nicht mehr besuchte.

Durch das goldene Thor kehrte ich nach neunstündiger Wanderung in die Stadt zurück. Bald hinter demselben liegt die Belgrader Kirche, so wie es in dem Theile der Stadt, den wir jetzt passirten und der sehr

öde ist, noch mehrere griechische Kirchen giebt. Die Häuser stehen vereinzelt in Gärten und elende Straßen verkünden die geringe Frequenz. Nur hin und wieder blickt durch das dunkle Grün der Cypressen eine Moschee mit ihrem Minaret; kahle Felder und Gerüll, nach Bränden nicht wieder erbauter Häuser, macht diesen Stadttheil düster. Erst nachdem wir uns hier oft verlaufen hatten, kamen wir in einen lebhafteren Theil der Stadt. Hier warf mir ein Knabe einen Stein an den Hut, mit den Worten: Ein Russe! ein Russe! Ich wollte dem Bengel einen Denktettel geben, wurde aber von meinen Begleitern davon abgehalten, um mir nicht unnöthig einen stärkeren Feind auf den Hals zu ziehen, denn wirklich kamen ein Paar Schwarze dem Knaben zu Hülfe. Kaum einige Hundert Schritte weiter, kam ein Knabe mit seinem Vater gegangen, den er sehr naiv fragte: „Soll ich den Russen werfen?“ was ihm aber der Alte mit einem „Untersteh Dich nicht!“ untersagte. Die übermüthigen Russen sind in Constantinopel sehr in Mißkredit, in den sie alle übrigen Franken mit hineinziehen.

In der ganzen westlichen Hälfte der Stadt hat es unzählige größere und kleinere Moscheen, von denen aber nur drei Dschamies sind, worin gepredigt wird. An einer erhöht stehenden Moschee, ohne Vorhof, machten wir nochmals Rast. An dem Platze lag ein Karawanerast, mit seinem lebhaften Verkehr, indem hier eine große Anzahl Wagen aller Art, Büffel, Pferde, Kamele und Esel mit ihren Treibern standen, ruhten oder sich auf dem Boden wälzten. Hier gab es auch mehrere

Obstladen, die sehr anmuthig mit Weinreben und Drangerien ausgeschmückt waren, wie man solche sonst nur in Smyrna und auf den griechischen Inseln antrifft. Auf einer andern Seite des Platzes stand ein Wacht-  
haus, welches ihn durch das schmutze Aussehn des Gebäudes zierte. Da weiter nichts Bemerkenswerthes in diesem Stadttheil anzuführen bleibt, so will ich in dem nächsten Kapitel den Hafen beschreiben.

## Zehntes Kapitel.

### Der Hafen von Constantinopel.

Der Hafen von Constantinopel, oder das goldene Horn, ist groß und Tausende von Schiffen aller Nationen und den verschiedensten Größen und Constructionen, wiegen sich in aller Sicherheit auf seinen klaren Wogen. Er erstreckt sich von der Serailspitze, zwischen der Hauptstadt und den europäischen Vorstädten Galata, Kassim Pascha, Hasiköi und Birt-Pascha, bis hinter Ejub, wo der Cydaris in denselben mündet und dann das Thal der süßen Wässer beginnt.

Aber auch auf dem Bosphor können die Schiffe bequem ankeru, besonders in Bebeck, Therapia und Buzjugdere, wo der Kanal große Buchten bildet, die an und für sich kleine Häfen sind. Dabei ist der Hafen und Kanal stets rein, denn sieben Strömungen, in verschiedenen Richtungen, führen alle Unreinigkeiten sogleich fort, und man findet daher hier nie so viel Widerliches, als man in andern Seestädten am Strande zu sehen bekommt, wo man sich der üblen Ausdünstung wegen nicht gern aufhält.

Der Reisende, welcher Constantinopel besucht, sollte nicht unterlassen, eine Wasserparthie durch den ganzen Hafen zu machen, denn eine belohnendere würde er nicht leicht finden.

Der Kai von Galata an der großen Brücke, welche über den Hafen gebaut ist, eignet sich zur Einschiffung am besten, denn man fängt oberhalb der Brücke, welche den Hafen in den Kriegs- und Handelshafen scheidet im ersteren an, es ist hier ruhiger, die Aussicht freier und man endet, so zu sagen, die Ouverture mit Spektakel im Gewühl der Kauffahrer. Für eine solche Fahrt genügt ein vierruderiger Kait, wie sie zu Tausenden die glatte Wasserfläche durchkreuzen und zahlt man dafür etwa zehn Piafter; bei dem geringsten Winde der die Wellen erhebt, steigt jedoch der Preis. Diese Rähne sind unverhältnißmäßig lang, spitz zulaufend, schmal aber tief; am Steuer ist ein erhöhtes Verdeck angebracht für muthigere Passagiere, während die Furchtsamen, oder für welche das Wasser keine Balken hat, neben dieser Erhöhung auf dem Boden des Rahnens Platz nehmen können, dann aber natürlich nichts sehen, da die Köpfe nicht über die Wände des Rahnens hervorragen. Ich setzte mich oben auf, um die Aussicht freier zu genießen; zwei kräftige Türken mit bloßer Brust, einem kleinen Rappchen auf dem sonngebräunten Haupte, in seidenen Hemden, kurzen Hosen und bloßen Armen und Beinen, rührten die Ruder, und pfeilschnell flog das Schiffchen an Gebäuden und an Schiffen vorüber. Mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit wichen sich alle Gondelführer aus und bei jeder Begegnung riesen sie mit voll-

tönender Stimme, Tritonen gleich, ihr einförmiges „Hol!“

Zuerst zeigte sich die, eine achtel Meile lange Brücke über den Hafen in ihrer ganzen Ausdehnung, überragt von Kuppeln und Minareten der Moscheen und den großartigen Palästen am jenseitigen Ufer. Die Brücke hat zwei hohe Bogen, in jedem Drittheil vom Ufer einen, unter welchen abgetakelte Schiffe aller Größen durchfahren können; soll aber die Flotte mit vollen Segeln durchfahren, dann wird die Brücke für Passagiere gesperrt und die Bogen, welche in Angeln gedreht werden können, öffnen sich wie weite Thore in einer Mauer, um die Schiffe hindurch zu lassen. Unter diesen Brückenbogen befinden sich in der Brücke selbst Wachstuben und unter einer Menge von kleineren Bogen fahren die Rähne durch, während auf der Brücke ganze Karawanen, Kameele, Reiter und Fußgänger vorüber passiren. Sultan Mahmud II. ließ die Brücke im Jahre 1838 von einem griechischen Baumeister aus Holz erbauen.

Die Kriegsflotte, welche im Hafen immer abgetakelt überwintert, zählt manches alte, unförmliche Schiff, das aber immer noch 200 Kanonen tragen kann, welche mit ihren Mündungen recht fest und herausfordernd durch die Stückpforten hervorgucken, während die Marinesoldaten, vor Langerweile, den ganzen Tag weißen Tabakdampf in die Luft blasen, und dem Auge des Beschauers, von dem winzigen Rähne aus, wie Däumlinge erscheinen. Ein abgetakeltes Kriegsschiff, mit dem stehen bleibenden dicken Theile der Masten, ohne Tauen, erscheint wie ein Wrack und ist nichts weniger als romantisch.

Die ganze türkische Flotte besteht aus 75 Schiffen verschiedener Größe, mit 4000 Kanonen und 25,000 Mann Marine-Soldaten, die in verschiedenen Häfen des Reiches stationiren.

Vorbei ging es nun an der, auf Hügeln und zwischen deren Schluchten gelegenen Vorstadt Kassim Pascha, die am Strande alle Gebäude enthält, welche zu einer Marine gehören. Eine Reihe von Magazinen machte den Anfang; dann kam an einer Bucht, welche der Hafen hier bildet, die Marine-Kaserne, ein stattliches Gebäude, und ihr gegenüber die Admiralität, in welcher der jedesmalige Kapudan-Pascha oder Groß-Admiral, der aber fast jährlich gewechselt wird, seine Residenz hat. Das Admiralitäts-Gebäude, im Quadrat erbaut, liegt mit seiner Hauptfront auf der Wasserseite, ist nur ein Stockwerk hoch und hat zwei Eingänge, von denen der Haupteingang mit Säulenhallen geschmückt ist, während die Säulen des andern Portals nur gemalt sind. Eben bestieg der Kapudan Pascha seine Gondel, um eine Inspektions- oder Spazierfahrt zu machen. Dieselbe war ziemlich groß, hellgrün angestrichen, mit einem Baldachin von weißem Damast, in der ganzen Länge überdeckt, und an jedem Ende mit einer großen, rothen Flagge geziert, auf welchen ein goldner Halbmond prangte. Die Excellenz nahm auf dem erhöhten Theile der Gondel, auf schwellenden Polstern Platz und sogleich wurde ihm die, zum Zeitvertreibe unumgänglich nöthige Pfeife präsentiert; zu seinen Füßen im Innern nahm seine Militärbegleitung und vier Mann Wache Platz, und sechs Ruderer hinter einander entführten ihn blitz-

schnell, so daß ich bald Gondel und Flaggen aus dem Gesicht verlor.

Auf dem Wasser waren hier allenthalben leere Tonnen angebracht, um den größeren Schiffen die Richtung des Fahrwassers anzugeben, da die größern Kriegsschiffe doch, trotz der Güte des Hafens, auf den Sand gerathen könnten. Eben so fanden sich hin und wieder mitten auf dem Wasser, auf eingerammten Pfählen erbaute, kleine Wacht Häuser für die Hafenswächter, um gleich bei der Hand zu sein, wenn sich irgend ein Unglück ereignen sollte. Die Geräthe mit denen die Wacht Häuser hierzu versehen sind, beschränken sich nur auf diverse Enterhaken und große Taue, mögen aber zweckmäßig und ausreichend sein.

Nach einer langen Reihe von Mehl- und Holzmagazinen und einer Menge Remisen, dicht am Strande, oder vielmehr schon im Wasser, welche zur Unterbringung von Rähnen dienen, und der sich auf einem Berge erhebenden nautischen Schule, von hoher Mauer umgeben, beide blendend weiß, — erreichten wir den Bagno, den traurigen Aufenthalt der türkischen Galeerensklaven, welche zur Arbeit bei den Schiffswerften verwendet werden, die sich gleich darauf als ein sehr belebtes Bild darstellten. So gern man dem regen Treiben bei dem Baue der neuen, oder dem Ausbessern der alten Schiffe verweilen möchte, so wird man doch bald durch den entseßlichen Theergeruch und das Getöse der Ankerschmieden von hier vertrieben. Erst weit davon verhallt das Getöse, um angenehmern Eindrücken Platz zu machen, wo-

zu der heitere Anblick und die angenehme Lage eines, in der Nähe liegenden großherrlichen Klosters viel beiträgt.

In Kassin Pascha existiren mehrere Derwisch-Klöster, besonders eines, wo die Derwische bei ihren Andachtsübungen, welche Dienstag und Freitag stattfinden, nur beständig: Hu! schreien, an welchem Lobgesange Gott in Menschengestalt, sich gewiß nicht erbauen würde. Viel besucht ist auch das, in einem Thale romantisch gelegene, Kloster Piale Pascha.

Hinter dem vor erwähnten Kloster beginnt die Vorstadt Piri Pascha, in welcher außer einer griechischen Kirche der heiligen Perasteve, nichts Bemerkenswerthes vorhanden ist, denn die alte Ankergießerei verdient keine besondere Beachtung. Dasselbe gilt von der folgenden Vorstadt Hasköi, an die Landseite der vorigen grenzend und sich auf den Anhöhen neben Pera ausdehnend. Diese Vorstadt wird meist von Griechen und Juden bewohnt, welche letztere eine Art von Republik bilden, die von drei Rabinern regiert wird. Sie hat sehr unebene und schlechte Straßen, doch findet man hier bei pikanten weiblichen Schönheiten, viel Liebe und auch Prügel für schweres Geld. Hinter Hasköi auf einer Anhöhe liegt ein Begräbnißplatz der Juden, kahl und ohne allen Schmuck, als ein trauriges Bild.

An Hasköi und das Ende von Pera grenzend, liegt die Vorstadt St. Dimitri, der verrufenste Ort von ganz Constantinopel, mit elenden Häusern, Tavernen und Bordellen, in denen griechische Knaben und Mädchen ungescheut die skandalösesten Tänze aufführen.

Auf der Anhöhe hinter diesen beiden Vorstädten liegt der Dkmeidan oder Pfeilplatz, wo sich die Sultane im Pfeilschießen übten, auf welchem viele steinerne Pfeiler mit Inschriften die Punkte bezeichnen, wo ein Pfeil niederfiel.

Ich wende mich jetzt landabwärts und zum Hafen zurück. In der Reihe der Vorstädte an demselben folgt nun Kumbarahane, sogenannt von einer großen Artillerie-Kaserne, die dicht am Wasser liegt und vor welcher mehrere Reihen großer Mörser aufgestellt sind, als drohende aber sehr unschuldige Batterie, die hier ganz zwecklos ist. Neben dieser ist noch eine Strandbatterie von sieben Kanonen, zum Knalleffect für die Feiertage, aufgestellt.

Die letzte Vorstadt auf der rechten Seite des Hafens ist Südlidsche, mit einer Moschee, worin der berühmteste Kalligraph der Osmanen, Kara Hissari, begraben liegt. Sie ist wegen ihren schönen Gärten beachtenswerth und hat hier auch Mohamed Sokollu, dessen ich schon mehrfach erwähnte, gewohnt.

Hinter Südlidsche mündet der kleine Fluß Cydaris in den Hafen und gelangt man durch eine Gruppe grüner Inseln, die von ganzen Schaaren Störchen und Schlangen bewohnt sind, in das Thal der süßen Wasser; da ich mir den Besuch dieses gepriesenen Thales aber für eine Landparthie vorbehalten hatte, deren Beschreibung später folgen wird, gab ich meinen Ruderern, welche bereits schwitzten und mit vollen Backen puffeten, einen Wink, auf der andern Seite des Hafens an Con-

stantinopel vorüber, zurückzufahren, welchem sogleich nachgekommen wurde.

An Gjub vorbelfahrend, erreichten wir die, an dieser Stelle noch sehr gut erhaltenen Mauern der Stadt, an welche sich die todten, unbelebten Stadtviertel der Griechen, Juden und Armenter, welche ihre alten Institutionen durch Jahrhunderte beibehalten haben und ein streng abgeschlossenes Ganzes bilden, schließen. Es sind hier am Ufer nur unansehnliche Baraken zu sehen, die gegen die lachenden türkischen Häuser sehr kontrastiren. Dieses unscheinliche Aeußere hat aber seinen Grund in der Vorsicht der Bewohner, welche es vermeiden wollen, den Neid ihrer Nachbarn zu erregen. Dieselbe Dürftigkeit zeigt sich auch in der Juden-Vorstadt Ortadköi am Bospor, wo die schwarzen, halbverfaulten Holzhütten dem Einsturz drohen, während in ihnen oft großer Reichtum zu finden ist.

Erst in der Nähe der Brücke werden die Häuser wieder ansehnlicher; bald präsentiren sich die hohen Bogen der Wasserleitung des Kaiser Balens, dann die Moschee Sultan Selims, und nachdem man durch einen der Brückenbogen gefahren, befindet man sich in dem belebten Handelshafen, umgeben von zahllosen Rähnen, denen man jeden Augenblick auszuweichen hat. Da die Kaufarthetschiffe meist segelfertig sind, so benimmt der Wald von Mastbäumen zwar einigermassen die Aussicht, doch bleibt noch genug zur Bewunderung und zum Amüsement übrig, vorausgesetzt, daß man nicht von anderen Fahrzeugen umgefahren wird. Das „Ahoi! europäischer Matrosen, welche bei diesem Rufe Anker aufwinden, das

Klappern der Ankerwinden, das Pfeifen der Dampfschiffventile, die Rufe der Schiffer, um zur Vorsicht zu mahnen: Alles vereint betäubt das Ohr, während das Auge nun auch Unangenehmes auf dem Wasser erblickt, denn Kadaver todter Thiere suchen sich hier einen Weg ins offne Meer und von den Schiffen wird allerhand Unrath ins Wasser geworfen, was im Kriegshafen nicht der Fall ist. Endlich wird dieser Theil des Hafens noch durch Schaaren großer Wassermöven bevölkert, welche so nahe an die Gondeln kommen, daß man sie mit Händen greifen könnte. So weiches Gefieder diese Vögel auch haben, so läßt man sie doch ungestört, da man ihrer Federn in dem Lande, wo es keine Betten giebt, eben nicht bedarf, und die Türken kein Thier tödten, welches ihnen weder Schaden noch Nutzen gewährt.

Vom Hafen aus gewährt das Ganze der ehrwürdigen Solimanta, mit ihren vielen Kuppeln, Bädern und Ringmauern den imposantesten Anblick und übertrifft sie in dieser Beziehung die Sophia weit, welche man nur ganz in der Nähe bewundern kann. Von hier an fährt man an einem Gewirr von Palästen, Bädern, Köstchen und Moscheen vorüber, bis man in der Nähe der Serailspitze in einen Strom geräth, der die Fahrzeuge mit Gewalt ans Ufer treibt und gehört große Geschicklichkeit der Schiffer dazu, sie vor dem Zerschellen an dem gemauerten Kai zu bewahren. Die Strömung ist am Serail so heftig, daß die Ruder beim Stromaufwärtsfahren keine Dienste mehr leisten; die Schiffer werfen daher hier Leuten am Ufer, welche ein besonderes Geschäft daraus machen, ein Seil zu, an welchem diese

das Fahrzeug für den kärglichsten Lohn fortziehen, bis die Strömung ihre Gewalt verloren hat. Obgleich man hier dicht am Serail vorüberfährt, ist doch nichts zu sehen als die hohe Mauer, welche es umgiebt, der Klost, in welchem der Kapudan-Pascha verweilt, wenn die Flotte ausläuft und die auf dem Kai aufgestellte Batterie.

Da der Sultan das Serail oft besucht, was gewöhnlich zu Wasser geschieht, so ist es wohl hier am Platz, seine Gondel zu beschreiben. Diese ist wohl 80 Fuß lang, weiß angestrichen, mit dreißig Ruderern besetzt, die paarweise auf den Ruderbänken sitzen und, außer dem rothen Fez, ganz weiß gekleidet sind. Sowohl am Kiel als am Steuer sind Erhöhungen angebracht. Auf der Erhöhung am reich vergoldeten Steuerruder, welches mit vergoldetem Schnitzwerk decorirt ist, sitzt der Großherr unter einem dachförmigen rothen Baldachin, der mit Goldquasten und dergleichen Frangen verziert ist und an der Spitze des nach rückwärts gekrümmten Kiels, breitet ein vergoldeter Falke seine Schwingen aus. Auf der Erhöhung am Kiel nimmt die Begleitung des Sultans platz, welcher sich mit einem prächtigen Fächer von Straußfedern und mit Diamanten besetzt, Kühlung zufächelt, sonst aber da sitzt wie ein Pagode. In der Regel fahren dem Sultan ein Paar Kalfs voraus, um Platz zu machen und 3 bis 4 Boote, mit kaiserlichen Beamten, folgen ihm. Fährt der Sultan am Freitage in eine Moschee, so salutiren die Schiffe vor ihm und ziehen ihre National-Flaggen auf. Auch die Damen seines Harems fahren in solchen Gondeln; es sitzen darin immer Vier beisammen und ist es die einzige Gelegenheit in die

Nähe dieser Houris des Harems zu kommen, wenn man ihnen auf einer Spazierfahrt begegnet, welches Glück mir oft genug zu Theil geworden, ohne daß ich von ihnen mehr gesehen hätte, als ihre bunten Oberkleider und weißen Schleier.

Um diese Parthie noch würdig zu beschließen, fuhr ich nun quer über den Eingang des Kanals nach dem sogenannten Leanderthurme, nahe an der asiatischen Küste bei Scutari. Irrthümlich nimmt man an, daß in dieser Richtung Leander zu seiner Hero geschwommen sei, was uns aber von seiner Schwimmkunst keine große Meinung beibringen könnte, da jeder gute Schwimmer den Kanal ohne Mühe durchschwimmen kann. Eigentlich heißt er Mädchenthurm, Kış kulessi, diente früher zur Vertheidigung des Kanals, und mag seinen Namen daher haben, daß hier im Jahre 1752 auf Sultan Mahmud I. Befehl, der Kislaraga Beschir, ein kräftiger Neger, von den Säbeln der Lakaien des Serails niedergehauen wurde. Nach einer Sage soll der Mädchenthurm von einem reichen Türken erbaut worden sein, der seine Tochter hier vor dem Bisse von Schlangen bewahren wollte, weil ihm Astrologen prophezeit hatten, sie würde von dem Bisse einer Schlange sterben. In einem Körbchen voll Blumen, welches man ihr in dieses Gefängniß brachte, war aber eine Schlange verborgen, von welcher sie gebissen wurde und ihr so dennoch den Tod gab.

Es ist auch nicht recht wahrscheinlich, daß das Gebäude zur Vertheidigung gedient habe, denn es ist viel zu klein und geringfügig; der Thurm existirt nur dem

Namennach, und das einzige noch, bewohnbare Zimmer wird von einem Hafenwächter bewohnt, der den Neugierigen gern für einige Paras Eintritt gestattet. Die Mauern sind alle gesprungen, durch die zerschlagenen Fenster pfeift der Wind und es ist nichts Interessantes darin zu sehen, wenn man nicht etwa die Namen dafür halten will, welche an allen Wänden mit Kohlen angeschrieben sind. Es würde auch in dem heutigen Zustande ein unheimliches Gefängniß sein, besonders wenn bei Stürmen die Wellen an den Felsen schlagen, auf welchem das Gebäude ruht. Nur wenige Franken besuchen den Thurm um hier Seebäder zu gebrauchen. Auch ich genoß dieses Vergnügen und habe nie kälteres Wasser gefunden als hier, was von den sich hier kreuzenden Strömungen herrühren mag. Zu erwähnen bleibt noch, daß man vom Leanderthurm die entzückendste Aussicht auf die Spitze des Seralls, Pera, Tophana und Scutari hat, auch den Kanal bis zu den Schlössern von Rumeli- und Anadol-Hissari übersehen kann, wo dieser dann einen Bogen macht.

An den Landungsplätzen entsteht unter den zugleich ankommenden Raifsführern jedesmal Streit, weil Jeder seine Passagiere zuerst ans Land setzen will und oft kann man am Ziele seiner Fahrt noch ein unfreiwilliges Bad nehmen, weil die hin- und hergestoßenen Rähne sehr schwanken; um nur endlich los zu kommen, muß man sich entschließen, aus einem Rähne in den andern zu springen, auf die Gefahr hin von den Schiffern zerbläut zu werden.

Ganz besonders interessant wird eine Fahrt im Hafen an den Festtagen, an welchen sämmtliche Schiffe geflaggt, d. h. die Flaggen aller Nationen aufgehißt haben, so daß die Masten dann gepuzten Weihnachtsbäumen gleichen. Während die Strandbatterien an den täglichen fünf Gebetsstunden salutiren, stehen die Matrosen der Schiffe wie Seltänzer auf den Spieren und Raan in Parade, wobei jeder Mann seine ausgebreiteten Arme auf die Schultern des Nebenmannes lehnt. Kommt dann der Abend und beginnt dann die Illumination der Moscheen und Paläste, dann hat man, bei dem blendenden Reflex im Wasser, vom Hafen aus das imposanteste Schauspiel, das man sich denken kann und wie es uns die Märchen der tausend und einen Nacht vorfabeln; nur ist dann die Fahrt bei der großen Frequenz sehr gefährlich und meist zieht man es vor, die Illuminationen von den Höhen in Pera und Galata aus zu bewundern.

---

## Fünftes Kapitel.

### Der Bosphorus und seine Ufer.

Eine Wasserparthie auf dem Bosphorus ist wohl eine der interessantesten, welche der Reisende auf der Erde haben kann. Die lachend bebauten und so nahen Ufer, daß man sie überall deutlich sehen kann, sind mit der überraschenden Abwechslung, welche steile Felsenwände, Weinberge, terrassenartig angelegte Gärten und die reizend gelegenen Paläste oder Landhäuser der Privaten, bieten, so über alle Beschreibung schön, daß schon deshalb eine Reise nach Constantinopel belohnend wäre.

Das Wasser des Bosphorus ist an manchen Stellen so klar, daß man auf dem Grunde die kleinsten Muscheln und die verschiedensten Seethiere sehen kann. Er birgt auf seinem Grunde große Reichthümer untergegangener Schiffe, welche industrielle Engländer, gegen eine bescheidene Abgabe an die türkische Regierung, zu heben sich anheuschig gemacht haben, auf welchen Vorschlag die hohe Pforte aber nicht eingegangen ist. Ankommende und absegelnde Schiffe beleben beständig die Scene, wozu im Herbst große Scharen Zugvögel, die dicht über dem Wasserspiegel hinfliegen und die munteren Delphine

viel beitragen, welche oft mit ihrem ganzen kolossalen Körper über das Wasser hervorkommen und dann mit einem Burzelbocke wieder untertauchen.

Ich beginne jedoch die Beschreibung der Parthie und werde dabei die Merkwürdigkeiten auf den Ufern, im Vorüberfahren, mit anführen.

Hinter den großen Friedhöfen von Pera gelangt man von einem steilen Berge, von welchem aus man schon eine herrliche Aussicht auf einen Theil des Bosporus genießt, nach Dolmabagsche hinab, wo man sich auf dem Landungsplatze, am Ende der Vorstadt Fundüklü, einschiffet. In Fundüklü selbst ist nichts Bemerkenswerthes; den Landungsplatz ziert aber eine stattliche Gewehrfabrik, welche mit einer Mauer umgeben ist, über deren Eingangsthor vergoldete Embleme des Krieges prangen. Ihr gegenüber, am Anfange von Dolmabagsche lag der Winterpalast des Großherrn, der im Jahre 1843 eingerissen wurde, um einem würdigeren Gebäude Platz zu machen. Beachtenswerth ist hier das am Ufer errichtete Grabmal Chatreddin's, eines berühmten türkischen Admirals, in dessen Nähe noch beständig Kriegsschiffe vor Anker liegen, ob aus Zufall oder besonderer Verehrung, ist mir unbekannt. Das Thal von Dolmabagsche und das Ufer mit seinen Gärten bietet malerische Punkte. Reizend sind die Ufer, wenn diese Gärten in voller Blumenpracht stehen; man sieht darin oft manns hohe Rosenstöcke, auch baumähnlich gezogene, mit gelben und verschieden gerötheten Rosen, deren Duft weithin verbreitet wird. Vor den meisten Gärten, auf ihren Mauern, vor oder auf den Häusern und auf Ter-

rassen, stehen phantastisch-construirte Holzgerüste, als Vorrichtungen zu Illuminationen, meist aus Sternen und Halbmonden bestehend, die schon an und für sich einen eigenthümlichen Anblick gewähren; man mag sich aber eine Idee von der Abwechslung und Pracht einer solchen Illumination im Bosphorus machen, wenn alle diese, an verschiedenen Punkten aufgestellten, Gerüste durch Lampen erleuchtet sind.

Fast vor jedem Hause am Kanal befindet sich über dem Wasser eine Art Balkon, auf welchem die Bewohner die Abendluft genießen und an welchen die zu Wasser Heimkehrenden ausschiffen.

Nach Dolmabagsche folgt auf dem europäischen Ufer das reizende Beschicktasch, hinter welchem sich ein Berg erhebt, der theilweise zu den kaiserlichen Gärten verwendet ist, die den Hintergrund zum Sommerpalaste des Großherrn in Tschiragan bilden. Der Palast mit den dazu gehörenden Wohngebäuden und Küchen, nimmt eine bedeutende Front am Wasser ein. Eine bis an den Kanal reichende Mauer schließt diesen Cyclus von Gebäuden von den übrigen Häusern in Beschicktasch ab. Sehr bunt und hellgemalte Gebäude für das Hofpersonal beginnen den Reigen, an welche sich die kaiserlichen Küchen schließen, markirt durch eine Reihe hoch emporragende, runde und mattgelb angestrichene Schornsteine, und hierauf folgt der Palast selbst, welcher aus drei einzelnen Gebäuden besteht, die in der äußeren Form von einander abweichen und im italienischen Style ausgeführt sind. Sie sind durch prächtige eiserne, reich vergoldete Thore, von durchbrochener Arbeit, mit einan-

der verbunden und enthält das mittelste den Harem des Sultans. Marmorstufen führen bei allen vom Bospoꝛ hinauf zu den Säulenhallen, welche die Eingänge beschatten. Der obere Theil dieser Gebäude ist von Holz, die Dächer sind platt, und mit einer eisernen, durchbrochenen und weiß angestrichenen Gallerie umgeben, über welche man die schönsten Blumen ragen sieht. Das Karnies ist mit allerliebsten Arabesken und Guirlanden in erhabener Arbeit geschmückt, die weiß angestrichen, von dem mattgelben Grunde der Wände sehr vorthellhaft heraustreten.

Das mittelste der Gebäude, welches den Harem enthält, hat oben über den Fenstern ein rundes Schild mit dem goldenen Namenszuge des Sultans auf grünem Grunde. Es ist von den beiden andern Gebäuden durch besondere, bis an den Kanal reichende, niedrige, aber geschmackvoll aus Stein gehauene Mauern, abgetrennt, auf deren obern Fläche vorn zwei ungeheure, prächtige Blumenvasen von Stein, gleichsam auf einem Sockel, stehen. Ein viertes Gebäude, welches mit der Hauptfront dem innern Hofraume zugewendet ist, beschließt die Palastreihe.

Aus dem Oberstocke des ersten Gebäudes an Beschicktasch, führt ein bedeckter Gang über die Straße nach den Gärten, wodurch es der Sultan vermeidet dieselbe zu betreten. Von der Landseite ist das ganze Palais mit einer hohen, marmorglatten Mauer umgeben, so daß außer am Eingangsthore nichts davon zu sehen ist, besonders da die aufgestellten Wachtposten jeden Neugierigen auf handgreifliche Weise zurückweisen. Durch die

Thore auf der Wasserseite sieht man wenigstens die Drangerten im Hofe des Palastes und bei der Gefälligkeit des Hofgärtners des Großherrn, einem freundlichen Wiener, erlangt man auch in der Abwesenheit des Sultans, die Gelegenheit das Innere des Palastes zu sehen, welches mit dem Aeußeren keinesweges übereinstimmt. Es ist für einen Palast vielmehr geschmacklos, und außer einigen Uhren und Spiegeln, enthalten die Zimmer nur unscheinliche Nippsachen. In allen stehen Divane mit Goldstoff überzogen, aber keine anderen Möbel. Die Wände sind schreiend bunt bemalt und mit Bildern in Goldrahmen, meist Ansichten europäischer Städte, decorirt. Der geräumige Audienzsaal ist zwar ganz leer aber dennoch schön. Die Decke desselben ruht auf Säulen von Holz, die mit Gyps überzogen sind. So streut man hier den Leuten Sand in die Augen; die Säulen der äußeren Kolonaden, die Jedermann sehen kann, sind von Marmor; das genügt. Das Palais kostet enormes Geld und ist doch zur Hälfte von Holz.

Vor dem Palaste stehen im Wasser steinerne Pfeiler zur Warnung für die Schiffer, weil sich hier Felsen befinden, auf welchen die Schiffe sitzen bleiben können. Die Gärten hinter dem Palais auf dem Berge sind nichts weniger als schön, vielmehr kahl und nur durch einzelne Baumgruppen und einen kleinen Pavillon geziert.

Schöner als der kaiserliche Garten ist neben demselben ein anderer, der sich mit drei gemauerten Terrassen und einem Walde von Cypressen und Platanen, bis weit den Berg hinauf erstreckt und ein höchst malerisches

Bild liefert. Nach dem Palaste folgen noch einige dazu gehörende Gebäude, welche wieder durch eine Mauer von der folgenden Strandbatterie getrennt werden.

Diese besteht aus einem gemauerten Walle mit Scharten und hat einen sehr zierlichen Fahnenthurm, der einem Obelisk gleicht, und auf seiner Spitze mit einer großen rothen Flagge geschmückt ist. Die ganze Batterie sieht sehr sauber aus und scheint mehr zur Parade, als zum ersten Zwecke neben dem Palaste errichtet zu sein.

Bemerkenswerth ist in Beschriftasch auch das Kloster Jahja-Gffendis, in welchem alle Mittwoch von den Derwischen Andachtsübungen gehalten werden. Das folgende Dorf Ortadköi besteht nur aus elenden schwarzen Baraken, die meist von Juden bewohnt werden, und durch das unfreundliche Aeußere eben nicht zur Einkehr laden. An dem respectabler aussehenden Kuru-Tsche me vorüber, wo im Wasser verschiedene steinerne Behälter angelegt sind, in welchen Blumen und Bäume grünen und blühen, gelangt man nach dem sehr belebten Arnaut Köi mit besonderen Märkten und einem viel besuchten Hafen. Hier ist die heftigste Strömung im ganzen Kanal, so daß die Rähne an Stricken vom Lande aus fortgezogen werden müssen, da sich die Gondoliere auf ihren Ruderbänken vergeblich abmühen würden, weiter zu kommen. Man empfindet hier eine unangenehme stoßende Bewegung im Ralk, und bei der am Ufer durch die Strömung entstehenden Brandung, wird man oft über und über mit Wasser bespritzt. Macht sich ein Rachen von dem Stricke, an welchem er fortgezogen wird, los, dann treibt ihn die Strömung mit-

ten in den Kanal hinein und weit zurück, bis es der Anstrengung der Schiffer gelingt wieder ins Fahrwasser zu kommen. Bei Nordwind ist die Strömung weniger bemerkbar und hört bei heftigem Gegenwinde fast ganz auf.

Arnautköi ist von Griechen und Albanesen bewohnt, die besonders an Sonntagen sich zahlreich auf dem gemauerten Ufer versammeln; die Damen sitzen dann dicht am Rande des Kais auf Teppichen und machen Kief, d. h. sie genießen frische Luft, und bilden in ihren maulerischen Kostümen die interessantesten Gruppen, die weniger stumm und theilnahmlos, als türkische Versammlungen, das gegenüber liegende Ufer Asiens, mit dem reizenden Kadilli und der neuen Quarantaine betrachten. Sehr belebt ist Arnautköi am Glasfeste, welches von Neugierigen aller Stände, Religionen und Nationen besucht wird, bei welcher Gelegenheit ich auch die ersten weinseligen Türken beobachten konnte. Die Festlichkeiten weichen jedoch zu wenig von den, noch später erwähnten, griechischen Ostern ab, um besonders beschrieben zu werden.

Eben so reizend ist das folgende Dorf Bebeck, an einer großen Bucht, in deren Tiefe ein kaiserlicher Köschl, von herrlichen Platanen beschattet, liegt. Auf den steilen Bergen am Ufer sind allerliebste Landhäuser zerstreut, und wohnt hier auch, in romantischer Abgeschlossenheit, der deutsche Banquier S., der aus kahlen Felsen einen Weinberg geschaffen, welcher sich weit an der Bucht hinzieht und seines Gleichen am Bosphorus nicht mehr zu beneiden hat. Wenn der Fremde an so vielen roman-

tisch gelegenen Punkten vorüberfährt, ruft er oft unwillkürlich: „Hier möchte ich wohnen,“ um gleich darauf seinen Ausruf, bei einer noch schöneren Parthie, zu wiederholen.

Am Ende von Bebeck liegt unter Fichten und Cypressen, am Ufer des Bosporus, ein türkischer Begräbnisplatz, der durch den Contrast einer Ruhestätte zwischen lachenden Landhäusern, einen eigenen Reiz übt und die mannigfaltige Abwechslung vermehrt, denn an den einsamen Friedhof schließen sich die weißen Mauern des Schlosses von Rumeli Hissari an. Dasselbe liegt am engsten Theile des Kanals, besteht aus mehreren runden Thürmen mit Schießscharten, die mit hintereinander bergansteigenden Mauern verbunden sind, hinter welchen man überall die grünen Rasenplätze der so gebildeten Schloßhöfe sehen kann; es können sich daher die Truppen nirgends gedeckt aufstellen und dicht hinter den Mauern würden sie nutzlos sein. Am Ufer vor dem Schlosse liegt eine Wache und eine Moschee und das Ganze gewährt dem Reisenden wohl ein romantisches Bild aber kein gefürchtetes Festungswerk. Hinter Rumeli Hissari beginnt die Teufels Strömung.

Das nun folgende Dorf Balta Liman wird, wegen der herrlichen Ausichten von den nahen Anhöhen, von Spaziergängern viel besucht, während bei Emirgüne alle nach dem schwarzen Meere fahrenden Schiffe anlegen müssen, um vor dem hier befindlichen Mauthhause durchsucht zu werden. Das Ufer bietet in dieser Gegend weniger Abwechslung, als vor dem Schlosse von Rumeli Hissari, aber immer giebt es genug zu sehen.

Reizend ist namentlich die Lage des Palastes von Chosrew Pascha in Emir-Güne, in welchem er nach seinem Sturze von der Macht eines Großwesirs, als Privatmann lebt. In solcher Umgebung kann man schon im Exile leben. Das nur stockhohe Palais, bescheiden weiß angestrichen, mit einer weithin strahlenden Sonne von Gold auf dem Dache und ringsum umgeben von einem Staketenzaune, liegt in einer grünen Bergschlucht, dicht am Kanal und wird von majestätischen Baumgruppen beschattet. Nicht minder fesseln bis Therapia mehrere Batterien die Blicke, die dem kriegskundigen Reisenden keinen hohen Begriff von der Vertheidigungsfähigkeit des Bosphorus beibringen werden, denn es sind zum Theil eingefallene Erdwälle mit erbärmlichen Scharten, die nur mit Pfählen und darum geflochtenes Strauchwerk bekleidet sind. Die Sorglosigkeit der türkischen Regierung zeigt sich hierin recht deutlich; sie scheut alle Kosten in der Voraussetzung, daß sie ihrem Schicksale nicht entgehen kann.

Stenia mit starker Strömung und dem größten Hafen des Bosphorus, sowie das finstere Zentköi bieten nichts Bemerkenswerthes, dagegen wollen wir in dem schönen Dorfe Therapia einkehren, um deutsche Landsleute zu besuchen.

Dem Eingange in den geräumigen Hafen gegenüber, ladet ein blaues Schild, auf welchem mit großen weißen Buchstaben der Name Lehman prangt, den Deutschen zur Einkehr in das, an der Bucht liegende, schöne Kaffeehaus des Landmannes ein. Auch mich zog es dahin, da aber nichts anderes als Kaffee zu haben war,

der deutsch oder türkisch zubereitet, doch nur Kaffee bleibt, besuchte ich hier noch einen deutschen Bräuer, dessen Etablissement, das einzige dieser Art in Constantinopel und der Umgegend, in der Tiefe der Bucht, an einer fast senkrechten Felsenwand liegt, die in Terrassen umgeformt ist. Auf dem flachen Dache eines Vorrathshauses, lassen sich hier deutsche Gäste den edlen Gersten-saft, der aber wegen der Seltenheit gewaltig theuer ist, schmecken und betrachten dabei mit Wohlgefallen das rege Leben im Hafen. Dieser ist stets voll segelfertiger Schiffe, die auf einen günstigen Wind harren, um ins schwarze Meer auszulaufen, welches sonst nur durch das ungemein schwierige und zeitraubende Laviren erreicht werden kann. Die am Hause des Bräuers angelegten Terrassen, um so dem steilen Berge eine Gartenfläche abzugewinnen, sind mit Cedern, Pinien, Platanen, Oliven-, Myrthen- und Mandelbäumen dicht besetzt, und ganz mit Epheu bewachsen, dessen Blätter so dick und fett sind, als die der bekannten Wachsblumen. Der Felsen mit seiner üppigen Vegetation gleicht einem amerikanischen Urwalde und die ganze Besizung des Bräuers wäre wohl geeignet, zahlreiche Gesellschaften anzuziehen; doch außer Deutschen trinkt im Orient fast Niemand das blutverdickende Bier und unser Landsmann macht ziemlich schlechte Geschäfte, besonders da es zu kostspielig ist, wegen einem Glase Bier nach dem weiten Therapia zu fahren.

Am Ende von Therapia, da wo der Bosphorus eine Krümmung nach Buzugdere zu macht, liegt das Palais des französischen Gesandten, abgefondert von

denen seiner übrigen europäischen Collegen, welche in den Sommermonaten in dem nun folgenden Bujukdere, d. h. das große Dorf, wohnen. Es ist der bedeutendste Ort am europäischen Ufer des Bosporus, und werde ich diesen reizenden Aufenthalt später genauer beschreiben, weshalb ich hier ohne Unterbrechung weiter fahre.

Von Galata bis Bujukdere führt eine lange Straße fast beständig zwischen Häusern am Ufer entlang; hinter Bujukdere wird das Ufer felsiger und ist nun nicht mehr so zusammenhängend mit Häusern bebaut, die Gegend wird vielmehr öde. Einsam am Fuße steiler Berge und zwischen Schluchten gelegen, erscheint Kumeli Kawak, mit einer Kaserne und einem Fahnenthurm, umgeben von einer Schartenmauer. Es ist irrhümlisch, wenn v. Hammer-Burgstall diese Batterie die von Zeli-Tabia nennt, letztere liegt dem schwarzen Meere noch näher und habe ich beide vollständig gezeichnet. Auf dem Berggipfel über Kumeli Kawak stehen die Ruinen eines genuesischen Schlosses, von wo aus man die imposanteste Aussicht über den Bosporus hat. Auf einem andern Berge weiter landeinwärts steht eine Ruine, der Thurm des Ovid genannt. Auf jenen Bergen, die dicht mit Lorbeerbäumen und Myrthegebüsch bewachsen sind, schwelgte ich tagelang herum. Feigen, Datteln, Kastanien boten mir und in jedem einsam stehenden Eschiftlik, selbst wenn dessen Bewohner abwesend waren, fand ich Stoff zur Nahrung genug, und in der üppigen und schönen Gegend könnte man sich leicht an ein Nomadenleben gewöhnen. Besonders ergiebig ist hier die Jagd,

bei welchem Vergnügen man unter den Türken keinen Nebenbuhler findet.

Von Rumelt Kawaſ führt der Weg nicht weiter am Ufer fort, denn dieſes iſt nun ein ſteiler Felſen; der Weg führt über den Kamm nach Teli Tabta, einem kleinen Feſtungswerke mit Kaſerne und Batterie. Unnöthigerweiſe erhebt ſich an der, ohnehin ſchon durch die Felſenwand gedeckten, Landſeite eine Mauer und umſchließt den innern Raum in Form eines Trapeziums, der aber eingesehen werden kann. Hier haben Fiſcher Gerüſte im Waſſer errichtet, um die Züge der Fiſche beobachten und ihre Netze ausſtellen zu können. Dergleichen Fiſchreißen trifft man im Boſporus häufig, wenn auch nicht ſo zahlreich beſammen als hier.

Hinter Teli Tabta ſind eine Pulvermühle und einzelne Pulvermagazine angelegt, denen die Einſamkeit größere Sicherheit gewährt. Auf der europäiſchen Seite des Kanals folgt nach Bujuk Liman und endlich an der äußerſten Spitze, Fanarak mit dem Leuchtturme. Von den ſich hier nach dem Pontus abdachenden Abhängen des Hämus, habe ich die Mündung des herrlichen Kanales gezeichnet und dabei die, durch nichts beſchränkte, Ausſicht über die ungeheure und gefährliche Waſſerfläche des ſchwarzen Meeres geſehen.

Die Einfahrt in den Kanal iſt in der Nähe beider Ufer, wegen Untiefen, gefährlich und erfordert von den Schiffen große Vorſicht; leicht überſchiffet man aber in einer Stunde die Mündung im leichten Raik.

Das aſiatiſche Ufer des Boſporus hat für den Reiſenden einen beſonderen Reiz, der zwar nur auf Chi-

mären beruht, denn die Vegetation, sonstigen Naturschönheiten, die Bauart der Häuser u. s. w. sind ganz dieselben wie auf der europäischen Seite, aber der Gedanke: man befinde sich in einem fremden Erdtheile, hat eine mächtige Wirkung und läßt Alles in günstigerem Lichte erscheinen.

Ich fahre nun an der asiatischen Küste nach Constantinopel zurück und beginne mit dem Fort Kiwa am schwarzen Meere auf kahlen Felsen. Das Meer bildet hier eine Bucht, in welcher sich zwei Grotten befinden. Das Ufer ist an der Mündung des Bosphors auf dieser Seite flacher, als das europäische und außer dem Leuchthurme bei Fanarak und dem Fort von Poiras ohne Abwechslung. Erst bei der Batterie von Magiar Tabiassi wird die Gegend romantischer. Diese Batterie ist geräumig, hat eine starke Schartenmauer, zwei Gallerien und ist mit 64 Geschützen der größten Kaliber besetzt. Mit der Batterie verbunden ist Anadolli Kawak, dem gleichnamigen Rumeli Kawak gegenüber. Auch hier sieht man noch Ruinen eines genuesischen Schlosses, dessen Ringmauern sich bis auf den Gipfel eines Abhanges des Olymps hinaufziehen. Neben diesem Abhange liegt der Riesenberg, wenigstens der höchste Berg am Bosphor, auf dessen Gipfel sich Josua's oder das Riesengrab befindet. In einem späteren Kapitel werde ich dasselbe näher beschreiben.

Nach einer unbebauten Uferfläche gelangt man nach Hunklar Skelessi, mit einem der schönsten Thäler des Bosphors und der Ruine eines Palastes. Am Eingange des Thales, welcher durch eine Batterie verthel-

diget wird, steht eine prächtige Paptermühle von Marmor, die eher einem Schlosse ähnlich ist. Das Thal wird von einem Flüsschen durchschnitten, an welchem das schöne Dorf Tokat liegt. Man findet hier üppige Baumgruppen, die zu Baumstudien für den Maler dienen können. Merkwürdig ist in diesem Thale die beständig größere Wärme der Luft, die besonders auffällt, wenn man das Thal vom Riesenberge aus besucht.

Hunkiar Skelessi ist durch den hier abgeschlossenen Traktat merkwürdig geworden.

Nach der, am Eingange des Thales sich eindringenden Bucht, gelangt man nach Beikos, bemerkenswerth durch einen Springbrunnen, welcher auf Marmorsäulen ruht, und hier haben Fischer die meisten Fischreusen aufgeschlagen. Sultania ist durch seine Feigen berühmt und das folgende Indschir Köt durch eine Natur-Seltenheit. Es ist dies eine zusammengewachsene Baumgruppe, bestehend aus zwei Feigenbäumen und zwei Cypressen, welche letztere von dem Stamme des einen Feigenbaumes umschlossen werden.

Die Ortschaften Tschübüklü und Kanlidische, letzteres an der Spitze eines Vorgebirges, mit mehreren Moscheen, enthalten nichts von Interesse. Dagegen hat man vor Anadoli Hissari, vom Gipfel eines Berges, eine Aussicht, die schwerlich ihres Gleichen finden wird. Den Vordergrund des lieblichen Panoramas bilden orientalische Baumarten, üppige Wiesen, geschmückt mit dem verschiedensten Grün; dazwischen schimmern die spiegelgleichen Windungen des Bosporus, seine amphitheatralisch aufsteigenden bebauten Ufer; links vorn ein

Kloster des Großherrn, rechts die weißen Thürme und Mauern des malerisch schönen Schlosses von Rumeli Hissari. In magischer Ferne zeigt sich als Hintergrund die Spitze des Serails mit der stolzen Sophia, mit einem Walde von Minareten und dahinter das Marmormeer mit den weißen Segeln der Schiffe. Ueber dieses lachende Bild breitet sich der wolkenlose, azurblaue Himmel aus, wie er nur im Süden so schön gesehen werden kann, und der Eindruck, den dieses Panorama auf den Beschauer macht, ist über alle Beschreibung erhaben. Ich habe um Constantinopel keine herrlichere Parthie mehr gefunden, obgleich ich alle schönen Punkte aufsuchte.

Alle Hügel sind in dieser Gegend mit Wein bepflanzt, der fast auf dem Erdboden fortrankt und das Sehen beträchtlich erschwert. Auf einem solchen Hügel am Ufer liegt das Schloß Anadolli Hissari oder Güsel Hissari, das schöne Schloß, gegenüber von dem europäischen Schlosse Rumeli Hissari. Hier beginnt das herrliche Thal der himmlischen Wasser, so benannt von dem, das Thal durchschneidenden, Flüsschen Göcksu, mit einem Köschk des Großherrn. Ueber den Fluß führt an seiner Mündung eine schmucke Brücke, die zwar nur von Holz ist, aber eine interessante Parthie mit den Baumgruppen des Thales bildet. In dem Thale haben eine Menge Töpfer ihre Werkstätten und ist es schon deshalb jederzeit belebt.

Das Thal wetteifert in romantischer Schönheit mit dem der süßen Wasser auf der europäischen Seite, und

wird namentlich von Türken mehr besucht als jenes. Diese Schönheit der Natur erstreckt sich noch auf

Kandili mit seiner reizenden Lage, an einem weit vorspringenden Vorgebirge des Ufers, die nicht genug gepriesen werden kann. Befindet man sich aber auf dem Lande zwischen den Häusern, so findet man hier durchaus nichts Interessantes, denn man muß beständig zwischen hohen Mauern gehen, welche die Häuser und Gärten auf der Landseite umgeben und alle Aussicht benehmen. Die neue Quarantäne, welche hier erbaut ist, ist ein stattliches Gebäude, welches sich besonders vom gegenüberliegenden Arnautköi sehr vorthellhaft productirt.

Kulle bagdsche und Tschengelliköi bieten nichts Interessantes, letzteres ist nur als der Lieblings-Aufenthalt des Tyrannen Murad IV. in gefürchtigem Andenken.

In Beglerbeg steht am Ufer der von Mahmud II. erbaute Palast Humajunabad, der aber durch eine Mauer den Blicken der Vorüberfahrenden zur Hälfte entzogen wird. Der Palast ist in einem sehr geschmacklosen Style erbaut, da er nicht in grader Front, sondern in mehreren vorstehenden Flügeln errichtet ist, die so dicht neben einander stehen, daß dadurch das Hintergebäude als Hauptfront, welche die einzelnen Flügel zu einem Ganzen verbindet, fast ganz verdunkelt wird und kaum sichtbar bleibt. Der Palast von Tschiragan ist bei Weitem schöner.

Da auch die Ortschaften Istawros und Kusgundschi nichts Bemerkenswerthes bieten und Scutari bereits erwähnt ist, so beschliesse ich hiermit die Beschreibung der Dertlichkeiten, um mich zu den Bewohnern der Hauptstadt zu wenden.

## Zwölftes Kapitel.

### Character und Lebensweise, Sitten und Gebräuche der Türken.

Die Türken sind träg, gutmüthig, sorglos, genügsam, furchtsam und feig, nur gegen Christen stolz und übermüthig, im höchsten Grade gleichgültig gegen Alles was sie umgiebt, nichts desto weniger aber für Kleinigkeiten sehr neugierig. Sie haben einige gute Eigenschaften; sie sind dankbar gegen Wohlthäter, gastfrei für Jeden, haben ein gutes Gedächtniß, wollen aber nicht denken und lassen lieber Andere für sich denken und handeln. Ihre Schweigsamkeit gränzt an's Fabelhafte und könnte man sie für Stupidität halten. Endlich sind sie auch wollüstig und eifersüchtig bis zum Extrem und pünktlich in Ausübung ihrer Satzungen, welche übrigens ihrer Trägheit und Ueppigkeit großen Vorschub leisten.

Aus so vielfachen Eigenschaften zusammengesetzt ist der Character der Türken, und eigentlich kann man dieses Chaos Characterlosigkeit nennen, denn der Türke hat keinen eigenen Willen, er ist eine reine Maschine, die von der Laune seiner Vorgesetzten, in höchster Potenz vom Sultan, in Bewegung gesetzt wird. Jeder Türke verehrt den Sultan, selbst wenn er ihn nie gesehen hat,

als ein abstractes Wesen, wie den Schatten Gottes. Den Sultan regiert das Schicksal, personifizirt durch die Gesandten der europäischen Mächte, deren Anordnungen er sich willig unterwirft.

Der Türke besitzt Gehorsam gegen jeden Vorgesetzten, aber es ist kein wahrer Gehorsam, sondern nur slavische Augendienerei, die ohne alle Nachhaltigkeit ist. Der vornehme Türke spricht ein Wort, ein Wink genügt und seine Untergebenen fliegen, um seine Befehle auszuführen; er darf aber nur den Rücken wenden, so kehren sie auf dem halben Wege um und Alles ist vergessen. Der Vornehme ist viel zu nachlässig, um abzuwarten oder nachzusehen, ob seine Befehle auch wirklich pünktlich ausgeführt wurden; bemerkt er später die Nichterfüllung, dann wird er darüber nicht erzürnt, er denkt nur: es sei nicht so geworden, als er wünschte und begnügt sich mit dem Verhängniß. Das: Allah kerim! oder: In schallah! — „Gott ist groß — wie Gott will“ dient zum Sündenbocke für alle verschuldete oder zufällige Wechselfälle des Lebens, die dem Türken begegnen können. Die Gleichgültigkeit und geduldige Ergebung in sein Schicksal geht so weit, daß der Türke ruhig zusehen kann, wie sein Hab und Gut verbrennt, denn er denkt: Gott wollte es so. Seine Schweigsamkeit ist für den Europäer fast unheimlich und man kann behaupten, daß die Türken nur deshalb für alle Lebensverhältnisse so gleichgültig sind, weil sie beständig in Träumen leben.

Ewwet und Jock! — Ja und Nein! — sind die einzigen Worte, welche man von den, um Etwas befragten, Türken hören kann und muß man seine Frage

noch so einrichten, um wenigstens diese Worte zur Antwort zu bekommen, sonst wird man mit einem bloßen Kopfschütteln abgespelst. Selbst die Unterhaltung unter einander besteht nur aus den nothwendigsten einzelnen Worten, deren Sinn man errathen muß; in Kaffeehäusern und an öffentlichen Orten sprechen die Türken fast gar nichts, da sie sich hier nur dem Vergnügen der Betrachtung widmen.

Die Gutmüthigkeit der Türken ist nicht zu verkennen, doch darf sie ihm nichts kosten, keine Mühe machen; er geht allen Reibungen vorsichtig aus dem Wege und wer ihn ungeschoren läßt, dem thut er gewiß nichts zu Leide. Weit entfernt grausam zu sein, behandelt er vielmehr seine Untergebenen, selbst Sklaven, menschlicher, als viele europäische Herrschaften ihre Dienstboten, denn er weiß, daß sie ihm Geld kosten, daß er sie nicht leicht wieder ersetzen kann und sie daher schonen muß. In den Ruf der Grausamkeit sind die armen Türken nur durch die große Rohheit der Janitscharen gerathen, die aber meist zusammengelaufenes Gesindel und Renegaten aus allen Theilen Europas waren und dann, von Rachsucht getrieben, ihre ehemaligen Glaubensgenossen peinigten.

Der Türke, der Höchste wie der Geringste, ist vom Glauben an seine Religion durchdrungen; durch den großen Propheten steht der letzte Muselman dem wahren Gott näher, als der begabteste Mensch irgend einer andern Religionssecte; daher die Geringschätzung gegen alle Andersmeinende. Seine Religion giebt dem Türken himmlische Vorzüge, obgleich er sich recht wohl bewußt ist,

daß er im Wissen tief unter dem Europäer steht. Der Uebermuth tritt zwar nicht mehr so oft hervor als früher, doch noch oft genug da, wo der Türke auf einen furchtsamen Europäer stößt. Hat man mit einem Türken aus irgend einem Anlaß Streit bekommen und fühlt man sich im Unrecht, dann ist es am besten still zu schweigen, denn es ist im besten Falle nichts zu gewinnen; will sich aber ein Türke aus Uebermuth an Einem reiben und fühlt man sich im vollkommenen Rechte, dann kehre man sich nicht daran, ob auch der Türke eine zahlreiche Begleitung um sich hat, sondern gehe ihm dreist zu Leibe und man wird sehen, wie Alles zu Kreuze kriecht.

Die mohamedanische Religion ist eine Amalgamirung aller andern Religionssecten, denn der Koran hat aus ihnen Alles aufgenommen, was zum Character der Mohamedaner und dem Klima des Orients paßt. Daß der Koran den Genuß des Weines und Schweinefleisches verbietet, dagegen strenge Fasten und häufige Waschungen vorschreibt, beruht augenscheinlich auf klug berechneten Gesundheitsrücksichten. Die Türken verehren auch Moses, Elias und Christus als Propheten, sie stehen aber dem großen Propheten nach. Seitdem der frühere blinde Fanatismus, der die Mohamedaner in ihren Schlachten bis zur Tollkühnheit antrieb, verschwunden ist und der nur noch bemerkbar wird, wenn ein Christ etwa ohne Erlaubniß eine Moschee betreten will, werden nur noch diejenigen Satzungen des Korans pünktlich gehalten, welche Genüsse erlauben und der Ueppigkeit und Trägheit der Türken conveniren, die übrigen, welche ihnen einen Genuß verbieten, aber theilweise

gänzlich misfachtet. So trinken die Türken nicht nur schon öffentlich Wein, sie saufen ihn vielmehr und ich habe weinselige Türken gesehen, die in ihrer Trunkenheit vom Sessel fielen, mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit aber wieder aufstanden, als wenn es nur aus Zufall geschehen wäre, um ihre Schwäche in diesem Punkte zu verbergen. Gewiß ist's, daß der Genuß des Opiums, dem viele Türken im hohen Grade ergeben sind, schädlicher ist als der Wein.

Sobald die Gebetstunden nahen, die jeder Türke nach dem Stande der Sonne genau berechnen kann, oder wenn vom Minaret die Stunde des Gebetes ausgerufen wird, verrichtet der Türke sein Gebet, er mag sich eben auf dem Markte, im Kaffeehause, auf freiem Felde oder sonst wo befinden, unbekümmert um das Thun und Treiben seiner Umgebung, doch sucht er dazu einen Ort zu erreichen, wo er das Ceremoniell beobachten kann, weshalb auch überall zerstreute Bethäuser anzutreffen sind. Vor dem Gebet wäscht der Türke erst Hände und Füße, breitet dann einen Teppich oder seinen Mantel auf der Erde aus, wendet sich mit dem Gesicht gegen Südost, kniet auf die Decke, rückt sich den Fes oder Turban in vorschriftsmäßige Lage und wirft sich dann mit dem Antlitze auf den Boden, erhebt sich wieder auf die Kniee, steht kerzengrade auf, kreuzt die Arme über der Brust, fällt wieder hin, und fährt mit diesen Pantomimen geräumige Zeit so fort, bis zur Beendigung des Gebets. Man bemerkt aber sehr deutlich, daß es den Türken mit dem Beten nicht rechter Ernst ist, da sie durch Kleinigkeiten davon abgelenkt werden können,

und mögen sie es für genügend halten, die äußeren Ceremonien dabei zu beobachten. Vielleicht wird die vorgeschriebene, täglich fünfmalige Wiederholung des Gebetes, mit dem damit verbundenen Fußwaschen ic. nur deshalb so pünktlich gehalten, weil sie doch einige Abwechslung in die Einförmigkeit des Lebens bringt.

Die Türken führen beständig ihren Rosenkranz (Teshbih) bei sich. Dieser ist nicht nur zum Gebet, sondern auch zur Arbeit und Erholung nothwendig, ja man kann sagen, er gehöre wesentlich zu ihrem Zeitvertreibe. Ein solcher Rosenkranz besteht aus neun und neunzig, Haselnuß großen, Kugeln in drei Abtheilungen, welche durch längliche Perlen von einander getrennt sind. Es giebt deren von Thon, Knochen, Perlmutter, Rosen-Sandel- und Aloeholz. Ein solcher, um die Hand geschlungener oder am Gürtel hängender, Rosenkranz ist auch der beständige Begleiter der Armenter und Peroten.

Die mohamedanische Religion läßt aber auch dem Aberglauben einen bedeutenden Spielraum, weswegen auch im ganzen Orient noch das Studium der Astrologie betrieben wird, um diesen Aberglauben auszubeuten. Die Türken lassen sich den Kopf, bis auf einen kleinen Schopf Haare auf dem Wirbel, glatt scheeren und an diesem Schopfe soll sie Mohamed einst aus dem Grabe ziehen. Ich selbst habe einer Ceremonie beigewohnt, wo ein arabischer Astrologe aus einer Anzahl Leuten einen Dieb herausfinden sollte. Hierzu mußten dieselben sich im Kreise um den Hexenmeister herumstellen, welcher sie einräucherte, ein Paar mystische Worte murmelte und dann den Dieb mit seinem Stabe bezeichnete, der sich

jedenfalls durch Aeußerungen von Furcht kenntlich gemacht hatte, denn es war allerdings der Dieb. Selbst Christen lassen sich solchen Hokuspokus von diesen Zauberern vormachen, denen man ungewöhnliche Dinge zutraut.

Die Türken nehmen ihre Zuflucht zu Wahrsagern nicht nur, um gestohlene oder verlorene Sachen wieder zu erlangen, sondern sie lassen sich auch das Horoskop stellen, um günstige Tage zu Familien-Feierlichkeiten zu erfahren; Frauen lassen sich von Astrologen Sprüche schreiben, um unter die Haube zu kommen oder Kinder zu erhalten. Wahrsager und Hexenmeister, welche Krankheiten und den Teufel austreiben, findet man in Constantinopel überall. Der Besuchteste ist ein Wächter des Galata-Thurmes.

Den Kindern werden schwarze Punkte auf die Stirn gemalt oder Knoblauchknollen ins Haar gebunden, als Schutz gegen den bösen Blick. Groß und Klein trägt einen Talisman auf der Brust oder als Ring am Finger; die Schiffer haben einen solchen in einem Kasten ihres Kalks, und sogar Pferde und sonstige Lastthiere, auch die zum Schlachten bestimmten Thiere, tragen Talismane an der Stirn. Gewisse Flecken oder besondere Färbung der erwähnten Thiere, sind für die Türken von guter oder schlimmer Bedeutung. Das Zaumzeug der Pferde enthält oft ein oder mehrere, mit Zaubersprüchen beschriebene Zettel, als Amulette gegen den bösen Blick. Einen solchen Zettel halten die Türken für nützlich, drei aber für unfehlbar.

Der Koran gebietet dem Türken wenigstens einmal in seinem Leben das Grab des Propheten in Mekka zu

besuchen, und alljährlich zieht denn auch von Constantinopel eine Karawane (die Surre) solcher Pilger dahin aus, welche ich in einem andern Kapitel genauer beschrieben habe.

Eben so gebietet der Koran Wohlthätigkeit und wird diese von reichen Türken sehr weit getrieben, indem sie sich nicht mit vorübergehenden Almosen an Bettler begnügen, sondern ihren ärmeren Mitbrüdern nachhaltige Benefizien gewähren, und findet man daher in Constantinopel eine Menge milder Stiftungen aller und oft der seltsamsten Art.

Außer der Wallfahrt nach Mekka und der Wohlthätigkeit, gehören zu den fünf Sacramenten der Türken noch: öftere Herfagung des Teſchehids oder Glaubensbekenntnisses, pünktliche Haltung der täglichen fünf Gebetstunden und strenges Fasten während des Ramazans.

Die Vorschrift des Korans, kein Thier, welches weder Nutzen noch Schaden gewährt, zu tödten, bringt namentlich in der Hauptstadt Constantinopel große Unannehmlichkeiten hervor, wo Schaaren von Hunden und Katzen die Straßen und freien Plätze gefährden, abgesehen von dem scandalösen Geheul dieser Thiere.

Von dem Gottvertrauen und der daraus entspringenden Ergebung in das Schicksal, gehe ich zur Gastfreundschaft der Türken über, die sich am besten darin documentirt, daß der Reisende auf seiner Tour durch die Türkei, ins erste beste Haus treten kann, in welchem er vielleicht keine lebende Seele antrifft, wohl aber jeden-

falls einen gedeckten Tisch finden wird, den er dreist zur Stillung seines Hungers entlasten kann. Der Türke hat nicht den Gedanken, daß er bestohlen werden kann, wohl aber den, daß kein Hülfbedürftiger sein Haus unerquickt verlassen soll. Oft sprach ich uneingeladen in Weinbergen ein, um mich auf meinen Excursionen zu erquicken; überraschte mich dabei der Herr, so sagte er allenfalls: „Du hast keine gute Traube gefunden“ und brachte mir selbst die beste die er fand; und solchen Zügen gegenüber wagen es die Christen den Türken Unmenschlichkeit vorzuwerfen!

Eine sprüchwörtlich gewordene Charakter-Eigenschaft ist die Eifersucht der Türken, welche sie allerdings zu excentrischen Handlungen treibt, nicht bloß in Beziehung auf Weiber, deren sie sich mit Leichtigkeit entledigen können, sondern vorzüglich gegen Nebenbuhler zu Ehrenstellen. Unter den türkischen Großen ist die Sucht nach der Gunst des Großherrn sehr groß und eben so groß die Eifersucht gegen jeden Günstling. Den Hofgärtner des Sultans, einen Wiener, der zu meiner Zeit in Constantinopel angestellt war, hat man zweimal zu vergiften gesucht, bloß weil der Sultan freundlich mit ihm sprach, und er wird seinen Verfolgern nicht entgehen, so wenig, wie der jetzt vom Sultan begünstigte Kapellmeister D. — Das strenge Hausrecht in der Türkei bietet den Türken ein weites Feld, jeden Verlezer desselben willkürlich zu bestrafen, und Eingriffe in die Freuden des Harems, sind schon um deshalb kaum möglich, als die Frauen nicht nur von ihrem Herrn, besonders aber

durch ihre eigene Eifersucht gegen einander, strenger bewacht werden, als Eunuchen dies können.

Es bleibt nun noch die Genügsamkeit der Türken zu erwähnen, die mit ihrer ganzen Lebensweise aufs Innigste verbunden ist. Das geringe Volk lebt sehr mäßig, begnügt sich mit wenigen der einfachsten Speisen und mit wahren Lumpen als Kleidung. Begünstigt durch ein mildes Klima, bedarf es fast nur eines leichten Bretterhäuschens als Schutz gegen die nicht lange dauernde rauhe Witterung. In den Kleidern legt sich der Türke schlafen, auf den vom Urgroßvater ererbten Teppich, der im Zimmer ausgebreitet ist, und deckt sich mit einem ähnlichen Teppich oder mit seinem alten Mantel.

Der Teppich ist für die Türken ein unentbehrlicher Gegenstand; er dient zum Luxus in Zimmern, zur Unterlage oder zum Sitz im Freien, wohin er bei jeder Partie mitgenommen wird. Dem Reisenden dient er als Bett und reiche Türken haben sogar verschiedene Teppiche zu den verschiedenen Gebetstunden, auf denen sie knien, und die mit Gold, Silber und Juwelen gestickt sind. Die Stelle, welche der Betende mit der Stirn berührt, ist aber von jeder Stückerlei frei, weil es die Türken für unpassend halten, ihre Demuth mit weltlicher Pracht und Herrlichkeit in Berührung zu bringen.

Zum Essen der Suppe oder seines Reises hat er einen hölzernen Löffel; Gemüse und Fleisch führt er mit den Fingern in den Mund. Teller kennt er nicht, er trinkt auch nur aus dem Krüge. Bei den reicheren und

selbst den vornehmsten Türken geht es bei den Mahlzeiten auch nicht viel anders her, nur daß diese eine Menge Nebengerichte nöthig haben, um satt zu werden. Der beliebte Reis oder Pilaw wird hier in drei bis vier verschiedenen Zubereitungen aufgetragen, z. B. in Körnern geröstet, als Reiskrei, in Weinblättern mit Del gebraten u. s. w.

Bei der Menge von Speisen die an einer vornehmen türkischen Tafel aufgetragen werden, steht der eingeladene Europäer doch gewiß hungrig wieder auf, da ihm die Geschicklichkeit zu derartigen Essen abgeht und nur bei den höchsten Paschen ist es gebräuchlich, dem fränkischen Gaste ein Couvert vorzulegen. Mitten im Zimmer wird die runde Tischplatte gedeckt, auf welche die Speisen gestellt werden; sie ist mit ihrem Untergestell nur etwa 4 Zoll vom Erdboden entfernt; auf kleinen Sesseln, die wenigstens noch einmal so hoch sind als die Tischplatte, nimmt man Platz, und dem Europäer wird jetzt schon bange, da er nur sehr gezwungen auf den kleinen Sesseln sitzen kann, nicht weiß wo er die Füße hinthun soll, während er über seine erhabenen Kniee weglangen soll und beständig balanciren muß, um seinen Sitz zu behaupten. Aber wahrer Angstschweiß bricht ihm erst aus, wenn er mit den Fingern nach der Schüssel langt, um das mürbe Fleisch oder gar Gemüse herauszuholen, von denen er immer den größten Theil auf dem Tisch oder seinen Kleidern verloren hat, ehe er damit bis zum Munde kommt. Kaum hat er einmal in die Schüssel zugelangt, so wird diese weggenommen und eine andere aufgesetzt, von der man ebenfalls nur

kosten kann. Ich muß gestehen, daß ich für meine Person bei solchen Gelegenheiten Tantalusqualen ausstand und es daher vermied bei Türken zu speisen. Das Beste war noch, daß ich von ihnen nie ausgelacht worden bin. Der Gast sitzt stets auf dem Ehrenplatze, d. h. links neben dem Hausherrn. Vor dem Essen spricht jeder sein Bismillah oder Tischgebet und nach Tische werden Zahnstocher, Mundwasser und Wasser zum Händewaschen gereicht.

Fische und Hammelfleisch sind die einzige compactere Nahrung der Türken, bei den Vornehmen wie bei dem Volke. Der gemeine Türke hat nie etwas Besseres gesehen, denn Griechen, Armenter und Juden stehen mit ihm auf gleicher Stufe der Armseligkeit; er ist mit seinem Zustande völlig zufrieden, vorausgesetzt, daß er nicht zu sehr durch Abgaben gedrückt wird; aber auch dann findet er sich leicht in sein Schicksal.

So einfach seine Speisen sind, so einfach ist auch seine Kleidung. Diese besteht Sommer und Winter aus einem ungeheuren Kopfbunde oder Turban, der den Türken vor Sonnenstich schützt, aus einem weiten Oberkleid oder Kaftan, in sehr bunten Farben, sogar von gemusterten Zeugen, und höchst nachlässig angezogenen Unterkleidern. Ein breiter bunter Gurt, von etwa zehn Ellen Länge, windet er sich dergestalt um den Leib, daß er das eine Ende desselben an Etwas befestigt und sich dann mit dem andern Ende am Leibe, so lange um sich selbst dreht, bis er die Bandage um sich aufgewickelt hat. Gewöhnlich wird dieser Gurt voll Waffen gesteckt, um damit zu paradiren. Der Türke trägt nur Pan-

toffeln, von denen er sich bald entledigen kann und kurze Strümpfe, die er meist selbst gestrickt hat, wie auch die niederen Türken ihre Hammel selbst schlachten und die Wolle davon ohne alle Zurichtung mit den Händen spinnen.

Obgleich die vornehmen Türken einen mit Pelz gesütterten Kasten tragen, so sehen sie im Ganzen doch eben so schmutzig aus, als die ärmeren. Die meisten haben jedoch den Kasten abgelegt und spazieren im französischen Rocke herum, der aber nie weit genug sein kann, weshalb sie in solchem Anzuge widerlicher erscheinen, als im Nationalkostüm. Auch verschwindet der Turban allmählig, um dem Fes Platz zu machen und wird in der Kleidung bald keine Spur von Nationalität mehr übrig sein.

Träg und schlaff tritt der Türke des Morgens aus seinem Harem. Ist es ein Beamter, vielleicht ein Pascha, so kommen allerlei Leute zu ihm mit Anfragen oder Beschwerden. Aus seiner Divanecke fertigt er diese Leute so schnell als möglich ab. Es liegt ihm wenig daran, ob seine Bescheide genügend, ob seine Entscheidungen gerecht sind; er hat keinen andern Zweck, als sich die Leute vom Halse zu schaffen. Er verschwendet keine Zeit mit der Jagd, das ist wahr; aber er kommt auch nicht hinaus, um Arbeiter oder Truppen, oder sonst etwas in Augenschein zu nehmen, sondern er verbringt den Tag sitzend und dem Dampf seiner Pfeife nachsehend. Er sucht keine kostspieligen Vergnügen, keine Gesellschaften, um sich in ihnen durch ein interessantes Gespräch zu zerstreuen; höchstens geht er in ein Kaffeehaus, wo er un-

beweglich sitzen bleibt und den öffentlichen Erzählern zuhört oder ein Schattenspiel ansieht. So viel ist gewiß, daß der Europäer, welcher an einem Tage verschiedene Gesellschaften besucht und Abends in Theater, Concerte oder zu Bällen geht, weniger Zufriedenheit dabei genießt, als der Orientale, welcher unter dem Schatten einer ausgebreiteten Platane, dicht an der murmelnden Quelle gelagert, nur vom Gesang der Vögel und dem Geschwirre und Gezirpe der Insekten unterhalten, die Schönheit der Natur stillschweigend in sich aufnimmt und dazu ein Duzend Pfeifen raucht und eben so viele Tassen Kaffee trinkt.

Sinn für Geselligkeit haben die Türken gar nicht, was wohl theilweise schon in der rein sklavischen Erziehung der Jugend liegen mag. Gegen den jedesmaligen Vorgesetzten wagt der Untergebene, sowie der Geringere gegen den Vornehmen und Reichen, niemals den Mund aufzuthun und, selbst um seine Meinung befragt, spricht er doch niemals eine andere, als die seines Oberen oder des Vornehmeren aus, sollten seine Gedanken auch gerade das Gegentheil von seinen Worten sein. Der Obere würde sich über die abweichende Meinung erzürnen, und es kostet ja so wenig ihm nach dem Munde zu reden. Selbst der Europäer, mag er es den Leuten noch so deutlich zeigen, daß ihm Alles daran gelegen ist, ihre wahre Meinung zu hören, wird sie schwerlich erfahren, wenn der Türke etwa denkt: er könnte mir das mißdeuten! Daß es Einem daran liegen kann, eine Sache zu sehen, wie sie ist, gut oder schlecht, gleichviel, das begreift kein Türke, der Alles nur im rosenfarbnen Lichte zu sehen wünscht und sich darum selbst wissentlich täuscht.

Sich bemerkbar machende Gebräuche findet man bei den Türken nur wenige, dahin gehört z. B. das Umhalsen der Freunde und Bekannten an den Festtagen, gleichsam als Glückwunsch, der sich in dieser stummen Pantomime ausdrückt, während der niedere Türke dem höheren und seinen Vorgesetzten bei solchen Gelegenheiten zum Zeichen der Unterwürfigkeit den Pantoffel küßt. Ein lästiger Gebrauch für die ärmere Volksklasse und auch für die Europäer ist es, den Oberen und überhaupt den Türken, mit denen man in näherer Geschäftsverbindung steht, am Osterfeste Geschenke auszutheilen.

Bei Besuchen und überhaupt wenn er in ein fremdes Zimmer tritt, zieht der Türke seine Schuhe aus und läßt sie vor der Thüre stehen, da sie es mindestens für Unhöflichkeit halten, mit den Schuhen, die man auf der Straße anhatte, ein Zimmer zu betreten. An den Thüren der Moscheen und vor Amtswohnungen, die häufig besucht werden, sieht man deshalb oft ganze Reihen ausgezogener Schuhe. Bei ihren Bekannten machen sich's die Türken ohne alle Umstände bequem, placiren sich ohne Komplimente auf dem Diwan, und nehmen sich unaufgefordert eine Pfeife. Es ist eine besondere Ehre wenn ein Türke Jemandem seine Pfeife anbietet, aus der er selbst eben rauchte, und es wäre höchst beleidigend diese von sich zu weisen; überhaupt ist die Pfeife bei den Türken der stumme Regler aller Etikette, wie ich später noch zu beweisen Gelegenheit haben werde. Eben so wenig darf man andere Sachen, welche ein Türke aus Gutmüthigkeit anbietet, ausschlagen. Der größte Schimpf aber, den er Jemandem anthun kann,

ist: ihm ins Gesicht zu spucken, was einem Glaur sehr leicht begegnen kann, den der Kizel sticht, einen Türken auf irgend eine Art zu necken.

Einzelne Stellen dieser Charakterschilderung habe ich, als wahr und trefflich, einem Zeitungsartikel entnommen; ein Paar heimliche Gebräuche muß ich verschweigen und wichtigere, die ein größeres Ceremoniell im Gefolge haben, werde ich an den geeigneten Orten näher beschreiben.

## Dreizehntes Kapitel.

### Die türkischen Frauen und Familien-Verhältnisse der Türken.

Die Türken dürfen gesetzlich vier Frauen haben und außerdem noch so viele Sklavinnen, als sie wollen oder kaufen können. Es ist aber ein großer Irrthum, wenn man glaubt, daß jeder Mann mehrere Frauen hat, vielmehr ist die Polygamie nur eine Ausnahme von der Regel. Allerdings sind die Harems zahlreich bevölkert, wenn man die Sklavinnen mitrechnet, welche die rechtmäßigen Frauen bedienen; aber die rechtmäßigen Frauen findet man nur bei den reichsten Türken in Mehrzahl und die meisten begnügen sich, aus Bequemlichkeit, mit einer Frau. Die Heirathen der Türken sind mit großen Kosten verknüpft und bei den ärmeren Männern versteht es sich von selbst, daß sie sich mit einer Frau begnügen. Bei der, durch das Gesetz erleichterten Trennung von den Frauen, ist es aber möglich, daß auch der arme Türke nach einander mehrere Frauen bekommt.

Die Ehe ist bei den Türken nur ein Civilakt, die vorangehenden Hochzeitsfeierlichkeiten sind aber sehr complicirt und für beide Theile sehr kostspielig. Die Männer in der Türkei heirathen sehr jung. Kaum ist ein

Knabe mannbar geworden, so begiebt sich seine Mutter auf die Brautschau, um ihrem Sohne eine passende Lebensgefährtin zu suchen. Hat sie eine solche gefunden, dann beginnen die Unterhandlungen zwischen den beiderseitigen Eltern wegen der Mitgift. Hat man sich verständigt, dann wird der Verlobungstag anberaumt, an welchem der Imam einen Ehekontrakt aufsetzt, der den Behörden übergeben wird. Der Bräutigam ist bei diesem Akte nicht zugegen, sondern wird von Freunden vertreten. Nach der Verlobung sendet der Vater des Bräutigams seiner künftigen Schwiegertochter ein bedeutendes Geschenk, um dafür ihre Ausstattung zu kaufen, welches die Morgengabe oder das Ehrenzeichen der Verlobung genannt wird. Die Braut bescheinigt hierauf den Empfang desselben durch ein, dem Bräutigam gesendetes Schnupftuch, welches das Schnupftuch des Ehrenzeichens heißt, und welches wohl der Anlaß zu der Fabel sein mag, daß der Sultan der erwählten Favoritinn sein Schnupftuch zuwirft.

Am dritten Tage nach der Verlobung tauschen Braut und Bräutigam abermals Geschenke mit einander aus, welche aus Confect, Obst, Blumen und Schuhen für die Braut und deren weibliche Verwandte bestehen. Die Schuhe sind oft sehr kostbar und alle Geschenke in gestickte Tücher eingehüllt. An diesem Tage wird auch die Ausstattung der Braut in die Wohnung ihres künftigen Mannes gebracht, wozu oft eine Reihe von Wagen erforderlich ist. Braut und Bräutigam begeben sich aber, jene im festlichen Aufzuge, dieser allein ins Bad, um sich zu dem wichtigsten Feste ihres Lebens zu reinigen.

Am nächsten Tage bewirthe't der Vater des jungen Mannes alle Verwandten und Bekannten und an dem nächsten hält er offene Tafel für Jedermann. An allen den, zwischen Verlobung und Hochzeit liegenden, Tagen werden Hammel geopfert und an die Armen verschenkt.

Am Hochzeits-Morgen wird der Braut das Gesicht bemalt und sie mit den Hochzeitsgewändern angethan, worauf ihre Freundinnen sie beglückwünschen und die geladenen Gäste ankommen, um die Braut in ihre künftige Wohnung zu begleiten. Die Mutter des Bräutigams holt die Braut ab, welche von ihren Eltern Abschied nimmt und vom Vater zum Wagen begleitet wird. Die Anwesenden bewerfen nun die Braut mit kleinen Silber- und Goldmünzen, welche für die Armen der Nachbarschaft gesammelt werden. Die Braut trägt bei dieser Gelegenheit nicht den weiten Mantel, sondern ist ganz in einen weiten Schleier gehüllt. Voran reiten die Hochzeitsblitter mit Schärpen, ihnen folgt eine Musiker-Bande, Bulgaren und Zigeuner, tanzend, welche die Vorübergehenden um Geld ansprechen. Am Hause des Bräutigams hält der Zug; dieser hilft seiner Braut aus dem Wagen steigen und geleitet sie ins Brautgemach, wobei er Geld unter die Zuschauer wirft.

Sobald die Braut im Brautgemache Platz genommen hat, drängen sich die Nachbarinnen hinein, um ihren Anzug in Augenschein zu nehmen, und erst wenn diese sich entfernt haben, erscheinen die Hochzeitsgäste zu einem Festschmause. Wenn sich endlich die letzten Gäste entfernt haben, darf der junge Ehemann sich ins Brautgemach begeben, vor dessen Thüre er aber nochmals be-

ten muß, ehe er es betritt; dann kann er seine Frau entschleiern und sieht sie nun zum ersten Male. Beim Kaufe der Sklavinnen kommt der Türke jedenfalls besser weg, da er sich diese erst ansehen kann, ehe er kauft.

Die Töchter der vornehmen Türken werden oft schon in der Wiege verheirathet und die des Sultans an die Großen des Reiches verschenkt, welche sich den Besitz der kleinen Frau für eine hohe Ehre anrechnen müssen, die aber auch wegen den, ihnen überwiesenen, Pantoffelgeldern eine gute Acquisition bleibt. Die meisten Türkinnen heirathen sehr jung, verblühen aber bald und sind mit zwanzig Jahren schon abgelebt, während sich die Männer sehr gut conserviren.

Die bis zu ihrer Verheirathung bei der Mutter im Harem eingesperrt gewesenen Mädchen, kommen aus demselben nur heraus, um als Frau in einem andern abermals eingesperrt zu werden. Ob ihr Loos als Hausfrau beneidenswerth ist, mögen meine freundlichen Leserinnen sich, nach Lesung der folgenden Zeilen, selbst sagen.

Dem reichen Türken gilt das Weib durchaus nichts, denn von seinen Steckenpferden: schöne Pferde, gute Waffen und schöne Frauen, nehmen sie erst die dritte Stelle ein, und nie hat ein Türke diese Reihenfolge umgekehrt. Die Frauen besucht er nur bei Nacht im verschlossenen Harem, während er mit Pferden und Waffen am Tage glänzen kann. Nach seinen Begriffen ist die Frau weniger edel, als der Mann, deshalb ist er auch nicht mit ihr gemeinschaftlich, sondern erst wenn er selbst sich gesättigt hat, setzen sich Frau und Kinder hin,

um zu verzehren, was der Mann übrig gelassen hat. In dieser Beziehung geht es im Palaste wie in der Hütte des Armen zu.

Stehen nun auch die Frauen bei den Türken in keiner Achtung und ist deshalb von einem Verhältnisse, in welchem Eheleute im gebildeten Abendlande zu einander stehen, nicht die Rede, so haben doch andererseits die türkischen Frauen nie eine so rohe Behandlung zu erwarten, wie manche europäische Frau, welche durch das Wort des Priesters für immer an einen Hausirannen geknüpft ist. Der Türke ist viel zu stolz, als daß er sich an einem schwachen Weibe vergreifen sollte. Mißfällt ihm seine Frau oder Sklavin, so trennt er sich von ihnen, er heirathet und kauft sich eine andere, entläßt jene in Gnaden und mit Geschenken, oder sorgt für ihr ferneres Unterkommen. Diese Vorschrift des Korans wird nur selten übertreten.

Im Allgemeinen führen die türkischen Frauen ein unthätiges Leben, ohne Reiz und Abwechslung. Sie müssen oft von tödlicher Langeweile heimgesucht sein, da sie den ganzen Tag ohne Beschäftigung im Harem zubringen und ihnen nicht einmal die häuslichen Verrichtungen in der Wirthschaft überlassen sind. Alle Einkäufe zum Lebensbedarf besorgt der Mann oder seine männliche Bedienung. In vornehmen Häusern sorgen diese auch für die Zubereitung der Speisen, und wenn solche fertig sind, werden sie den Frauen durch einen, in der Wand des Harems befindlichen Käfig, wie sie früher bei uns in Klöstern gebräuchlich waren, zugeschoben, indem der Käfig nur herumgedreht wird, und wis-

fen dann die Gefangenen nicht einmal, von wem sie ihre tägliche Kost erhalten haben. Das Gesagte gilt hauptsächlich nur von den Frauen der mittleren und höheren Stände, denn die Frauen aus den niederen Volksklassen müssen ihren Mann und sich selbst bedienen; sie haben daher auch mehr Freiheit als die vornehmen Damen, obgleich auch hier der Mann alle Geschäfte außer dem Hause verrichtet.

Die Schwestern des jedesmaligen Sultans sind am meisten zu beklagen, da diesen, wenn sie heirathen, die von ihnen geborenen Kinder mit Gewalt entrisen und ertränkt werden, welche barbarische Sitte sich noch bis heutigen Tags erhalten hat, um jede Seitenlinie des Herrscherstammes unmöglich zu machen. Ein gleiches Loos haben zwar die Frauen niederer Stände nicht zu befürchten, Alle theilen es aber in Beziehung der noch einförmigeren Lebensweise als die der Männer.

Da die türkischen Frauen weder in Gesellschaften gehen, noch welche empfangen, dabel viel zu ungebildet sind, um sich durch Lektüre oder Musik zu zerstreuen, so bleibt ihnen nichts übrig, als den ganzen Tag über Shawls, Decken, Tabakbeutel und dergleichen zu sticken, welche Arbeiten zwar mit großem Fleiß und technischer Vollkommenheit ausgeführt werden, aber eben so geschmacklos und einförmig sind, wie das Leben ihrer Verfertiger. Sie kauern hierbei mit untergeschlagenen Beinen auf dem Diwan, rauchen zur Abwechslung ihren Eschubuck oder lauschen verstohlen hinter den, mit Holzstäben eng vergitterten, Fenstern auf die Vorgänge in den Straßen, während sich die Frauen unter einander selbst mit nei-

dischen Augen bewachen. Von den so verschleenen Haremwächtern, Pala's genannt, haben die Frauen weniger Unbequemlichkeit zu befürchten, als von dem Neide und der Eifersucht der Haremgefährtinnen. Die Eunuchen stehen bei ihnen in großer Verachtung, und kein Verschnittener darf es wagen, den Harem ohne Erlaubniß der Herrin zu betreten, und geschieht dies, so sieht er sie nie unverschleiert. Diese Wächter werden auch nur außer dem Hause, z. B. bei Spazierfahrten, als Begleiter mitgenommen.

Bei dem trägen Leben der Türkinnen, dem Mangel an Bewegung und da sie stets mit untergeschlagenen Beinen sitzen, erlangt ihr Körper bald eine widerliche Fülle, die auf den Straßen dann um so unschöner erscheint, als die Damen mit den krumm gewordenen Beinen nicht sicher gehen können, sondern wie Enten watscheln. Dieser Lebensweise ist es auch nur zuzuschreiben, daß die türkischen Frauen lange vor der Zeit alt werden.

Was nützen den Frauen die schönen Kleider und kostbaren Shawls, welche sie im Harem tragen, wenn sie sich damit nicht öffentlich sehen lassen können? Da ich durch die Gefälligkeit eines vornehmen Türken, welcher gesehen hatte, daß ich Kostüme-Bilder sammle und auf seine Frage: ob ich schon eine türkische Dame im Hausanzuge gezeichnet habe? diese verneinte, — Gelegenheit erlangte, einer seiner Frauen im Harem zu zeichnen, so bin ich im Stande, ihren Anzug meinen freundlichen Leserinnen genau zu beschreiben.

Ein weites Hemde von transparenter Seide, weiß, mit weißen matten oder gelben Streifen und langen

Ärmeln, die bis an die Handgelenke reichen und hier wohl eine Elle weit sind, umschließen den Körper. Der Busen bleibt bloß und wird durch einen besonderen Schleier, der wie ein Tuch kreuzweis über der Brust zusammengelegt ist, dergestalt verhüllt, daß man noch immer die Farbe des Fleisches durchschimmern sieht. Schalwar's, d. h. weite bunte Beinkleider, die sich unten verengen und unter den Knien festgebunden werden, umschließen die Hüften, um welche sie zusammengeschnürt und durch den Gürtel festgehalten werden. Ein bunter Shawl, Kuschak, bei den vornehmen Türcinnen der kostbarste Kaschmir, von 1200 Thaler Werth, umgibt die Hüften als breiter Gurt, dessen Enden vorn verschürzt werden.

Eine kurze bunte Jacke mit engen, bis an die Ellenbogen reichenden Ärmeln, bedeckt den Oberkörper ohne die Brust zu verhüllen, und über diese Pseudo=Weste wird dann der Entari, ein langer Rock, gezogen, der eine ganz eigenthümliche Form hat. Auf dem Rücken sitzt er glatt an, bleibt vorn offen und wird nur um die Hüften mit etwa drei Knöpfen zugeknöpft. Der Schooß besteht aus drei Theilen, welche drei lange Schleppen bilden, die beim Ausgehen unter dem Gürtel verschürzt werden. Die Ärmel schließen bis zum Ellenbogen glatt an, werden dann sehr weit und fallen über die Hände herab.

Waden und Füße bleiben bloß und werden letztere nur durch reich gestickte Pantoffeln mit Schnabelspitzen geschützt, die beim Ausgehen durch gelbe, bis an die halbe Wade reichende Lederstiefel ersetzt werden.

Der Kopfsputz der Frauen ist ein niedriger rother Fez, mit langer blauer Quaste von Seide, die auf den Nacken herabfällt. Um denselben wird ein buntes Tuch gewunden, dessen Enden lang herabhängen. Die vom Fez nicht verborgenen Haare sind in Zöpfe geflochten und mit Perlenschnuren geschmückt. Als entstellende Zierde lassen sie sich aber die Augenbraunen entweder rasiren oder weiß, die Nägel an den Fingern aber mit Henna roth färben.

Im Harem, wo mir eine Sklavin auf Befehl meines Gönners, sogleich Pfeife und Kaffee präsentirte, sah ich nichts als leere Wände, den mit seidenen Stoffen überzogenen Diwan, prächtige Fußteppiche, niedrige geflochtene Schemmel und keinen Spiegel; dagegen trug die Dame einen Fächer mit schwarzen Straußfedern, in dessen Mitte ein kleiner Spiegel angebracht war. Sie war nicht schön, sehr blaß und blickte mit nichts sagenden Augen um sich, sprach auch kein Wort. Nachdem ich meine Zeichnung beendigt hatte, ließ sie mir durch die Sklavin einen von ihr gestickten Tabaksbeutel reichen, den ich noch heut zum Andenken aufbewahre, und die Sitzung war beendigt.

Wenn die Türkinnen ausgehen, dann sind sie stets verschleiert, aber dieser Schleier gleicht nicht denen, welche unsere Damen auf den Hüten tragen, sondern es ist ein großes weißes und feines Tuch, welches mit vieler Mühe so um Kopf und Hals geschlungen wird, daß ein Theil davon Stirn und Augenbraunen verdeckt; ein anderer Theil ruht auf der Nasenspitze, bedeckt Mund Kinn und Hals und die über die halben Wangen ge-

führten Enden des Tuches werden auf dem Wirbel verschürzt, so daß man vom ganzen Kopfe der Frauen nichts sehen kann, als die Augen und einen kleinen Theil der Wangen. Der Konnenschleier ist jedenfalls malerischer als diese entstellende Vermummung, welche für die Frauen auch höchst unbequem ist, da sie weder frei athmen, noch sprechen können, weshalb auch das Tuch vor dem Munde immer naß ist.

Außer dieser unschönen Kopfbinde müssen aber die Türkinnen öffentlich noch in einem vorgeschriebenen weiten Mantel, mit langem Kragen und sehr weiten Ärmeln, erscheinen, der für alle Klassen der Frauen von gleicher Form ist.

Das Feridschi verbirgt den Wuchs der Frauen gänzlich, wodurch selbst die schönsten nicht mehr schön, sondern plump und unbeholfen erscheinen. Diese Mode wäre sehr gut, wenn ihr nur die häßlichen und verunstalteten Frauen unterworfen wären, so aber macht sie in der Türkei alle Frauen gleich, schön und häßlich, alt und jung, vornehm und gering; Keine hat einen Vorzug. Noch unbeholfener produciren sich die Türkinnen, wenn es auf den Straßen schmutzig ist, weil sie dann über den gelben Stiefeln noch Holzsandalen mit hohen Absätzen, oder vielmehr zwei Stegen, tragen, die nur durch einen daran festgenagelten Riemen auf dem Fuße erhalten werden und bei jedem Schritt schlottern, so daß die armen Wesen jeden Augenblick in Gefahr sind umzukippen.

Wohl zu unterscheiden von den Türkinnen sind die Armenierinnen, welche zwar eben so verschleiert gehen

und denselben weiten Mantel tragen, aber schon durch ihre Haltung, die feinen Bewegungen, ihre lebhaften Augen und durch die feine Farbe des Gesichtes, ein edleres Wesen verrathen. Sie tragen zum Unterschiede von den Türkinnen, rothe Stiefel.

Daß sich die türkischen Frauen schon manchmal gegen die ihnen aufgezwungene Tracht gesträubt haben, geht aus den Luxusgeboten hervor, welche v. Hammer in seiner Geschichte der Osmanen anführt, wonach Weiber, welche beschuldigt waren, durch zu verführerische Tracht die Moslemen zu verführen, ertränkt wurden. Unter Mustapha II. mußten die Weiber, weil ihre Schleier zu durchsichtig geworden, schwarze Binden umlegen.

Das einzige Vergnügen der Türkinnen besteht in dem Besuche der Bäder, Promenaden und Volksfeste. Bei letzteren erscheinen nur die Frauen der niederen Volksklassen zu Fuß, die Vornehmen fahren in mit Ochsen bespannten Wagen, Schritt für Schritt, bewacht von Eunuchen, welche, mit der Hand am Dolche, neben dem Wagen zu Fuße gehen. An solchen Vergnügungsorten sitzen Männer und Frauen abge sondert, kommen nie mit einander in Gespräch und die vornehmen Damen bleiben im Wagen, von wo aus sie, ihren Eschubuck rauchend, dem Treiben des Publikums zusehen. So neugierig die türkischen Frauen sind und so gern sie sich unter die Europäer drängen, so roh benehmen sich dieselben, wenn ein fecker Franke es wagt, in einen mit Frauen besetzten Wagen zu sehen, um sich die Schönheiten in der Nähe zu betrachten. Man giebt ihm

eine Tasse Scherbet oder Kaffee über den Kopf, oder schlägt ihm mit dem Pfeifenrohre in's Gesicht. Vermuthlich sind sie nur öffentlich so strenge und vor den Argusaugen der Eunuchen; dahelme würden sie sich die Kühnheit der Franken wohl eher gefallen lassen.

Ich wende mich nun zu dem häuslichen Leben und den Familien-Verhältnissen der Türken.

Die älteste Frau im Hause wird als das Familien-Haupt betrachtet. Gewöhnlich ist dies die Mutter des Hausherrn, welche nach dem Tode ihres Mannes immer bei dem Sohne lebt, und wird sie *Bujuk-Khanum* oder große Frau, titulirt. Seltener gelangt die rechtmäßige Frau des Mannes zu diesem Titel, der übrigens nur frei gewesenen Frauen ertheilt wird, denn ehemalige Sklavinnen werden *Kadinen* genannt.

In keinem Lande ist die Ehrfurcht vor dem Alter so groß, als in der Türkei. Der Sohn darf in Gegenwart des Vaters oder älterer Verwandten weder sitzen noch rauchen und nur sprechen, wenn er gefragt wird. Dieselbe Ehrerbietung bezeigen jüngere Frauen den älteren, und doch kann man behaupten, daß das, was man unter Familienband versteht, unter den Türken gar nicht existirt.

Man kann dreist behaupten: ein Türke hat weder Vater noch Mutter, weder Bruder noch Schwester, weder Weib noch Kind. Er steht ganz allein für sich da, folglich kann sein ganzes Bestreben auch nicht weiter hinausgehen, als sein elendes Dasein zu fristen, und hierzu bedarf es bei seiner Genügsamkeit nicht viel.

Die Kinder sind mit den Frauen im Harem eingesperrt und da der Bornehme den Tag über nicht hineingeht, weil er bei seinen Frauen doch keine Unterhaltung zu erwarten hat, so sieht er seine Kinder fast nie, folglich gelten sie ihm noch weniger, als dem Armeren die fejnigen.

Gleich nach der Geburt eines Kindes wird demselben ein Name gegeben, wozu der Imam erforderlich ist. Dieser redet es an der Thüre des Harems, wohin es ihm entgegen gebracht wird, mit dem von den Eltern gewählten Namen an und sagt ihm eine Aufforderung zum Gebet in jedes Ohr, womit die Ceremonie beendigt ist. Das Kind ist nun für den Islam eingeweiht und der Imam wird für seine Bemühung mit einem Geschenk entlassen.

In der Türkei giebt es keine Ammen; Frauen jeden Ranges säugen ihre Kinder selbst, so wie ihnen deren Erziehung allein überlassen ist. In den Familien der Bornehmen haben die Kinder eine Erzieherin, die man Dada nennt und gewöhnlich eine Negerin ist. Sie steht bei der Familie in großem Ansehen. Eben so halten reiche Leute ihren Kindern einen besonderen Chodschä oder Lehrer.

Auffällig ist es, auf den Straßen nur sehr wenig Kinder und meist nur in Begleitung ihrer Mütter zu sehen. Die Kinder werden durch ihre Kleidung ganz verunstaltet, sind mit Puß überladen und haben schon in frühester Jugend meist krumme Beine. Es sieht ziemlich sonderbar aus, wenn der Kopspuß der Kinder mit Perlenschnüren geschmückt ist, während in ihre Haare

Knoblochknollen eingeflochten und ihre Stirn mit schwarzen Punkten bemalt sind, zum Schutz gegen den bösen Blick. Kleinere Kinder dürfen nie ohne Aufsicht auf der Straße gelassen werden, da Kinderraub, auch am hellen Tage, in Constantinopel nichts Ungewöhnliches ist.

Das größte Fest im Leben eines Türken ist das seiner Beschneidung, welche zwischen dem achten und vierzehnten Lebensjahre stattfindet. v. Hammer erwähnt, in seiner Geschichte der Osmanen, mehrfach der Pracht der Aufzüge und Felerlichkeiten bei den Beschneidungen der Prinzen, und auch noch jetzt wird in den Familien reicher Türken, bei dieser Gelegenheit, großer Luxus entfaltet.

Ein Astrolog wird aufgefordert, eine günstige Stunde für diese wichtige Ceremonie zu erforschen. Schon acht Tage vor der festgesetzten Zeit werden den Knaben neue Kleider geschenkt; man behängt sie mit Talismanen, führt sie spazieren oder läßt sie ausreiten und Besuche machen, sie besuchen Bäder und man verkürzt ihnen die Zeit wie man kann. Am dem Festtage selbst werden alle Kinder der Freunde des Hauses eingeladen, welche ihre Knaben gleichen Alters an der Ceremonie Theil nehmen lassen wollen und fordert auch arme Eltern dazu auf, so daß gewöhnlich an 10 bis 20 Knaben diese Operation gleichzeitig vorgenommen wird.

Die Eltern und Verwandten der Kinder versammeln sich im Selamlık, wohin die Knaben, festlich geschmückt, geführt werden. Man spricht ihnen Muth zu, macht lärmende Musik um ihr Jammern zu übertönen und ein Imam spricht ein Gebet, während der Süned-

schi die Operation vollzieht, die übrigens sehr schnell abgemacht ist.

Nach der Operation wird ein Pflaster auf die Wunde gelegt und alle Knaben dann, in geschmückten Zimmern, auf welche Kissen gelegt, die mit Talismanen behangen sind, und man beschenkt sie mit Zuckerwerk und Spielzeug. Der Herr des Hauses opfert vor und nach der Ceremonie ein Lamm, die übrigen Männer thun nach ihm dasselbe und das Fleisch der geopferten Thiere, die ebenfalls geschmückt sind und fehlerfrei sein müssen, wird unter die Armen vertheilt.

Hierauf folgt ein Gastmal, wobei Musik und allerhand Gaukelspiele getrieben werden, am Abend werden Feuerwerke abgebrannt, das Haus illuminirt, und diese Festlichkeiten dauern eine Woche hindurch, da drei Tage für die Gelage der Männer und dann drei andere für Zusammenkünfte der Frauen bestimmt sind, während welcher Zeit das Söhnchen wieder hergestellt ist und bald darauf Hochzeit macht.

Letzteres findet allerdings nur bei Söhnen reicher Türken statt. Die Söhne der Armen verlassen nun den Harem, um unter die Obhut des Vaters zu kommen oder in irgend ein Verhältniß außer dem Hause zu treten, und sehen diese dann Mutter und Schwester sobald nicht wieder.

In der Türkei giebt es im Allgemeinen keine Geburts-Vorzüge und erbliche Titel. Die einzige Aristokratie ist die des Amtes; der Titel erlischt aber, sobald der Inhaber ihn nicht mehr führt. Das Gesetz macht alle Türken gleich und die Söhne, der Vornehmen wie

der Armen, erlangen nur durch Rang und Würde den Titel Efendi (Herr) oder Pascha.

Als Familien-Mitglieder werden auch die Sklaven angesehen; sie werden daher gut behandelt und erlangen nach neunjähriger treuer Dienstzeit ihre Freiheit. Die meisten Sklaven ziehen es aber vor bei einem guten Herren zu bleiben.

Obgleich die Sklavin die Haremfreuden mit der rechtmäßigen Frau theilt, ist sie doch gehalten, diese im Hause und öffentlich zu bedienen, trägt auch nicht den weiten bunten Mantel der Türcinnen, sondern nur ein großes weißes, mehr oder weniger blau gestreiftes Tuch, in welches sie sich vom Kopf bis zu den Füßen einhüllen muß, wobei die Sklavin gezwungen ist, sich diese Hülle vor dem Gesicht festzuhalten; der Schleier, den die türkischen Frauen tragen, fällt sonach bei ihnen von selbst weg. —

Jedenfalls ist das Leben der Sklavinnen erträglicher, als das ihrer Herrinnen, da sie in der Regel gebildeter und geschickter sind als diese; denn um ihren Preis zu stetigern, läßt sie der Sklavenhändler in Musik, Tanz und allerhand Kunstfertigkeiten unterrichten, wodurch sie später sich selbst und ihrer Herrin im Harem die Zeit verkürzen können. Hierzu tritt noch, daß sie leichte Dienste verrichten müssen, welche sie zerstreuen, während die vornehme Türkin gar nichts thut.

Man würde es nicht glauben, daß sich die Mädchen in Georgien und Circassien danach sehnen, in den Harem eines vornehmen Türken zu kommen, und doch ist dem so. Es fehlt diesen nie an den gepriesenen

Schönheiten, und doch würde es so sein, wenn nicht die Eltern selbst ihre Töchter als Sklavinnen verkauften, um sie an den Mann zu bringen und selbst dabei zu profitiren, denn im Innern von Asien würde sich hierzu selten Gelegenheit zeigen.

Endlich muß ich noch erwähnen, daß es ein großer Irrthum ist, wenn man Serail und Harem für Ein und und Dasselbe hält, wie man ziemlich allgemein glaubt. Serai heißt jeder Palast und das Eski-Serai diente früher zur Aufnahme der Frauen verstorbener Sultane, während der Harem das Gemach ist, in welchem sich die Frauen jedes Türken aufhalten.

Jetzt, wo Christen Türkinnen heirathen dürfen, werden Letztere wohl den ersten Schritt thun müssen, um sich lebenswürdig zu machen. Ihre Emancipation wird mit schnellen Schritten vorschreiten, denn die Zeiten sind vorüber, wo sogar den europäischen Kaufleuten in Pera verboten war, schöne Gehülfen im Laden zu beschäftigen, um die für männliche Schönheit empfänglichen Türkinnen vor jeder Verirrung zu bewahren.

## Bierzehntes Kapitel.

### Bildung und Intelligenz der Türken.

Es dürfte schwer halten für die Bildungsstufe und Intelligenz der Türken einen Maßstab zu finden, besonders weil der Europäer, der nicht ganz mit der Landessprache vertraut ist, seine Prüfung nicht unmittelbar selbst an geeigneten Orten anstellen kann, sondern sich eines oft sehr unwissenden Dolmetschers bedienen muß, der schlaugenug seine eigene Unwissenheit hinter seinen Erklärungen zu verbergen sucht, was ihm bei der Verschiedenheit der Sprachen nicht schwer fallen kann. Das Urtheil würde daher sehr einseitig ausfallen; man kann aber als Grundsatz annehmen, daß die Türken im Allgemeinen auf einer sehr niedrigen Stufe der Bildung stehen.

Bei den Türken ist Alles Tschock peki, d. h. sehr gut; sie sind von ihren Leistungen zu eingenommen, von ihrer Vollkommenheit zu überzeugt, um sich belehren zu lassen; bei der großen Unvollkommenheit und Geschmacklosigkeit ihrer Werke der Kunst und Wissenschaften, erlangen wir jedoch die Ueberzeugung, daß nichts von Allem so ist, als sie es uns glauben machen wollen.

Die meisten Türken haben nie eine Schule besucht, und selbst unter den Vornehmen giebt es viele, die weder lesen noch schreiben können. Sie mögen sich vielleicht mit den Armeniern und Griechen trösten, die wenigstens eben so unwissend sind als sie.

Die türkische Sprache ist rauh und volltönend; man hört sie gern, wenn man einen Türken erst zum Sprechen zu bewegen vermochte. Die Alles übersteigende Schweigsamkeit dieser Leute findet eine große Entschuldigung in der Wortarmuth der türkischen Sprache. Sie bietet dem ungebildeten Türken nicht die Fülle und Mannigfaltigkeit zum Ausdruck, wie andere Sprachen, und deshalb mögen auch die Zeichen- und Blumen-Sprache unter den Türken so große Ausbildung erlangt haben.

Hat sich der Europäer nur einen Borrath von Vocabeln angeeignet, so kann er sich jedem Türken verständlich machen, wenn er seine erlernten Wörter passend, obschon ungrammatisch, aneinander reiht; denn anders macht es der ungebildete Türke auch nicht. Die feinere Sprache ist mit vielen arabischen und persischen Wörtern vermischt und ist es daher schon um deshalb schwierig, die so vermischte Sprache grammatisch zu erlernen.

So schwierig als die Sprache ist auch die Schrift. Die Türken bedienen sich arabischer Buchstaben, die von rechts nach links geschrieben und gelesen werden; aber was der Kaufmann geschrieben hat, kann noch nicht der Gelehrte, Beamte u. s. w. oder umgekehrt, lesen, denn diese bedienen sich unter einander wieder abweichender Schriftzeichen, und nur selten kann ein Türke sagen, er könne jedes Geschriebene lesen; vorausgesetzt, daß die

Schrift in kalligraphischer Hinsicht nichts zu wünschen übrig läßt, denn ich kannte Herren im gebildeten Europa genug, die oft ihre eigene Handschrift nicht mehr lesen konnten.

Die Schwierigkeit der Sprache und Schrift mag ein großes Hinderniß für die größere Schulbildung der Türken sein, der eigentliche Grund liegt aber in dem blinden Glauben an das Fatum, der es ihnen für überflüssig erscheinen läßt, sich den Kopf zu zerbrechen und mit Kenntnissen zu bereichern.

Die türkische Herrschaft erlangte ihre höchste Macht zu einer Zeit, als noch ziemliche Finsterniß über allen Theilen Europas ruhte; sie war gefürchtet und stand in Ansehen, denn damals galt das Recht der Stärkeren. Die Türken wissen aus Traditionen und aus eigener Erfahrung, da sie die Beispiele noch jetzt vor Augen haben, daß einzelne ihrer Landsleute, die auch ohne alle Bildung waren, sich aus dem Staube zu den höchsten Stufen der Macht emporgeschwungen haben; warum sollte es ihnen nicht auch möglich sein, wenn sie vom Schicksal dazu ausersehen sind?

Heut gilt nun das Recht des Stärkern nicht mehr, die Macht der Türken ist verschwunden und sie könnte sich von ihrer jezigen Schwäche nur durch Aufklärung erstarcken. Das ist aber unmöglich, denn Aufklärung würde die mohamedanische Religion, die nur in Finsterniß wandelt, untergraben. Die Türken wollen aber bei ihrer Religion beharren und deshalb die Abneigung vor jeder Aufklärung, deshalb die schlechte Beschaffenheit der Schulen.

Die meisten Schulen in Constantinopel gehören als milde Stiftungen zu Moscheen. Elementarschulen heißen *Mekteb*, höhere Lehranstalten oder Kollegien *Medresen*, und ist der Unterricht an denselben frei. Außerdem giebt es aber noch Akademien für diejenigen Türken, welche sich dem Gelehrten- oder höheren Beamtenstande widmen wollen.

Der erste Unterricht ist für den Schüler und seine Angehörigen ein Fest. Unter Gesang der älteren Schüler, d. h. unter Herschreien von Stellen aus dem Koran, wird der Fuchs, festlich geschmückt, in die Schule getragen oder er reitet dahin auf einem eben so aufgeputzten Esel, den sein Papa führt; hinterdrein folgt der Lehrer mit den übrigen Schülern und deren Eltern, die dann alle mit Reis bewirthet werden müssen, wozu arme Eltern von reichen Leuten unterstützt werden. Reiche Türken lassen ihre Kinder zu Hause unterrichten. Den Unterricht der Prinzen beginnt der *Mufti* mit den ersten fünf Buchstaben des Alphabets, unter großen Feierlichkeiten und wird hierzu in der *Aja Sophia* vorher vom *Scheich* ein Gebet verrichtet.

Daß alle Prinzen ein Gewerbe oder eine Kunst lernen müssen, um sie für alle Wechselfälle des Lebens mit der nöthigen Geschicklichkeit zum Broderwerb auszurüsten, ist bekannt; es hat aber noch Keiner seine Zuflucht zu dem Erlernen nehmen dürfen.

In der Schule sitzt der Lehrer mitten im Zimmer auf der Erde und seine Zöglinge kauern im Kreise um ihn herum. Auf ihren Knien halten sie das pergamentähnliche, dicke und glatte Papier, auf welches sie ihre

Buchstaben mit dem Kalem, d. h. einer Rohrfeder, malen. Einer Schiefertafel bedarf es nicht, da das nicht schön genug oder fehlerhaft Geschriebene vom Papier abgelezt wird, ohne Spuren zu hinterlassen. Da die türkischen Bücher nicht bloß schwarz, sondern oft auch roth und schwarz, sogar bunt und mit Goldbuchstaben, dabei nicht etwa immer in geraden Linien, sondern wellenförmig, im Zickzack und selbst in Baumform u. s. w. gedruckt sind, so dürfte das die Lernenden gar sehr von der nöthigen Aufmerksamkeit beim Lernen ablenken. Beim Vorübergehen an einer Schule wird man von dem Geschrei in derselben betäubt, da die Schüler im Chor laut lesen oder Antwort geben.

An den höhern Lehranstalten werden alle physikalischen Wissenschaften getrieben, aber auch nur unvollkommen und ohne Zweck; trotz der nautischen Schule werden die Schiffe auswärts erbaut, trotz des Studiums der Hydraulik alle Wasserwerke von Armentern ausgeführt. Von der Gründlichkeit, mit welcher Geographie betrieben wird, erhält man einen Begriff, wenn man vornehme Türken von Frankistan sprechen hört, worunter sie Europa vom Duero bis zur Wolga und vom Aetna bis zum Hekla begreifen. Besonders wird das Studium der Astrologie unter den türkischen Gelehrten noch gepflegt.

In neueren Zeiten werden junge Leute auf Staatskosten nach verschiedenen Hauptstädten Europa's gesandt, um dort europäische Bildung zu lernen. Dies genügt aber noch lange nicht, um allgemeinere Bildung unter dem Volke herbeizuführen. Kehren diese Herrchen zurück,

so können sie doch nicht vereint und kräftig wirken; sie befeinden sich vielmehr unter einander, weil an den verschiedenen Hochschulen andere Lehrer lehrten und Jeder von ihnen die seinen für die besten hält. Gewöhnlich geht das von Einzelnen Erlernte wieder fruchtlos verloren. —

Unter den Ulema's oder türkischen Gelehrten versteht man eigentlich nur die Theologen und Juristen. Theologie und Jurisprudenz sind nach dem Koran zusammen vereinigt. Das gemeinschaftliche Oberhaupt der Ulema's ist der Mufti. Molla's sind die Oberrichter in den Provinzen und Kadı ist ein Unterrichter oder Richter erster Instanz. In Constantinopel allein sind vier Mollas angestellt, von denen Einer in der innern Stadt, der Zweite in Ejub, der dritte in Galata und der Vierte in Skutari seinen Sitz hat.

Die Justiz wird streng gehandhabt, still und ohne Aufsehen. Früher wurden Verbrecher an dem Orte des begangenen Verbrechens hingerichtet und blieb hier der Körper zum abschreckenden Beispiele tagelang liegen. Da bei solchen Hinrichtungen aber oft Personen unfreiwillig Zuschauer waren, für welche diese Scenen nachtheilige Folgen hatten, so ist diese Sitte auf Antrag der Gesandten auswärtiger Mächte abgeschafft worden und werden jetzt die Hinrichtungen auf dem dazu bestimmten Fischmarkte vollzogen. Im Allgemeinen sind Todesstrafen jetzt selten, da der Sultan ein Feind von Hinrichtungen ist. Die Todesstrafe ist für die Nation, zu welcher der Verbrecher gehört oder für die Art des Verbrechens verschieden. Den Türken und Christen wird der Kopf ab-

geschnitten, Juden werden gehangen, Falschmünzer zu Tode geprügelt u. s. w. Die Todesstrafe ist übrigens nicht entehrend; die Türken halten sie nur für Zufall, und man trifft auf den Begräbnißplätzen oft Grabsteine mit eingehauenen Figuren, welche die gewaltsame Todesart des Verstorbenen außer Zweifel stellen.

Auch die Gottesverehrung der Moslemen ist still und ohne Pomp. Die Andachtsübungen der Derwische, welche in Geheul, Gesang oder Tanz bestehen, sind von dem Orden abhängig, dem sie angehören, und können für den Religionskultus der Laien nicht maßgebend sein. Imams sind Vorbeter, Muezims Gebetausrufer und Scheiche sind die Prediger an den zwölf Hauptmoscheen in Constantinopel; letztere rangiren an diesen in bestimmter Reihenfolge, in welcher der Scheich der Aja Sophia den ersten Rang einnimmt.

Die Einkünfte der Moscheen sind sehr bedeutend, da sie gleichsam die Depositorien und Rentenbanken der Türken bilden, die unabhängig vom Staate sind und nicht konfiscirt werden können. Sie stehen fest im Schutze der Heiligkeit. Die Türken treten oft ihr Eigenthum an die Moscheen ab, wofür sie lebenslängliche Renten für sich, nach Umständen auch noch die Nachkommen, beziehen, bis das Eigenthum an die Moschee fällt. Dergleichen Abtretungen des Eigenthums nennt man Wakuf. Außerdem leihen die Moscheen Gelder auf Hypotheken aus, verpachten Grundstücke und von den dadurch gewonnenen Revenüen, werden die Kosten zur Unterhaltung der Geistlichkeit und der milden Stiftungen bestritten, welche zur Moschee gehören.

Ärzte hat die Türkei von jeher nicht gehabt. Die Leibärzte der Sultane waren meist Christen oder doch Renegaten; das Volk hat auch jetzt noch nur Quacksalber, Magnetisirende und Zauberer, und zu was bedarf es sonst der Ärzte, wenn es hartnäckig zu sterben bereit ist, weil es Gott will, ohne zu fragen: ob sie durch Anwendung erlaubter und zweckentsprechender Mittel manche Widerwärtigkeit vermeiden können? Die meisten der in Europa verbreiteten jungen Türken studiren eben nur Medizin, da türkische Jurisprudenz und Theologie nur in der Heimath studirt werden kann. Die gesuchtesten Ärzte in Constantinopel werden aber immer Franken sein.

Die Türken berufen sich gern auf die Gelehrsamkeit, die in alten arabischen Büchern verborgen ist; die wenigsten können diese Bücher lesen und noch geringere sie verstehen. Die türkische Literatur ist wenig bekannt, da Bücher überhaupt wenig gedruckt werden und unverhältnißmäßig theuer sind. Nur einer bestimmten Zahl von Kaufleuten ist der Handel mit Büchern gestattet, die sie im Bazar feilbieten. Bessere Bücher sind meist nur in Privatbibliotheken zu finden, die unter dem Schutze der Klerisei stehen. Öffentliche Bibliotheken existiren in Constantinopel einige 30, von denen die in Ejub am bedeutendsten ist. Der größte Reichthum der Bibliotheken besteht aus Manuscripten.

Die erste Buchdruckerei wurde in Constantinopel 1727 errichtet; jetzt existiren in der Stadt vier kaiserliche Druckereien, außer den in Pera und Galata von Christen etablirten. Seit 1831 besitzt Constantinopel

auch eine türkische Zeitung, welche Sultan Mahmud II. zum großen Verdruß der Ulema ins Leben rief.

Die türkische Literatur selbst ist arm an Schriftstellern aller Art. Es glänzen darunter nur wenige berühmte Geschichtschreiber und Dichter. Proben aus den Werken türkischer Dichter hat uns Friedrich Rückert genug geliefert, um den Geist, der diese Dichtungen durchweht, kennen zu lernen.

In der Poesie wie in prosaischen Schriften herrscht eine schwülstige, bilderreiche Sprache, die mit ihrer übertriebenen Weitschweifigkeit und Prahlerei schnell ermüdet. Dieser Wortschwall ist auch in das Alltagsleben übergegangen, denn gewiß nirgends findet man so viele Redebäumen, pomphaste Namen und Titel, als in der Türkei; alle Inschriften auf Grabsteinen und zu wohlthätigen Zwecken errichteten Gebäude tragen dasselbe Gepräge. So ermüden auch die öffentlichen Erzähler, welche meist Märchen und Culenspiegelstreiche vortragen, das Ohr des Europäers durch schwülstige Beschreibungen, wozu der weinerliche Ton, in welchem sie vorgetragen werden, viel beiträgt.

Es giebt wohl keine Nation in Europa, unter welcher die Musik so vernachlässigt wird, als unter den Türken, selbst in Constantinopel, wo doch Gelegenheit vorhanden ist, Besseres kennen zu lernen. Außer dem schrecklichen Gebell der Hunde auf allen Straßen, dem ohrenbeleidigenden Geräusch des Dudelsacks, welchen tanzende Bulgaren zur Verzweiflung der Vorübergehenden zwischen den Armen quetschen und dem Gequitsche der griechischen Geigen und Cymbale in Kaffeehäusern, wird

man schwerlich einen musikalischen Ton hören, von Akkorden gar nicht zu reden.

Allenthalben trifft man vor den Häusern türkische Dichter und Bettler an, welche, in widerlich melancholischen Melodien, den darin wohnenden Schönen ein Lied, vielleicht ein sentimentales Ständchen, vorheulen, entweder von gar keinem Instrumente oder von einem Tamburin begleitet, welches sie bei Erschöpfung der Stimme oder um ihre Gedanken zu sammeln, rühren. Ein solcher Gesang ist unsern Recitativen vergleichbar. Die Türken halten es übrigens für entehrend, sich öffentlich hören zu lassen, und müssen demnach die irrenden Sänger und öffentlichen Erzähler für ehrlos gelten, und doch hört der müßige Türke ihnen stundenlang zu.

Auch die Instrumental-Musik der Türken ist ohne Harmonie und Melodie und die Musikstücke meist in Molltonarten. Noten kennen sie nicht; sie spielen entweder uralte Nationalmelodien oder improvisiren eine Melodie, die dann allerdings gar keinen Ausdruck hat, sondern ein taktloses, vom Zufall zusammengestelltes Quodlibet bildet. Aus der Zusammenstellung der hierbei gebräuchlichen Instrumente: Dudelsack, Derwischflöten, Tamburin, Schalmeyen, einer Laute und den dreiseitigen Geigen ohne Resonanzboden, kann man sich einen ungefähren Begriff von der Wirkung eines türkischen Concerts machen. Ist habe ich gewünscht, das seltsame Tönegewirr einer spielenden türkischen Musikerbande einfrieren lassen zu können, um es in einer Schachtel verpackt, in einem europäischen Concertsaale (wie weiland Münchhausens Posthorn) wieder aufthauen zu lassen.

Auf derselben niedern Stufe steht bei den Türken die Malerei, und wohl meist deshalb, weil ihnen der Koran verbietet, Gestalten von Menschen abzubilden. Obgleich nun noch genug Gegenstände zur bildlichen Darstellung übrig bleiben, so wird doch diese Kunst gar nicht geübt und die wenigen Bilder, die man, als von Türken gemalt, zu sehen bekommt, zeugen deutlich von ihrer Geschmacklosigkeit. Lebende Gegenstände sind darauf durchweg plump und verzerrt, Ansichten lebloser Gegenstände ohne alle Perspektive. Vorzugsweise malen die Türken gern Schiffe, an welchen sie nicht die kleinsten Details übergehen und dennoch ist die Ausführung steif und ungeschmackvoll. Ihre Farbenzusammenstellungen sind äußerst grell, wie schon die buntbemalten Fontainen und Wohngebäude beweisen.

Von Türken gemalte Bilder findet man nur bei den Schreibmaterialien-Händlern; namentlich bemerkt man darunter Ansichten der heiligen Städte Mekka und Medina, doch werden solche an Christen nicht verkauft.

Constantinopel ist daher wohl die einzige Hauptstadt in Europa, wo der Fremde keine Gemälde-Gallerie oder ein anderes Museum der Künste findet; er muß also mit den wenigen Denkmälern der Baukunst vorlieb nehmen und sich diese selbst erst mühsam aussuchen.

Geschmacklos zeigen sich die Türken aber auch in ihrer Baukunst. Sie gefallen sich in Ausführung bizarrer Formen und schwerlich dürfte man anderwärts den architektonischen Unsinn so weit getrieben finden, als in Constantinopel, wo an den bedeutendsten Gebäuden Säulen, Fenster, Zierrathen u. s. w. nur an die Wand gemalt

sind, um von fern zu glänzen und zu täuschen. Die Stadt hat nur wenig Denkmäler türkischer Baukunst aufzuweisen und die hervorragenden Gebäude neuerer und neuester Zeit sind von Armeniern und fränkischen Baumeistern ausgeführt.

Tanz wird von den Türken gar nicht geübt, da die betäubenden Walzer der Derwische von Laien nicht profanirt werden; obgleich jener Tanz, von Derwischen ausgeführt, sich recht gut ausnimmt, so würden die plumpen und trägen Türken doch in der That eine lächerliche Figur spielen, wenn sie zu solchen Sarabanden gezwungen werden könnten.

Aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, daß die Türken zu Künstlern nicht geboren sind. Trotzdem fehlt es ihnen nicht an Fähigkeit zur Erlernung und Ausführung mechanischer Kunstfertigkeiten aller Art. Man sehe sich nur die mühsame und äußerst sorgfältige Arbeit der Tuchstopfer oder die Stickerien der Frauen an. Diese sticken die kostbarsten Shawls stückweise, und jene stopfen die einzelnen Stücke so geschickt zusammen, daß man durchaus nicht bemerken kann, daß der prächtige Shawl nicht aus einem Ganzen besteht.

Ueber Industrie, Handel und Militär-Verhältnisse habe ich in den folgenden Kapiteln meine Bemerkungen mitgetheilt und will es nun versuchen, die Türken als Staatsmänner zu schildern, denn zu Etwas müssen sie denn doch wohl taugen.

Wenn die Geschichte der Osmanen einzelner großer Staatsmänner erwähnt, so kann man sicher sein, daß die Gefeierten Renegaten waren, welche die Macht des

türkischen Reiches auf Unkosten ihrer ehemaligen Stamm und Religions-Verwandten befestigten. Hierhin gehört vor Allen der ungarische Renegat Mohamed Sokolli, welcher die Türkei durch 14 Jahre, unter drei Sultanen, fast unumschränkt regierte und zum höchsten Glanze erhob; ihm stehen die drei Köprülü's würdig zur Seite.

Die Beförderung zu Staatsämtern war früher in der Türkei sehr leicht; sie basirte sich nur auf Gunst und Bestechungen und ist es kein Wunder, wenn deshalb selten ein befähigter Mann zu einem Amte gelangte. Die meisten Beamten wurden dann wiederum eben so schnell abgesetzt, und Militair- und Civilstellen beständig mit einander gewechselt, was noch heutigen Tages der Fall ist. Natürlich wird in keiner Branche etwas Bedeutendes geleistet; das einzige Trachten der Beamten geht darauf hinaus, sich in ihrer Stellung so lange wie möglich zu behaupten und zu bereichern und letzteres fällt bei der mangelhaften Beaufsichtigung eben nicht schwer.

Viele der heutigen Würdenträger des türkischen Reichs waren Sklaven oder Kreaturen von Großen. Alle suchen sich einen möglichst bedeutenden Anhang zu verschaffen, indem sie Männer um sich versammeln, welche ihnen Aemter und Würden zu verdanken haben. Es sind dies meist Sklaven, denen ihr Herr Treue und Anhänglichkeit für seine Person zutraut, denen er die Freiheit schenkt und sie demnächst im Staatsdienst avanciren läßt, wodurch er sie bei dem, dem Türken angeboren, Gefühl der Dankbarkeit an sich fettet. Es bleibt sich dabei gleich, ob der so fast willenlos puffirte

ehemalige Sklave die Fähigkeit zur Verwaltung seines Amtes besitzt oder nicht. Der Verstand dazu kommt über Nacht und ein natürlicher, grader Verstand ist allerdings den Türken eigen, wie man aus ihren oft witzigen und immer treffenden Bemerkungen wahrnehmen kann. Sie sprechen lieber gar nicht, ehe sie Dummheiten sagen.

Ein größerer Nebelstand, als die Anstellung so unfähiger Köpfe, ist gewiß der häufige Wechsel der Staatsdiener in ihren Aemtern. Raum hat sich der Beamte in seiner Sphäre orientirt und beginnt seine Stellung einzusehen, so wird er plötzlich in einen ganz andern Wirkungskreis versetzt, worin er seine Selbststudien von Neuem beginnen muß. Dieser Wechsel in den hohen Staatsämtern findet fast jährlich statt und das Reich muß natürlich darunter leiden, da jeder Neuantretende mit kostspieligen Neuerungen seine Verwaltung beginnt.

Ein solcher Neuerer ist Meschid Pascha, der es mit der Volksaufklärung gut meint, aber dabei bedeutende Mißgriffe macht, indem er in allen Verwaltungszweigen französische Institutionen einführen will, die für die Türkei, welche aus so vielerlei Nationalitäten zusammengesetzt ist, nicht passen. Ihm steht Nisa Pascha, als geschworener Feind aller Neuerungen, schroff entgegen, und liegen sich diese beiden Herren deshalb beständig in den Haaren.

Alle diese Staatsbeamten hängen nun von der Laune eines schwachen Regenten ab, der eben so unfähig zur Regierung ist, als jene zur Bekleidung eines Amtes. Der Sultan ist im Harem erzogen und aufgewachsen,

verweicht, hat seit seinem Regierungs-Antritt noch keine Thatkraft bewiesen und nie versucht, selbstständig aufzutreten. Er ist ein willenloses Werkzeug anderer Machthaber und scheint froh zu sein, wenn man ihm die Sorge der Regierung vom Haupte nimmt. Wie wenig der Sultan seinem Willen Geltung zu verschaffen weiß, geht aus dem geringfügigen Umstande hervor, daß seine Geschenke, mit welchen er einzelne Personen beglücken will, fast in Nichts zusammenschmelzen, ehe sie in die Hände des Begünstigten gelangen. Er schenkte z. B. dem H. v. K. ein schönes Pferd; dies war wenigstens seine Absicht; da er es aber nicht selbst übergab, so tauschte der Großvesir dasselbe gegen ein geringeres aus, welches er wieder einem andern Unterbeamten zur Beförderung übergab. Dieser machte es eben so u. s. f. bis das Pferd aus dem kaiserlichen Marstalle, ehe es bis an den Empfänger gelangte, zum gewöhnlichsten Klepper herabgesunken war.

So lange der Sultan seinen Harem gefüllt und die strenge Etikette am Hofe und unter den Staatsbeamten bei allen feierlichen Gelegenheiten beobachtet sehen, es ihm an Hofzweenen und Schatz füllenden Gouverneuren nicht fehlen wird, so lange wird er auch seine Rolle als Herrscher durchführen und als bescheidener Fürstern glänzen. Dabei wird aber das erschöpfte Land von den Gouverneuren der Provinzen und meistbietenden armenischen Banquiers vollends ausgefogen werden; das verarmte Volk, welches ohnehin fast gar nicht mehr für seinen Nutzen arbeitet, wird die Lust verlieren, selbst das Nothwendigste hervorzubringen, und wird sich gern jedem

Eroberer in die Arme werfen; denn wo politische Selbstständigkeit fehlt, ist Kultur und Wohlstand nicht zu erwarten.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Türken in Summa zu Sklaven geboren sind, die nur gehorchen wollen, wo Jemand befiehlt. Unter ihrer Herrschaft würde jedes Land zu Grunde gehen, denn die von der Natur so gesegnete Türkei liefert hierzu den Beweis, und es ließe sich aus statistischen Beobachtungen ziemlich genau berechnen, wenn das sich allein überlassene Reich sich selbst verzehren und die türkische Nation in Europa aussterben kann.

---

## Fünftehntes Kapitel.

### Industrie und Handel und die Bazare in Constantinopel.

Es ist zu bedauern, daß ein für den Handel so günstig gelegenes und mit Produkten aller Art so reich gesegnetes Land, wie die Türkei, sich im Besitz einer so trägen Nation befindet, als die Türken sind, von denen man mit Recht sagen kann: sie säen nicht, sie erndten nicht und der himmlische Vater ernährt sie doch!

Reist man über Belgrad, Bukarest und Adrianopel zu Lande nach der türkischen Hauptstadt, so muß man erstaunen, auf Hunderten von Meilen nur so spärlichen Anbau zu treffen; denn außer Mais und Taback findet man nichts, was eigentlich angepflanzt wird, während Melonen auf dem vertrocknetsten Boden üppig gedeihen und Wein und herrliche Südfrucht bäume auf Feldern und in Wäldern fast wild wachsen.

Auf seinen Mais- und Reisfeldern läßt der Türke bei der Erndte so viel stehen, als zur Saat für das nächste Jahr etwa erforderlich ist, und der gefällige Wind zerstreut die Körner der stehen gebliebenen Halme um den Türken das Säen zu erleichtern oder vielmehr überflüssig zu machen, denn diese kommen der Natur

nur wenig zu Hülfe. Auch zur Erndte der, im Ueberfluß vorhandenen, Früchte ist der Türke zu faul, und ein großes Kapital geht dem Lande durch nicht eingesammelte Früchte verloren, welche in den Wäldern liegen bleiben und verfaulen. In den Wäldern bei Belgrad, auf der europäischen Seite des Bosporus, gehen Tausende von Centnern der trefflichsten Kastanien, Nüsse, Feigen u. s. w. zu Grunde, da sie nicht einmal zur Mast für das Vieh gesammelt werden.

Allerdings wird in der Türkei auch für die Viehzucht nichts gethan, denn außer den großen Hammelheerden in den einzelnen Metereien und denen, welche aus der Moldau und Wallachei nach Constantinopel getrieben werden und in den großen Steppen hinlängliche Nahrung finden, bedarf der genügsame Türke, dem das Schweinefleisch durch den Koran verboten ist, zu seiner Nahrung kein Vieh und für andere Leute wird er sich niemals plagen.

Bei der großen Entvölkerung des Landes ist es auch nicht möglich, den Boden genügend zu kultiviren und seine Ertragsfähigkeit auszubeuten; es ist aber zu bedauern, daß deutsche Landleute nicht lieber nach der Türkei, statt nach Amerika auswandern. In der Türkei können sie für einen geringen Betrag ein bedeutendes Grundeigenthum erwerben und dürfen, bei ihrer Arbeitsamkeit, einer gewissen Existenz sicher sein, während sie in Amerika dem Glende entgegen gehen.

Die günstige Lage Constantinopels würde diese Stadt noch einmal zur Weltherrscherin erheben, wenn sie in die Hände einer intelligenten Nation fiel; aber trotz der,

für den Handel so günstigen Lage, werden die vorhandenen Mittel von den Türken nicht benutzt und der Haupt-handel ruht in den Händen fremder Nationen, die aber durch die Insolvenz der Regierung vielfach gebunden sind. Die Kommunikation mit fremden Ländern, mehr noch mit den Provinzen der Türkei, ist in der jetzigen Gestalt für den Handel sehr hemmend, namentlich im Winter, wo die bodenlosen Wege gar nicht zu befahren sind, der Verkehr durch Karawanen aber zu beschwerlich und zeit-raubend ist.

Die Türken jagen nicht nach raffinirten Genüssen; sie lieben nur Ruhe, Bequemlichkeit, Neppigkeit und Pracht, letztere ist aber stets mit Schmutz verbunden; es ist daher erklärlich, daß bei einem solchen Volke die Industrie von einem andern Standpunkte betrachtet werden muß, als bei uns. Mit Rücksicht auf den Lebensgenuß der Orientalen, stehen einzelne Industriezweige auf einer hohen Stufe der Ausbildung. Conditoren, Weber, Färber, Waffenschmiede und auch Töpfer, stehen über den unsrigen, da namentlich diese für den Gaumen und den Luxus der Türken sorgen, wogegen alle übrigen Handwerke ohne alle Bedeutung sind, und meist den Franken überlassen bleiben.

Die türkischen Handwerker sind unerträglich. Man muß die nothwendigen Sachen erst bei ihnen bestellen, wozu die umständlichste Beschreibung erforderlich ist; man muß ihnen den halben Werth der Arbeit voraus bezahlen, dann eine Ewigkeit darauf warten und kann endlich sicher sein, die Sachen nie genau so zu erhalten, als man sie bestellt hatte, wenn sie nicht ganz unbrauch-

bar sind, wodurch man wenigstens das gezahlte Angeld verliert, zu dessen Ersatz sich diese Leute nie verstehen.

Nach Zeichnungen können sie gar nicht arbeiten, das liegt außer dem Bereich ihrer beschränkten Begriffe. Schuhmacher und Schneider arbeiten nicht nach dem Maße und den Verhältnissen der Personen, sondern nach Schablonen, so daß die Bekleidung nie genau auf dem Körper paßt. Das Schuhwerk ist widerlich plump und die Sohlen entweder einen Zoll dick oder dünn wie Papier.

Dagegen besitzen andere Handwerker eine bewundernswürdige Geschicklichkeit, um so mehr, als sie dazu nur die einfachsten Werkzeuge anwenden. Dahin gehören besonders die Verfertiger der Bernsteinspitzen, welche sich zur Bearbeitung dieser spröden Masse nur eines gewöhnlichen Meißels bedienen, was ihnen abendländische Fabrikanten nie genügend nachmachen konnten, obgleich der rohe Bernstein von den Küsten der Ostsee hingebracht wird. Der Meerschäum, der in der Türkei gegraben wird, wird dagegen nach dem Abendlande versandt, da die Türken ihren Thon und die daraus gefertigten Pfeifenköpfe vorziehen.

Die Innung der Töpfer ist in Constantinopel eine der bedeutendsten, nicht etwa wegen den, in Menge fabricirten Pfeifenköpfen, sondern wegen der Anfertigung und dem großen Bedarf an tonnenähnlichen Töpfen, die zur Aufbewahrung des Trinkwassers dienen, und der Kohlenbecken (Mangals), welche, in Ermangelung von Defen, zur Erwärmung der Zimmer gebraucht werden. Diese Gegenstände sind plump gearbeitet; die Güte des

Materials und ihre Dauerhaftigkeit sind die Hauptsache. Dagegen werden Pfeifenköpfe und Blumenvasen von den türkischen Töpfern, auf freier Straße und auf einfachen Drehscheiben, bis zur höchsten Eleganz hergestellt.

Die Lulas oder Pfeifenköpfe werden über hölzernen Formen gepreßt, an der Luft getrocknet und demnächst durch Hitze im Ofen polirt; die geringeren Sorten sind nur gefärbt, und kostet ein solcher Kopf 3 Pfennige, während die besseren Köpfe, oft reich verziert und vergoldet, fünf bis zwanzig Piaster kosten.

Einzelne türkische Backwaaren und das Confect würden jeder europäischen Tafel Ehre machen. Zuckerwerk (Schekerlama) wird in der Türkei sehr viel genossen; bei jeder festlichen Gelegenheit und zu den Vergnügungspartien ins Freie, werden große Quantitäten verbraucht, weshalb denn auch für die größte Abwechslung und Güte desselben gesorgt ist. An den Buden der Conditoren findet man mitunter die Inschrift: „Die Gläubigen sind süß, die Ungläubigen aber sauer“, und läßt sich damit die Vorliebe der Türken für süße Sachen begründen.

Die Doka, 2 1/2 Pfund preuß., der besten Confituren kostet etwa 20 Silbergroschen. Das bemerkenswerthe Zuckerwerk ist Rakhatlakum, eine teigartige Substanz, aus Weintrauben, Honig, Zucker, Rosenwasser und Mehl bestehend. Es wird in kleinen Kugeln auf Schnüre gezogen, und in einem Glase Wasser aufgelöst, welches Getränk dann äußerst erquickend ist. Auch rother und weißer Rosenzucker und Bonbons sind vorzüglich.

Von Backwaaren sind besonders das Muhalibi und Halwa beachtenswerth. Ersteres ist ein Teig von Reismehl, süßen Mandeln und Rosenwasser. Es wird von herumziehenden Leuten auf den Straßen verkauft, welche mit dem Geschrei: „Muhalibidschi! Bidschi! Dschi! und allerhand Lockworten, die Käufer einladen.

Halwa ist eine feste, zähe Masse aus Honig, Nüssen, Mohnöl und Reismehl, in Form großer Brodte, die aber den Zähnen sehr nachtheilig ist, weil man sich diese mit der lockenden Süßigkeit unwillkürlich verkitten kann.

Boghadscha sind fette Kuchen, die mit Zwiebeln, Käse oder Fleisch gefüllt sind. Das gewöhnlichste Nahrungsmittel, Brod, ist schlecht und macht den türkischen Bäckern keine Ehre.

Die Türken sind von Natur faul, daher widmen sich auch nur wenige dem Handwerkerstande, worin sie beständig arbeiten müssen; dagegen hat jeder vornehme Türke ein Handwerk gelernt, um möglicherweise den Launen eines widrigen Schicksals zu begegnen und vor Nahrungsforgen geschützt zu sein.

Die niedere Volksklasse zieht es vor, ihr Leben als Last- und Wasserträger oder Fischer und Schiffer zu beschließen, da sie als solche täglich zwar einige Stunden angestrengt arbeiten, dafür aber desto längere Zeit wieder ruhen und sich pflegen können. Der Handelsstand sagt ihrer Bequemlichkeit am besten zu, weil sie tage-lang in ihrem Laden sitzen können ohne sich rühren zu dürfen, denn es wird einem türkischen Kaufmanne nie einfallen, die Käufer durch zuvorkommendes Wesen anzulocken.

Sie sind von den unsrigen sehr verschieden. Weit entfernt von der unermüdlischen Dienstfertigkeit europäischer Kaufleute, die den Käufern schon vor dem Laden entgegenkommen, kann man sie nur mit Mühe zur Vorzeigung ihrer Waaren bewegen. Der ärmste Türke wird gewiß eher bedient werden als der vornehmste Franke, welcher vielleicht bedeutende Einkäufe beabsichtigt.

Die türkischen Läden sind übrigens nur offene Buden, wie unsere Marktbuden, nur größer und ist der Fußboden darin in halber Mannshöhe angebracht, da er gleichzeitig als Ladentisch und zum Sitz für den Verkäufer dient. Die ganze Einrichtung gleicht der Bühne eines kleinen Theaters; Ladenschilder oder Auslagelasten kennt man so wenig, als den Namen des Kaufmanns.

Tritt man in einen etwas ansehnlichen Kaufladen, so wird Einem sogleich Pflse und Kaffee gebracht; der Kaufmann beeilt sich nicht seinen Kunden zu bedienen, raucht ruhig fort und erwartet was jener verlangt. Der geduldigste Mensch kann, solchem Phlegma gegenüber, aus der Haut fahren. Hat man dem Kaufmann beigebracht, was man verlangt und entschließt sich dieser seinen Leib zu erheben, so glaube man noch nicht am Ziele zu sein, denn er bringt gewiß zuerst das Schlechteste herbei, was er im Laden hat, und erst wenn man den Laden unverrichteter Sache zu verlassen im Begriff ist, bringt er hervor, was man verlangt. Die Gleichgültigkeit und Verachtung, mit denen sie Christen behandeln, zeigt sich wohl am deutlichsten in den türkischen Bazaren, wo oft hundert Kaufleute nebeneinander dieselbe Waarengattung feilbieten, denn fragt hier ein Franke

nach einer Waare und raucht der Kaufmann eben seinen Schibuck, so wird er sich gewiß nicht derangiren; er giebt keine Antwort, schüttelt allenfalls abwehrend mit dem Kopfe und sieht den Käufer ohne Bedauern zu seinem Nachbar gehen.

Eine sehr zweckmäßige Einrichtung zur Bequemlichkeit des Publikums sind die Bazare, welche auch bei uns eingeführt werden sollten. Es sind dieß unermessliche Gebäude, durchschnitten von einer Menge überwölbter Gassen, in denen man vor Sonnengluth und Regen geschützt umherschlendern kann. Sie bilden eine Stadt von Budenreihen, die regelmäßig so abgetheilt sind, daß man jedes Gewerk und jede Waarengattung in bestimmten Straßen beisammen findet; in einer Straße sind nur Sattler, in einer andern Gold- und Silberarbeiter, in der dritten Parfümeure, genug: Schuster, Schneider, Pfeifenhändler, Kaufleute für Seidenzeuge, indischer, persischer und europäischer Waaren u. s. w. straßenweise bei einander, bei denen man die reichste Auswahl mit der größten Leichtigkeit treffen kann.

Daß die Gewerbetreibenden derselben Zunft im Bazar immer beisammen bleiben müssen, wie sie auch nur bestimmte Stadtheile bewohnen, sollte sie anspornen, sich vor ihren Zunftgenossen durch Güte und sorgfältige Arbeit der Waaren auszuzeichnen, um von ihrer Konkurrenz weniger zu leiden. Ein solcher Wettelfer ist aber nirgends bemerkbar. Niemand versucht Verbesserungen oder Abänderungen der, durch die Gewohnheit vorgeschriebenen und bekannten, Gegenstände.

Das Gewühl in einem solchen Bazar ist ungeheuer

und unsern Jahrmärkten vergleichbar. Neugierige und Käufer drängen sich zu Fuß, zu Roß und in Wagen zwischen den Budenreihen, während in den Gängen noch eine Menge anderer Händler verkehren, welche ihre Waaren auf dem Kopfe tragen, wie z. B. Eis-, Scherbet-, Reissbrot-, Kuchen-Verkäufer, arabische Peitschenhändler und europäische Tabulet-Krämer. Wohin man sieht, möchte man kaufen und macht man ernsthafte Miene dazu, so hat man Schwierigkeiten zu erwarten, weil sich die Franken nie genügend mit den Kaufleuten verständigen können, diese sich aber zur Erlernung einer abendländischen Sprache nie herablassen.

Dieser Uebelstand ruft einen zweiten hervor, den des Gebrauchs von Dolmetschern. Diese zudringlichen Mäkler kann man sich kaum vom Halse schaffen, sie verfolgen den Fremden stundenlang, selbst wenn man ihnen sagt, sie würden für ihre unerbetene Bemühung nichts erhalten; sie lassen sich jedoch nicht abweisen und schleppen den Franken von einem Kaufmann zum andern, von einem Ende des Bazars zum andern, denn die ihnen zufallenden Procente bei einem Einkaufe entschädigen sie dann genug.

Diese Mäkler sind meist Armenier, Griechen und Juden, betrügerisches Volk und stehen im grellen Contrast zu den unzugänglichen türkischen Kaufleuten, mit denen sie gemeinschaftliche Sache machen, um einen Neuling zu rupfen.

Man kann allgemein annehmen, daß der Verkäufer bei seinen Preisen mehr als die Hälfte vorschlägt; es ist auch nichts Seltenes, daß er für denselben Gegenstand

heute so viel und morgen so viel fordert, wie er gerade gelaunt ist oder wie es das augenblickliche Bedürfnis hervorruft. Man kann für die Waaren dreist das Drittheil des geforderten Preises bieten und sicher sein, die Waare, wenn auch erst später, für den dafür gebotenen Betrag zu erhalten. Die Türken sind an dieses Vorschlagen so sehr gewöhnt, daß ein europäischer Kaufmann in Constantinopel bei festen Preisen nichts verkaufen würde, selbst wenn er die ausgezeichnetste Waare hätte. —

Will sich der Reisende aus Constantinopel und seinen Bazaren einige Sachen als Andenken mitnehmen, so wird ihm die Wahl an Ort und Stelle sehr schwer werden. Das erste was seine Aufmerksamkeit fesseln dürfte, sind die Kaschmirshawls in den schönsten Exemplaren, wie man sie in Europa selten trifft, und von denen das Stück 8- bis 1200 Thaler kostet. Shawls, welche bei uns 500 Thaler kosten, findet man in Constantinopel für den halben Preis. Billiger sind die türkischen Teppiche aus Kleinasien, die an Feinheit, Glanz und Farbenreichtum den Kaschmirshawls gleichen. Wem auch diese zu theuer sind, der kaufe Seidenstoffe von Brussa, vorausgesetzt, daß er keine Gelegenheit hat, nach Brussa selbst zu kommen, welches von Constantinopel nur eine Tagereise entfernt ist. Diese Stoffe sind sehr schön und verhältnißmäßig billig; sie eignen sich nicht nur zu geschmackvollen Damenkleidern, sondern auch zu Schlafrocken und Beinkleidern für Herren. Ein elegantes Geschenk für Damen wären auch die Selamis, weiße, höchst pracht- und geschmackvoll

mit Gold und gründurchwirkte Zeuge zu Ballkleidern, von denen eins etwa 120 Thaler kosten würde.

Wenden wir uns von den Stoffen zu weniger kostbaren Gegenständen, so bleibt noch genug des Interessanten zu Einkäufen übrig. Da giebt es Bernsteinspizen, mit und ohne Vergoldung, das Stück bis 60 Thaler; Jasminpfefenröhre mit buntem Reißstroh sehr künstlich umflochten, bis zu 12 Thaler, Kirschholzröhre bis 6 Thaler das Stück; Tabacksbeutel von Sammet, Seide und vom feinsten Merino, in hundert verschiedenen Dessins, mit Seide und Gold reich gestickt, auch ähnliche Futterale für die Pfefenspizen; türkische Spiegel, in Sammet oder Tuch gefaßt, mit Gold und Perlen gestickt und mit Straußfedern besetzt, daher als Fächer zu gebrauchen; desgleichen auf ähnliche Art gestickte Pantoffeln, zuweilen auch mit Juwelen besetzt. Ferner giebt es in Gold, Silber und Seide mit seltener Kunst gestickte Decken von Tuch, Atlas oder Sammt, zu Bett- oder Tischdecken brauchbar, deren unglaubliche verhältnismäßige Wohlfeilheit dadurch erklärt wird, daß es Handarbeiten der, in den Harems sonst müßig sitzenden Weiber sind. Endlich nenne ich noch türkische Hemden aus sehr dünner, durchsichtiger Seide, wie sie zum Harem-Negligee und, beläufig gesagt, auch der Leichtigkeit wegen von den Gondelführern getragen werden.

Der geelnetzte Artikel zu kleinen Andenken sind die Parfümerien, wie man sie in solcher Güte und Auswahl bei uns nirgends antrifft. Hierzu gehören das kostbare Rosen- und Jasminöl, Halsketten und Armbänder von Ambra, welche, auf dem Körper erwärmt, den

lieblichsten Geruch ausströmen und nußgroße Büchsen von Elfenbein, welche aufgeschraubt und mit Moschus und wohlriechenden Ingredienzen gefüllt werden, die dann das Elfenbein durchdringen und je älter desto dufziger werden.

Noch interessanter ist das Treiben im Besestan, einem abgeschlossenen Gebäude mit bedeckten Hallen, welches nur Vormittag geöffnet ist und in welchem sich der Trödelmarkt befindet. Eine größere Sammlung von Curiositäten findet man schwerlich wieder, und hier kann man die größten Seltenheiten, oft Dinge vom höchsten Werth, für ein Spottgeld kaufen, z. B. alte türkische Waffen, Janitscharenmützen, Roßschweife der ehemaligen Besire u. s. w.

Unter den hier, in größter Unordnung, aufgehäuften Sachen, verdienen besonders die Waffen Aufmerksamkeit. Man findet darunter alte Säbel mit vortrefflichen Damascener Klingen, von denen man Cimitare, die unten breiter sind und dann spitz enden, und Handschare unterscheidet, krumme Säbel mit doppelten Schneiden, mit kostbaren Griffen und eben so kostbaren Schelden von Sammet, Seide u. s. w.; Fatagans mit Griffen von Knochen und ohne Stichblatt und mit der Schneide auf der innern Seite. Außerdem giebt es hier lange Dolche mit doppelten Schneiden, wie sie die Tscherkessen tragen, Bogen, Pfeile, Streitärte, Keulen und Pistolen und Karabiner mit den unförmlichsten Schöffern.

Uebrigens dürfen Christen dieses Karitäten-Kabinet nur in Gesellschaft eines Türken besuchen, wenn sie etwas kaufen wollen, um den Handel durch ihn ab-

schließen zu lassen, da sie dabei jedenfalls besser wegkommen als Fremde.

Ein anderer Befestan ist der für Seidenwaaren, in welchem nur Armenter ihre Waaren feil haben, die bedeutend von den türkischen Kaufleuten abstechen. Sie kommen den Käufern gefällig entgegen, rufen jeden Vorübergehenden italienisch an, sind aber wahre Gauner, die auf jede Art prellen, während die Türken nie betrügen. Ihre Waaren liegen frei auf Tischen und an der Hinterwand, wie in unseren Jahrmaktbuden, auf Brettern.

Die Befestans sind überwölbte Gebäude, die durch Fenster erleuchtet, und deren Kuppeldächer von Säulen unterstützt werden. An den vier Seiten im Innern läuft eine doppelte Reihe von Buden, die von vier andern Budenreihen, in der Richtung der vier Thore, durchkreuzt werden. Sie sind nur an bestimmten Tagen und Stunden geöffnet.

Sehenswerth ist im Bazar noch der Pelzmarkt, in der Nähe des Sklavenmarktes, da mit dem Pelzwerk in der Türkei ein großer Luxus getrieben wird. Früher wurden von den Sultanen die Pelze als Ehrenzeichen an die türkischen Großen verschenkt und jede Charge hatte ihr vorgeschriebenes Pelzwerk. Jetzt tragen nur noch Gelehrte und Kaufleute, so wie die Armenier, Pelze; letztere legen sie auch im Sommer nicht ab.

An den Pelzmarkt reiht sich die Budenreihe, in welcher die Juweliere, Gold- und Silber-Arbeiter ihre Waaren feil haben. Diese sind meist geschmacklos gearbeitet; das Beste sind Tassenhalter, Etuis zu Rosen-

wasser, Talismane, Amulette, Arm- und Hals-Bänder. Edelsteine sind theuer und unförmlich geschnitten.

Interessant ist auch der Pantoffelmarkt, der jeden Fremden durch die Verschiedenheit der ausgestellten Gegenstände anlockt, da die Waaren auch symmetrisch aufgestellt sind. Diese bestehen aus papierdünnen Schuhen, dicken Ueberschuhen, Pantoffeln ohne Fersen mit umgebogenen Schnabelspitzen, auch mit Perlen gestickt, von denen das Paar oft 80 Thaler kostet. Die Fußbekleidungen der Nationen und Religionssekten lassen sich hier sogleich unterscheiden, denn Türken tragen gelbe, Armenier rothe, Juden lichtblaue und Griechen schwarze Schuhe. Für Franken sind diese Artikel aber wenig brauchbar.

Im ägyptischen, oder eigentlich indischen, Bazar werden nur Spezerei-, Farbe- und Droguerie-Waaren verkauft und im Bit-Bazar, dem der Läuse, haben jüdische Trödler nur alte Kleider feil; während einer Pest bleibt der Bit-Bazar geschlossen.

Die Buden der Kaufleute werden, wenn sie dieselben verlassen, nur durch eine Schnur gesperrt; dagegen werden die Thore der Bazare des Abends geschlossen und die Waaren von besonderen, in den Gängen patrouillirenden Wächtern, bewacht.

Außer den Bazaren giebt es in Constantinopel noch eine Menge großer, feuerfester Waarenntederlagen oder Khane, in welchen die Kaufleute ihre En-gros-Geschäfte betreiben. Karawanseralen sind umfangreiche Gebäude, in welchen die fremden Kaufleute mit ihren Waaren, Kameelen und sonstigem Lastvieh unentgeltliche Herberge

finden, sie müssen jedoch für ihren Unterhalt selbst sorgen. Diese wohlthätigen Anstalten sind immer sehr belebt und bieten dem Fremden ein originelles Bild, das reich an Abwechslung ist.

Die Zufuhr zu Lande ist weniger bedeutend als die zur See. Es ist eine Eigenthümlichkeit des Orients, daß man an einem entfernten Orte sich nie das Beste von dem verschaffen kann, was an einem andern Orte producirt wird, während die Preise solcher Waaren bei der geringsten Entfernung unverhältnißmäßig steigen; daher findet man selbst in Constantinopel die Producte Klein-Asiens, das so nahe liegt, nur in geringerer Qualität.

Constantinopel hat besondere Fisch-, Fleisch-, Obst-, Mehl-, Holz- und Getreide-Märkte und zur Bequemlichkeit für das Publikum wird in jeder Vorstadt ein Wochenmarkt abgehalten. Alle Lebensmittel werden gewogen; Marktaufsäher revidiren überall die Gewichte, und wehe dem Verkäufer, bei dem sie zu leicht gefunden werden, der Stock des Aufsäher ist sogleich bereit, den Schuldigen zu bestrafen. Das barbarische Annageln der Ohren eines Betrügers am Laden, hat aufgehört, wenigstens hatte ich nie Gelegenheit einer solchen Exekution beizuwohnen.

Die Banquier-Geschäfte ruhen ausschließlich in den Händen reicher Armenier, welche auf den überraschend schwankenden Cours des türkischen Geldes großen Einfluß haben.

## Sechszehntes Kapitel.

### Militair-Verhältnisse der Türkei.

Wer nach Constantinopel oder in eine andere türkische Stadt kommt, würde sich sehr getäuscht sehen, wenn er hier das Militair noch mit rothen weiten Hosen, wilden Gesichtern und bis an die Zähne bewaffnet, wie man sich das noch ziemlich allgemein vorstellt, zu finden erwartet. Die türkischen Soldaten sind im Gegentheil höchst unbedeutend, unansehnlich, haben nichts Auffälliges an sich und man findet darunter Knaben von 14 bis 18 Jahren, die kaum das Gewehr tragen und schwerlich Jemanden Furcht einflößen können. Die türkische Militz hat ihre Furchtbarkeit mit dem grenzenlosen Fanatismus der Soldateska und besonders seit Vernichtung der Janitscharen, welche Europa in Schrecken setzten, verloren.

Die Türken haben keinen Begriff vom Vaterlande, halten es daher auch nicht für Pflicht demselben als Soldaten zu dienen und leisten, wenn sie zum Militairdienst eingezogen werden, auch keinen Eid der Treue. In der Türkei kennt man kein Rekrutirungsgesetz. Soll eine Aushebung zur Completirung der Regimenter stattfinden, dann verfährt die Hohe Pforte auf höchst bar-

barische aber bequeme Weise. Die Statthalter der Provinzen erhalten den Befehl, sämtliche jungen Leute, von gewissem Alter, zum Militairdienst einzulieferen und auf den allgemeinen Sammelplatz, gewöhnlich die Insel Tenedos, am Eingange der Dardanellen, zu senden. Dies geschieht buchstäblich und werden die jungen Leute, wie dies bei dem Matrosenpressen in England und Holland der Fall war, ohne alle Umstände ihren Familien mit Gewalt entführt und eingeschifft, ohne Rücksicht ob der Gepreßte blind, taub, lahm oder bucklig ist, und wodurch eine Familie oft mehrere oder alle Söhne zugleich verliert. Auf dem Sammelplatze werden die diensttauglichen Subjecte ausgesucht und ohne Rücksicht auf Bitten und Verwandtschaft in die Garnisonen vertheilt, die untauglichen aber in ihre Heimath entlassen.

Die so ihren Familien Entrissenen, die wegen der unbestimmten Dauer der Dienstzeit und bei der häufigen Wechselung der Garnison, nicht hoffen dürfen, die Heimath je wieder zu sehen, suchen dann ihre Freiheit um jeden Preis wieder zu gewinnen. Desertionen sind daher sehr häufig, besonders im Frühjahr und Sommer, wo die Flüchtlinge auf Feldern und in Wäldern Schutz und Nahrung finden, um in ihre Heimath gelangen zu können. Die wieder eingebrachten Deserteure sagen gewöhnlich sehr natv: der böse Geist habe sie zur Flucht geführt; durch kriegsrechtlichen Spruch wird ihnen aber dieser böse Geist, mittelst 150 Stockschlägen, vortrefflich ausgetrieben und läßt er wohl Andere in Ruh, die sich ein Exempel an dem fihlichen Remedium nehmen. Dem Uebelstande der häufigen Desertionen könnte nur durch

ein vernünftiges Rekrutirungsgesetz abgeholfen werden: eine Dauer der Dienstzeit müßte bestimmt und dadurch den Leuten die Aussicht eröffnet werden, ihre Heimath und Familien einst wieder zu sehen.

Die Militär-Verfassung in der Türkei ist, gleich der ganzen Staats-Verfassung, auf Unwissenheit, Bequemlichkeit, Trägheit und blinden Gehorsam der Untergebenen basirt; ein Chaos von Zusammenstellungen fremdartiger Institutionen und lächerlicher Kleinigkeitskrämereien. Vom Kriegsminister bis zum letzten Soldaten herab versteht Niemand sein Fach gründlich; Alles ist Spielerei. Es ist auch nicht anders möglich, da selbst die höchsten Offiziere gewöhnlich gar keine wissenschaftliche Bildung besitzen und häufig in ganz andere Verwaltungszweige versetzt werden. Der General wird z. B. plötzlich zum Admiral oder Finanzminister, dieser zum General gemacht, der Versetzungen in ganz fremde Truppengattungen gar nicht zu gedenken. Hier findet also das Sprüchwort: „Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand“ — im vollsten Maasse Anwendung.

Der gewöhnlichste Weg zu einer Militär-Carriere in der Türkei ist wohl folgender: Ein körperlich wohl gebildeter Knabe wird von einem vornehmen Türken in Dienst genommen, von ihm zum willenlosen Werkzeug seiner unnatürlichen Lüste, später zum Pfeifenstopfer und Factotum gemacht; wird inzwischen sein Patron, der vielleicht Militär ist, selbst General, so ist nichts natürlicher, als daß er seinen Günstling und weiland Lotterbuben sogleich zu seinem Kiaja ernennt, von welcher Stellung er auf dem besten Wege ist, selbst Pascha und

auch Escakier zu werden. Ist dieser Gönner auch nicht selbst einflussreicher Militair, so kostet es ihm doch nur geringe Mühe, seinen Günstling zum Capitain zu machen und durch weitere Verwendung zur schnellen Beförderung zu helfen. Nur in der Türkei ist es noch möglich, aus der untersten Volksklasse bis zu den höchsten Staatsämtern zu gelangen. Alles geht nach Gunst; Bestechungen und Rabalen jeder Art kommen beständig vor, allenfalls hilft eine vergiftete Pseife Tabak den Nebenbuhler aus dem Wege räumen, und deshalb findet man unter den türkischen Großen, ohne Geburtsadel, ehemalige Lastträger ic. in Menge. War doch der berühmte Großvezir des verstorbenen Sultan Mahmud II. Chosrew Pascha auch nur Lastträger.

Wie in allen Staaten besteht auch in der Türkei das Militair aus den vier Waffengattungen: Infanterie, Cavallerie, Artillerie und Pioniere, und zwar Garden, Linie und Landwehr, doch ist letztere noch als stehendes Corps in den Garnisonen vertheilt. Die Garnisonen sind im Verhältniß zur Einwohnerzahl der betreffenden Städte, ungewöhnlich stark, da die Truppen meist in einem Ganzen beisammen bleiben.

Alle Truppengattungen wurden in neuester Zeit organisirt und von fremden Instructeuren ausgebildet; doch hilft dies zu nichts, da das Fremde nur mit Widerwillen erlernt und bald wieder vergessen wird. Die zu organisirenden Regimenter werden in der Hauptstadt zusammengezogen, und wenn sie einige mechanische Uebung erlangt haben, in ihre Garnisonen zurückgeschickt, um andern Platz zu machen. Kaum sind sich aber die ein-

exercirten Regimenten allein überlassen und der Aufsicht fremder Instructeure entrückt, so fängt der alte Schlenzrian wieder an. Hierzu kommt der Uebelstand, daß unter den Instructeuren der verschiedenen Truppengattungen, die von eben so verschiedenen Staaten angenommen sind, keine Einigkeit, sondern eine gehässige Spannung herrscht, welche die Leistungen unter einander zu verkleinern und anzuseinden sucht, wodurch natürlich Allen Nachtheil erwächst.

Die Infanterie ist der hauptsächlichste Bestandtheil des türkischen Heeres, in Regimenten zu vier Bataillonen à acht Compagnieen getheilt, und wird jetzt von desertirten Franzosen organisirt. Der Chef dieser Instructeure ist ein kleiner unansehnlicher Mann, der mit einer riesigen Peitsche bewaffnet herum zu stolziren gewohnt ist. Nichts desto weniger hat sich dieser Held, während meinem Aufenthalte in Constantinopel, von einem Pascha im Angesicht der Truppen durchpeitschen lassen; er zog zwar seinen Carras zur Revange, steckte aber auf weitere Drohungen des Pascha's Plempe und Schimpf geduldig ein und hatte dabei an Ansehn nichts verloren.

Die Cavallerie ist in Regimenten zu vier Schwadronen getheilt und besteht nur aus Sipahis oder Ulanen und hat eine stark besetzte Janitscharenmusik mit großer Trommel, Glockenspiel etc., was ziemlich originell erscheint. Ihre Pferde sind klein und unansehnlich, zu Strapazen aber geeigneter als die unsrigen. Die Regimenten werden von einem Italiener, der nicht selbst Militär, sondern nur gewandter Reiter ist, ausgebildet.

Dieser Mann hatte das Glück vor dem verstorbenen Sultan Mahmud ein durchgegangenes feuriges Pferd zu bändigen und ihm vorzureiten, weshalb dieser Veranlassung nahm, ihn als Instructeur der Cavallerie anzustellen. Doch lernten von ihm die Cavalleristen nicht geschlossen reiten, dies blieb den preussischen Instructeuren der Artillerie vorbehalten, welche Aufgabe sie auch rühmlichst gelöst haben. Früher manövrirte die Sipahis nur zerstreut, wie einst die verrufenen Renner und Brenner.

Die Artillerie ist ebenfalls in Regimenten getheilt, von preussischen Instructeuren organisirt und entsprechen die Regimenten in der Eintheilung einer preussischen Artillerie-Brigade mit 12 Fuß- und 3 reitenden Compagnien, doch besteht in der Türkei eine besondere Gebirgs- und Festungs-Artillerie. Sie ist in der Ausbildung am weitesten vorgeschritten.

Auch die Pioniere sind in Regimenten getheilt und werden ebenfalls auf preussischen Fuß organisirt, wenn sich auch Oesterreich viel Mühe giebt, hier für Instructeure zu sorgen.

Die Bekleidung der Truppen ist einfach und ziemlich gleich; außer den Paraden sind die Truppengattungen nicht leicht zu unterscheiden. Alle tragen den rothen Fetz als Kopfbedeckung, die sehr unbequem ist, da der Fetz keinen Schirm zum Schutz gegen die Sonne hat, fest über die Ohren gezogen werden muß, damit ihn der Wind nicht vom Kopfe wirft, denn Sturmriemen sind auch nicht vorhanden, und endlich zerzaust der leiseste Wind die blaueidne Quaste, mit welcher er ausgeputzt

ist und die vorn fadenweise um den Fes vertheilt wird; auch macht ein starker Regen diese Filzmütze windelweich. Sämmtliche Truppen tragen eine kurze dunkelblaue Jacke, mit Ausnahme der Pioniere, welche braun uniformirt sind, und blaue oder nach der Jahreszeit weiße Pantalons ohne Sprungriemen und niedere Schuhe und Strümpfe. Cavallerie und Artillerie unterscheiden sich nur dadurch, daß diese carmoisinrothe, jene aber hellblaue Schnüre, wie unsere Husaren, nur nicht so dicht besetzt, trägt. Die Infanterie trägt bei Paraden noch rothe, gelbe, hellblaue oder weiße Rabatten an der Brust, die Garde außerdem noch im Sommer weiße Leinwandjacken und die Patrontaschen mit Leinwand überzogen. Die Schabracken der Pferde bei der Cavallerie und Artillerie sind braun, blau eingefast und von so groben Tuche, daß sie den Haardecken in unsern Laboratorien fast gleich kommen. Eben so ordinaire sind die, mit einer Kapuze versehenen, hellgrauen Mäntel der Truppen.

Die Subalternoffiziere bekommen ihre Uniformen so geliefert wie jeder Gemeine. Sie unterscheiden sich von ihnen nur durch das Abzeichen an der Brust, welches sie bei ihrem Avancement mit einem andern vertauschen, wodurch der höhere Rang angedeutet wird. Schon der Unteroffizier trägt eine Medaille als Abzeichen. Bei Paraden tragen diese noch Tuchepauletten, welche bei den Subalternoffizieren zum Unterschiede mit einer goldenen Tresse eingefast sind.

Die niederen Stabsoffiziere tragen einen blauen kurzen Rock mit schwarzen, bei Paraden mit Goldschnüren besetzt, blaue Pantalons, niedrige Schuhe und einen

Säbel in Hornscheide, welche am Rücken bis an die Mitte einen Einschnitt hat, an goldner Treppenkoppel.

Auffällig ist die allgemeine Malpropretät der Truppen; das Beispiel kommt von Oben herab und ist es kaum möglich in dieselben etwas äußeren militairischen Anstand zu bringen.

Es ist etwas sehr Gewöhnliches, Stabsoffiziere mit niedergetretenen Schuhen, zerrissenen Strümpfen, beschmutzt, unter einem Arme ein Brod und in der Hand ein Paar Fische tragend, zu sehen. Die Bequemlichkeit geht über Alles und nehmen sich die Untergebenen ihre Vorgesetzten sehr gern zum Muster.

Der Sold ist in der Türkei für die Gemeinen und Subalternoffiziere höchst gering. Der gemeine Soldat erhält monatlich 20 Piafter, etwa  $1\frac{1}{2}$  preussische Thaler; ein Lieutenant 80 Piafter Tractament, außerdem Essen und Brod. Auch hier, wie in andern Staaten, herrscht kein billiges Verhältniß zwischen dem Gehalt der höheren und niederen Chargen. Ein Oberst erhält z. B. schon monatlich 3000 Piafter Gehalt und ansehnliche Brod- und Fourage-Rationen. Der Sold für die Truppen wird sehr unregelmäßig gezahlt, bleibt oft monatelang aus und wird dann auf ein Mal oder in Raten nachgezahlt, je nachdem die Staatskasse ihre Zuflüsse von den Provinzen erhält.

Die Disciplin in der türkischen Armee ist unter aller Würde, denn erst vom Regiments-Commandeur aufwärts haben die Offiziere Strafgewalt und je höher gestellt, desto träger sind die Herren. Die Offiziere unterscheiden sich, außer der Uniform, in nichts von dem

Gemeinen und Avancirten, sind eben so un-wissend als diese und wo möglich noch schläfriger. Subaltern- und Unteroffiziere werden nach Gunst oder körperlichen Vorzügen sogleich bei ihrem Eintritt ins Militair als solche eingestellt, ohne im Geringsten etwas vom Dienste zu verstehen, in den sie erst gleichzeitig mit den Gemeinen eingeweiht werden. Es will nicht viel sagen, türkischer Offizier zu sein, denn ein Capitain spielt bei einem höheren Offizier fast nur die Rolle eines Hausknechts, Pfeisenstoppers oder Portiers 2c. und gelangen die gemeinen Soldaten nicht zu der Ehre, Burschen spielen zu können.

Ein türkischer Capitain darf in Gegenwart eines Stabsoffiziers nicht sitzen, wird allenfalls nur benutzt, demselben die Pfeife zu stopfen und den Kaffee zu reichen und wird von jenem nach Belieben ins Gesicht gespuht und mit Prügeln bedroht. Ein Lieutenant ist ein Nichts, ein Unteroffizier noch weniger als nichts, ein Gemeiner aber ein Etwas, denn jene sind ja nur ihretwegen da. Die Soldaten haben gar keinen Respect vor ihnen, balgen sich mit ihnen oder spielen außer dem Dienst mit ihnen auf den Straßen, geben den Offizieren im Scherz wohl Ohr-figen und lassen sich bitten, ihre Pflicht zu erfüllen. Ich war dabei, als mehrere Soldaten bei der Arbeit ihrem Capitain nicht gehorchen wollten, einen angewiesenen Weg einzuschlagen, bis ein Major herangeritten kam und die Leute, gleich unartigen Kindern, bat. In der Artillerie-Kaserne von Scutari zerprügelte ein Lieutenant sein Pfeisenrohr an einem Kanonier, der ihn dafür mit einem Messer ins Bein

stach. Beide erhielten für die Verletzung der Kasernen-Ordnung Arreststrafe von gleicher Dauer. Die Truppen und Wachtposten machen vor den Vorgesetzten auch keine Honneurs oder nur, wenn diese sich persönliche Achtung erworben haben.

Das hier von der Disciplin Gesagte gilt jetzt nur noch von der Infanterie und Cavallerie; die neu organisirte Artillerie macht davon eine recht rühmliche Ausnahme und ist in der Ausbildung schon weit vorgeschritten. Allerdings kommt auch hier noch so manches Unpassende zum Vorschein und bleibt noch genug auszurotten übrig.

Die Behandlung der Truppen ist sehr menschlich, ja, man geht darin etwas zu weit, wenn man bedenkt, daß die Türken nichts ohne Anregung thun; es würde daher sehr erklärlich sein, wenn Bestrafungen an der Tagesordnung wären. Nach dem jetzigen System muß das türkische Militair verweichlicht werden, da es weder durch Exercitien noch Paraden in Thätigkeit erhalten wird. Die gewöhnlichste Strafe ist gelinder Arrest und bei schweren Verbrechen, wie Desertion, die Bastonade. Hierzu formirt das Regiment im Kasernen-Hofe ein Quarré und die Regimentsmusik spielt während der Execution auf, um das Geschrei des armen Sünders zu dämpfen.

In der Türkei hat das Militair oft lange Ruhepausen, in welchen jede Uebung ausfällt, wie z. B. im Fastenmonat Ramasan. Ebenso werden die Truppen oft für lange Dauer den Exercitien entzogen, da ganze Regimenter als Handlanger beim Bau der öffentlichen Ge-

bäude verwendet werden, welche dafür um desto schneller erbaut und mit weniger Kosten herzustellen sind. Die stark besetzten Wachen werden nur alle Vierteljahre abgelöst und große Commandos nach den fernsten Provinzen gesandt, was zusammen genommen der Ausbildung der Truppen große Hindernisse in den Weg legt.

Beim Exercieren der neu eingestellten Leute hezt ein Unteroffizier vier bis fünf Rekruten herum, das Ganze hält man aber mehr für ein Lustspiel, als eine ernste Übung. Der Unteroffizier ist eben so liederlich gekleidet wie seine Zöglinge, mit keinem Säbel, wohl aber mit einem furchtbaren Kantschuh bewaffnet, mit dem er den armen Teufeln vor den Nasen herumstöbert, selten aber ernstlichen Gebrauch davon macht. Das wissen die guten Jungen recht wohl, lachen dabei dem Brambas ins Gesicht und er lacht mit. Ich sah mir oft diese Art des Exercierens mit Staunen an. Beim Reitunterricht geht es nicht besser, und hier sind bei fünf Rekruten ein Lieutenant und ein Unteroffizier beschäftigt; die kleinen Pferdchen trotten kraftlos im Kreise herum und die Reiter darauf wiegen sich in aller Gemächlichkeit. Die Geduld der türkischen Exerciermeister und die Schonung ihrer Untergebenen ist kaum glaublich.

Die Exercitien der Truppen finden meistens in den Höfen der ungeheuren Kasernen statt, auf denen sich ein Regiment Infanterie recht bequem tummeln kann. Die Artillerie exercirt jedoch bespannt auf den freien Plätzen hinter Beschicktasch. Die Evolutionen der Letztern lassen nichts zu wünschen übrig und so große Artillerie-Manöver als in Constantinopel dürften bei uns schwerlich

ausgeführt werden, denn oft finden sich 128 Geschütze auf einem Plage vereint. Ein besonderes Vergnügen des Sultans besteht darin, daß er diese Artilleriemassen einen weiten Kreis formiren und solche dann zwei Stunden lang mit Manöverkartuschen feuern läßt. Die so nah zusammengestellten Batterien verursachen ein Getöse, daß weit die Erde erbebt; da aber der Sultan auf weichen Polstern von einem Zelte aus dem kriegerischen Schauspiel zusieht, so ahnet er gewiß nicht, wie den Artilleristen dabei zu Muth ist, von denen ein großer Theil taub und aus Mund und Nase blutend nach Hause kehrt.

Die einzelnen Griffe beim Exercieren mit dem Gewehr, Pistol oder Säbel sind, wie man sich wohl denken kann, unexact; Einer kommt heute, der Andere morgen, was eben nicht gerügt wird. Man erwarte ja nicht die Soldaten in der Türkei in schnurgrader Richtung und steif und fest wie Mauern stehen zu sehen. Der Eine scharrt mit dem Fuße, ein Zweiter spuckt aus oder schnäuzt sich gar die Nase und ein Dritter rückt sich den Fes zurück. Wenn die befohlenen Evolutionen oder Griffe nur allgemein ausgeführt werden, dann ist es genug; nach dem Wie? fragt Niemand. Dagegen führt die Artillerie auch die schwierigsten Manœuvres de force prompt und wie bei uns nach der Uhr aus.

Merkwürdig und höchst interessant ist es, einer türkischen Militärparade beizuwohnen. Von Putz keine Spur. Ehe der Offizier kommt, welcher die Parade abnimmt, sitzen hohe und niedere Offiziere vom Pferde ab, setzen sich auf die Erde und lassen sich Pfeife und Kaffee rei-

den, die ihnen nachgetragen werden; daß sich die Soldaten daran ein Beispiel nehmen, ist natürlich.

Oft ist der Inspicirende schon in der Nähe, ehe Alles auf seinen Platz gelangen konnte. Die Regimentsmusik steht jedesmal auf dem Flügel, von wo der Sultan oder inspicirende General ankommen soll und empfängt ihn mit einer jämmerlichen National-Hymne. Zum Parademarsch werden jedoch fränkische Märsche gespielt. Beim Defiliren begrüßen die Offiziere den Vorgesetzten durch einen tiefen Bückling, wobei sie die rechte Hand mit dem Säbel an den Mund und dann an die Stirn führen, zum Zeichen der Unterwürfigkeit, welches gedolmetscht werden kann: ich lege dir meinen Kopf zu Füßen. Der blinde Gehorsam, welcher den Türken gegen Vorgesetzte eigen ist, macht sich jedoch nur im Großen und Ganzen bemerkbar, denn was ich in Hinsicht der Disciplin sagte, zeigt deutlich, daß der gemeine Soldat noch nicht zu gehorchen versteht. Alle Befehle zu den Exercitien und Paraden kommen von Oben; der Capitain läßt seine Compagnie nur auf Befehl des Bataillons-Commandeurs exercieren; dieser sein Bataillon nur, wenn es der Oberst befiehlt u. s. w.; aus freiem Antriebe geschieht nichts, und daher sind Exercitien in größeren Massen selten, Corps-Manöver finden gar nicht statt.

Hier dürfte es am geeigneten Orte sein, die Rangverhältnisse in der Armee zu erwähnen.

Die höchste Militair-Charge ist in der Türkei die des Seraskers, welcher Titel sowohl dem Kriegs-

Minister, als auch den kommandirenden Generalen beigelegt wird.

Müschir ist der Commandeur einer Truppengattung: es giebt daher einen Müschir der Garde, der Artillerie, Cavallerie, Infanterie und stehen sie in dem Range wie unsere Armee=Inspekture.

Ferik=Pascha ist gleichbedeutend mit General=Lieutenant, Liwa=Pascha mit General=Major.

Miralai nennt man den Oberst oder Regiments=Commandeur. Zu jedem Regimente gehört noch ein Alai Emin, Regiments=Quartiermeister und zwei Kol Agassi, überzählige Stabs=Offiziere, die unbesritten sind, als Stab.

Kaimakan ist so viel als Oberst=Lieutenant; er versteht die Stelle des Regiments=Adjutanten.

Bimbaschi, Major oder Commandeur von tausend Mann; Züsbaschi, Capitain oder Commandeur von hundert Mann. Den Dienst des Bataillons=Adjutanten versteht einer der oben genannten Kol Agassi.

Mülastin ist ein Lieutenant.

Tschausch nennt man die Feldwebel und Sergeanten. Wohl zu unterscheiden von diesen sind die Journal=Tschausche, welche den Ordonanzdienst bei den hohen Offizieren versehen, und sich durch eine besondere Adrettigkeit auszeichnen. Sie tragen eine Ledertasche auf der Brust; in welcher der Rapport u. s. w. steckt.

Dnbaschi ist ein Unteroffizier oder Commandeur von zehn Mann; Refer nennt man bei der Infanterie und Cavallerie die Gemeinen, bei der Artillerie bekleiden

sie jedoch die Charge der Bombardiere und Topfschi sind die Kanoniere.

Jede Compagnie hat noch einen Schreiber oder Fourier, Buluk Emini, und einen Wasserträger, Saka, einen Tambour und einen Hornisten.

Verdienst-Orden giebt es bei den Türken nicht, denn der Nischan ist nur das Abzeichen für die Personen, welche im Generals-Range stehen und ist derselbe mit mehr oder weniger Brillanten besetzt.

Was die Bewaffnung der verschiedenen Truppen betrifft, so ist diese im Allgemeinen viel leichter und für die Soldaten bequemer als die unsrige.

Die Infanterie hat nur ein leichtes Gewehr, etwa wie unsere Fuß-Gensd'armen und keinen Säbel; die Cavallerie eine leichte Lanze mit rothen Fähnchen, Pistole und Säbel, aber keine Karabiner.

Die Feldartillerie ist äußerst leicht, hat an den Geschützen keine Raffenkasten, sondern nur eine kleine Proze, in welcher nur wenig Munition mitgeführt werden kann, ähnlich den unserer 10pfündigen Haubizen. Die Geschütze sind durchweg von kleinerem Kaliber als die unsrigen; leichte Feldgeschütze sind die 1½ Dekalik, die schweren 3 Dekalik-Kanonen, welche vier- und resp. achtpfündige Kugeln schleßen. Die 3 Dekalik-Haubizen entsprechen unsern 7pfündigen; außerdem giebt es noch 5 Dekalik-Feld-Haubizen. Bei allen Feldgeschützen stehen die Zündlöcher in schräger Richtung und ihre Schildzapfen sind versenkt. Sie sind mit sechs Pferden bespannt, die Holztheile grün angestrichen und Fahrer und Geschütz-

führer tragen Schleppsäbel. Der Kartuschstornister von Nr. 2 hängt an der Laffete.

Die Gebirgs=Artillerie ist noch leichter. Ein Maultesel trägt auf einem Sattel ein kleines Kanonen= oder Haubitzenrohr, ein anderer die Laffete und zwei bis vier werden mit Munitionskisten beladen und erklimmen damit die schwierigsten Gebirgs=Passagen.

Dagegen hat die Festungs=Artillerie mit wahren Ungeheuern von Geschützen zu thun. Da sieht man in unförmlichen Laffeten 24 Fuß lange Kanonenröhre, mit hölzernen eingeschraubten Trauben und ohne Henkel, die also fast gar nicht bewegt werden können; Bombenkanonen mit so weiten Mündungen, daß sich ein Mann hineinsetzen kann; Rebhühnermörser mit elf Läufen; schwebende Mörser mit den Zapfen in der Mitte und Kanonen ohne Bodenstück. Dieses wird durch die Stirn eines metallenen Rades gebildet, welches darin Aushöhlungen für die Kartuschen hat; die Kurbel des Rades darf dann nur gedreht werden, so ist das Geschütz geladen. Dergleichen Schnurpfeisereien finden sich bei der Artillerie viele und die Menge fremder erobeter, oft historisch wichtiger Geschütze, die in allen Festungswerken zerstreut stehen, würden eine Zierde unserer Zeughäuser sein.

In der Türkei giebt es keine eisernen Geschütze, außer den merkwürdigen geschmiedeten Kanonen in Erzerum; alle übrigen sind von Stückgut.

Die Artillerie spielt in der Geschichte der türkischen Kriege übrigens eine bedeutende Rolle. Gewiß waren es die Türken, die kurz nach Entstehung dieser Waffengattung den vorzüglichsten Gebrauch davon machten.

Schon in der Schlacht von Rassowa i. J. 1389 unter Murad I. hatte das türkische Heer eine zahlreiche Artillerie im freien Felde. Der Reichthum, welchen die kühnen Eroberer besaßen, machte es ihnen möglich, einen ungeheuren Aufwand für die Belagerungs-Artillerie zu machen, so daß für einzelne Belagerungen besondere und zwar kolossale Geschütze gegossen wurden, wie zur Belagerung Constantinopels und Scutaris in Albanien. Bei der Belagerung von Rhodus wurden zum ersten Male Brandbomben benutzt, ehe sie in andern Ländern bekannt waren, ebenso das griechische Feuer und Minen. Berühmt war von jeher der türkische Thon zu den Formen der Geschütze, aus dem Thale der süßen Wasser bei Constantinopel. Er wurde von fremden Kaufleuten bei Nacht und Nebel gestohlen und weit und breit verfahren, so daß mehrfache Verbote gegen dessen Ausfuhr erlassen wurden.

Die Musik der Regimenter ist immer doppelt, Horn- und Janitscharen-Musik und etwa 80 Mann stark. Jedes Regiment hat zwei bis drei bunte, reich mit Gold gestickte Fahnen, von denen die größte mit Inschriften aus dem Koran geschmückt ist.

Die Feldequipage einer türkischen Armee ist sehr bedeutend und schwerfällig, weshalb sie nur langsam transportirt werden kann, was für die Bewegung der Truppen sehr hindernd ist.

Die türkische Armee besteht aus 6 Armee-Corps, die aber verschiedene Stärke haben; doch besteht jedes bei der Linie aus 3 Regimentern Infanterie, 2 Regimentern Cavallerie und 1 Artillerie-Regiment mit 64

Geschützen, von denen nur die Hälfte bespannt sind. Drei Linien-Armee-Corps haben jedes die Stärke von 25,000 Mann, zwei derselben nur zu 15,000 Mann und das Garde-Corps gar nur zu 13,000 Mann, die jedoch auf dem Kriegsfuße zusammen auf 130,000 Mann gebracht werden, wozu dann noch 60,000 Mann irreguläre Truppen und 120,000 Mann Kontingente der tributpflichtigen Provinzen treten, so daß die Türkei sofort 310,000 Mann ins Feld stellen kann. Rechnet man zu der Stärke der regulären Truppen noch eben so viel Reserve, so besteht die ganze Landmacht der Türkei aus 440,000 Mann.

Die Garnison von Constantinopel beträgt etwa 45,000 Mann. Hierunter ist das Garde-Corps mit 13,000 Mann, nämlich 3 Regimenter Infanterie, 4 Regimenter Cavallerie, ein Artillerie- und ein Redief- oder Landwehr-Regiment mit begriffen. Linien-Truppen stehen in der Hauptstadt 21,000 Mann Infanterie und 4,000 Mann Artillerie; der Rest besteht aus Marine-Soldaten. Diese Truppenmasse ist in 11 Kasernen untergebracht, von denen die Kasernen von Daud Pascha, Ramid Tschifilik und Scutari die größten sind. In der Kaserne von Scutari liegen allein 12,000 Mann und 4,000 Pferde.

Vom Mai bis Ende October bezieht die ganze Garnison, außer den Wachen die etwa 4,000 Mann erfordern, die Lager hinter Scutari und auf der Ebene von Daud Pascha.

Die großen Kasernen, in welchen immer wenigstens ein ganzes Regiment einquartirt ist, sind schön gebaut, nur ein Stockwerk hoch und fast sämmtlich im Viereck

errichtet; jede Ecke hat einen Thurm und in den gut möblirten Eckzimmern sind die Stabs-Offiziere untergebracht. In jeder Kaserne ist ein solches Zimmer prächtig für den Großherrsingerichtet.

Subalternoffiziere, welche als Stubenwirthe fungiren, und Soldaten wohnen zusammen in den Zimmern, haben auf ihren Betten nur eine Matte zur Unterlage und eine wollene Decke zur Bedeckung. Beide werden beim Ausmarsch nach Art unserer Militärmäntel zusammengerollt und auf den Tornister geschnallt. In Speisefälen wird gemeinschaftlich gespeist. Das Auffallendste in den türkischen Kasernen ist nicht übertriebene Reinlichkeit, wohl aber die fast unheimliche Stille, die darin herrscht, man glaubt in einer Kirche zu seyn. In jeder größeren Kaserne ist übrigens eine Moschee für die Soldaten errichtet, denn auch das Militair hält die Religionsübungen sehr pünktlich, so daß Exercitien und Paraden durch die Gebetsstunden unterbrochen werden.

Charakteristisch ist es, daß sich in der Nähe jeder Kaserne ein türkisches Bordell befindet, zum ausschließlichen Gebrauche für die unverheiratheten Soldaten bestimmt, und darf es kein anderer Sterbliche wagen, den gemeinschaftlichen Harem zu betreten. Uebrigens sind die darin aufgenommenen Weiber die einzigen, denen es gestattet ist, ohne den weiten Mantel, der alle verhüllt und verunstaltet, auszugehen, zur Unterscheidung von den andern Frauen. Auch tragen diese, dem Vergnügen geweihten, Frauen nicht den vorschriftsmäßig befestigten Schleier, sondern nur ein Tuch, welches sie vor dem Gesichte mit den Händen festhalten müssen.

In eben so großartigem Maßstabe als die Kasernen, sind auch die Militair-Lazarethe in Scutari und Pera erbaut. Türkische Aerzte, welche in dem medizinischen Institute von Pera ausgebildet worden, fungiren hier unter der Aufsicht der, an jenem Institute als Lehrer angestellten fränkischen Doktoren; doch hegen die Soldaten einen großen Widerwillen gegen die Lazarethe, und suchen deshalb ihre Krankheit so lange als möglich zu verbergen.

Die Wachen in der Türkei sind immer sehr stark besetzt, werden nicht unter einem Vierteljahre abgelöst und da der Wachtdienst nichts Beschwerliches, im Gegentheil viel Annehmlichkeiten hat, so ist derselbe für die Soldaten ein gern gesehenes Commando. Die Wachthäuser in der Hauptstadt sind sehr sauber, stets höchst phantastisch construirt, und ist auch hierin die allgemeine Spielerei unverkennbar, denn statt unsern einfachen Gewehrständern vor den Wachthäusern, findet man dort bunte Gestelle, die, wenn die Gewehre zusammengestellt werden, einem Vogelgebauer gleichen. Die Posten vor dem Gewehr machen sich's sehr bequem, stellen die Gewehre weg und nehmen dafür den Spinnrocken oder Strickstrumpf in die Hand, um zu arbeiten; von visitirenden Ronden haben sie nichts zu fürchten, rufen vor keinem hohen Offizier heraus und spazieren gar zur Bequemlichkeit barfuß herum. Dagegen ist mit den Sicherheitsposten nicht zu spaßen; diese sind sehr aufmerksam und selbst wo es nicht nöthig wäre, handgreiflich grob. Ich näherte mich einmal in Civilkleidung einer unbespannten Batterie, an welcher ein Araber Posten stand.

Obgleich ich den Exercierplatz zur Aufnahme von Geschützen oft besuchen mußte, erschien ich dem Posten in Zivilkleidern doch fremd, er packte mich daher am Halse, um mich fortzudrängen; da ich aber nicht sogleich parirte, nahm er einen Stein von der Erde und schickte sich eben an, mir denselben an den Kopf zu werfen, als mir bekannte Offiziere herzukamen und ihm das improvisirte Wurfgeschloß entrissen. Leider nützen Klagen gegen solche Uebergrieffe nichts und die Instructeure thuen wohl, solche Austritte zu vermeiden,

Noch bequemer haben es die Wachtmannschaften in den, um die Hauptstadt gelegenen, Wachthäusern. Diese haben einen Garten zur Bebauung, Alles was zu einer Hauswirthschaft gehört und schlachten ihre Hammel selbst. Tagelang liegen diese Leute auf der Bärenhaut.

Ein eben so müßiges Leben führt die Besatzung der vierzehn, am Bosphor und im Hafen angelegten Batterien, deren Aufgabe nur darin besteht, an jedem Freitage, d. i. dem türkischen Sonntage, und an den Festtagen, zu den täglichen fünf Gebetsstunden, jedesmal einundzwanzig Schüsse abzufeuern, wobei nur zwei bis drei Mann die ganze Batterie bedienen. Das Donnern der Kanonen und das zehnfache Echo an den steilen Felsensäulen des Bosphors macht an solchen Tagen, besonders zur Beiramszeit, wo die Schiffe im Hafen die Salven beantworten, einen entseßlichen Spektakel. Ueberhaupt ist die Pulververschwendung in der Hauptstadt bedeutend.

Die Schlösser und Batterien zur Vertheidigung des Bosphors sind am schlechtesten besetzt, obgleich deren zweckmäßige und starke Besatzung ein Hauptaugenmerk der

Pforte sein sollte. Die Schlösser Rumeli- und Anadolihissari sind zwar an der engsten Stelle des Bosphors angelegt, so daß schwerlich ein Schiff vorbei könnte, ohne in den Grund gebohrt zu werden. Sie bestehen aber nur aus terrassenförmig aufgeführten Mauern und Thürmen; man kann die Plätze hinter den Mauern vom Schiffe aus bequem einsehen, können bei ihrer Stellung auch höchstens mit Infanterie und nur am Fuße des Berges mit Geschützen besetzt werden, und diese würden das gegenüberliegende Fort mit zerstören, weil beide Schlösser sich zu nahe liegen. Rumeli- und Anadolikawal liegen aber zu weit auseinander, so daß ein Schiff, welches genau die Mitte des Kanals hält, ungefährdet durch kann. Man hat schon viele Vorschläge zur bessern Vertheidigung des Bosphors gemacht; die Ausführung unterblieb stets, aus Scheu vor den Kosten und dann ist der Glaube schon zu tief bei den Türken eingewurzelt, daß ihr Reich in Europa nicht mehr von langer Dauer sein wird; sie bezeichnen schon ganz gleichgültig das Thor, durch welches sie abziehen werden, und das prächtige russische Gesandtschaftspalais als die künftige Residenz des erwarteten Herrschers. Es ist also auch Klugheit, daß sie für einen fremden Herrn sich nicht in unnütze Geldausgaben stürzen, denn Alles verkündet den nahen Ruin der Türken.

Man hat es versucht etwas Patriotismus zu erwecken, wissenschaftliche Bildung unter alle Klassen des Volks zu bringen, um das Land wieder zu heben; vergeblich. Mit den vernichteten Janitscharen, welche die Welt in Schrecken setzten, wenn auch oft das Land selbst

bedrohten, ist die Kraft der Türkei untergegangen und wird nie wiederkehren. Auch vom Militär und besonders aus der Artillerie sind junge Leute nach Paris, Wien und Berlin zur Ausbildung geschickt worden, sie haben aber so wenig Kenntnisse mit zurückgebracht, daß sie schwerlich dazu beitragen werden, das ganze Militär zu erleuchten; sie sind aus drei verschiedenen Schulen hervorgegangen, so daß schon deshalb keine Einigkeit erzielt wird, da sie andern Methoden und Systemen folgen.

Die von dem preussischen Instructions-Kommando errichtete Artillerie- und Ingenieur-Schule hat nur den Zweck, den Gebrauch dieser Waffen theoretisch zu lehren; nebenbei werden die Anfangsgründe der Mathematik und Zeichnen getrieben. In der ersten Zeit war die Schule ohne allen Nutzen, denn die Lehrer mußten erst durch Hülfe eines Dolmetschers ihre Vorträge halten, der oft selbst nicht verstand, was er verdolmetschen sollte. Hierzu trat das vorgerückte Alter der Schüler. Kanoniere und Obersten saßen zusammen auf derselben Bank und in der Regel waren die letzteren ungelehriger als die ersten. Das Zeichnen wurde noch am leichtesten erlernt, da die Türken zu mechanischen Fertigkeiten Anlage und Ausdauer besitzen.

Sehr schwierig war die Stellung des Lehrers an der Thierarzneischule, der mit dem großen Aberglauben des Volks und den Rabalen türkischer Quacksalber viel zu kämpfen hatte. Erst nachdem es ihm gelungen war, bei den Cavallerie-Regimentern Krankenställe einzuführen und dadurch die Ansteckungen durch Rogz- und wurm-krankte Pferde zu beseitigen, von denen oft an einem

Tage zwanzig fielen, wurden seine Anordnungen befolgt und mit dem günstigsten Erfolge gekrönt.

Das von preussischen Instructeuren angelegte Laboratorium war den Engländern und einigen reactionären Paschen ein Dorn im Auge, hielt daher nicht lange Stand. Man wollte es versuchen, den als Vorsteher darin fungirenden Instructeur, der etwas mißlieblich war, mit seinem Laboratorium in die Luft zu sprengen, verfehlte aber den günstigen Augenblick und sprengte, als sich jener unbemerkt entfernt hatte, nicht nur das Laboratorium, sondern einen ganzen Flügel der Kaserne von Kumbarahane, in welcher es errichtet war, mit in die Luft; man hatte nicht berechnet, daß 30,000 geschlagene Raketen in der Kaserne aufbewahrt lagen.

Die Artillerie-Handwerkstätten, die Geschützgießerei und die Geschützbohrerei in Tophana sind sehr zweckmäßig eingerichtet, besonders letztere, welche nahe am Strande liegt. In einer langen Halle sind darin, zu beiden Seiten des Ganges, wohl zwanzig Abdrehmashinen angelegt; in der Mitte des Ganges läuft auf einem Wege von Eisenschienen ein Hebezeug, wodurch die größten Geschütze ohne Schwierigkeit bis in die Schiffe am Ufer gebracht werden können.

In Dolmabagdsche am Bospor ist eine große Gewehrfabrik errichtet. Eine Pulverfabrik steht außerhalb Constantinopels, eine halbe Stunde von den sieben Thürmen entfernt, eine Pulvermühle bei Bujuk Liman, auf der europäischen Seite des Bospors und eine zweite in dem Thale hinter Kassim-Pascha. Man verfertigt jedoch nur sehr grobes Geschützpulver; das meiste Pulver wird

aus England bezogen, von wo auch ganze Schiffsladungen fertiger Feuerwerkskörper eingeführt werden. —

Zum Schlusse bleibt noch zu erwähnen, daß die Türkei ihren Untergang nur dem Uebermuth der Armee zuzuschreiben hat.

Sultan Selim I. gewährte den Soldaten 1520 freiwillig ein Thronbesteigungs-Geschenk, was Suleiman der Große 1566 gleichfalls that. Von Selim II. ertrugten es die empörten Janitscharen schon und ihre Ansprüche wurden unter den folgenden fünf Sultanen immer übertriebener, so daß Sultan Osman II. 1622 die Vernichtung der Janitscharen beschloß. In dem, dadurch hervorgerufenen, Aufruhr wurde der 18jährige Sultan, von den empörten Janitscharen auf schauderhafte Weise ermordet. Die Zügellosigkeit der Truppen nahm nun beständig zu, die erpreßten Thronbesteigungs-Geschenke erreichten eine Höhe, daß sie nur mit der Bedrückung des Volkes durch Steuern erschwungen werden konnten. Endlich brach unter der Minderjährigkeit Sultan Mohamed IV., welcher als sechsjähriges Kind an die Regierung kam, eine förmliche Soldaten-Anarchie aus, welche bis zur Entthronung desselben i. J. 1687 durch beinahe vierzig Jahre das Reich verheerte. Sultan Mustafa II. wurde 1703 und Ahmed III. 1730 durch Soldatenaufuhr entthront. Erst Sultan Mahmud II. hatte im ersten Viertel dieses Jahrhunderts den Muth, die Janitscharen zu vernichten, indem er sie in ihrer Kaserne zusammenschießen ließ; mit ihnen ging das Ansehen der Türkei für immer unter, denn das jetzige Militär wird nie von kriegerischem Geiste be-

feelt werden. Man findet noch genug ehemalige Janitscharen unter dem Volke und sind diese an ihren tätowirten Armen zu erkennen.

Die Reisenden, welche nach Constantinopel kommen, kaufen sich zur Erinnerung an diese Truppe, wenn möglich, eine spizige, gesticte Janitscharenmütze, welche bei Trödlern noch feilgeboten werden; getragen werden sie jedoch im Lande nicht mehr.

## Siebenzehntes Kapitel.

### Die Wohnungen der Türken und deren innere Einrichtung.

Die Häuser in Constantinopel, selbst die Paläste des Sultans und der türkischen Großen, sind fast ganz von Holz gebaut und nur die Moscheen, Bäder, Khane und größeren öffentlichen Gebäude sind gemauert.

Jedes einzelne Haus sieht von Außen freundlich aus, ist bunt angestrichen, an den Thüren und Fenstern mit weißen Streifen eingefasst und nur ein Stock hoch. Der obere Stock tritt über das Erdgeschos hervor, so daß man, wenn man sich darunter befindet, glauben kann, unter einem Balkon zu stehen; dieser Vorbau wird durch einzelne schräggehende Balken getragen. Außerdem liegt die Front nicht in gerader Linie, sondern das mittelste Drittheil tritt hervor, sowie auch noch allenthalben einzelne Fenster, oft in schiefer Richtung vorgebaut sind, um Seitenaussichten zu gewinnen; hierdurch gleicht jedes Haus einer kleinen Festung mit aus- und eingehenden Winkeln. Mehrere runde Schornsteine ragen neben einander in die Luft, welche ebenfalls bunt angestrichen sind.

An jedem anständigeren Hause führen steinerne Stufen zur Thüre, welche von Innen stets verriegelt ist, und

erst bei dem Geräusch des, an der Thür angebrachten, metallnen Klopfers geöffnet wird. Zu diesem Zweck ist am Riegel eine Schnur befestigt, die in ein Zimmer reicht, von wo aus die Schnur angezogen wird um die Hausthür zu öffnen. Die vornehmen Türken haben besondere Portiers, um die Thür zu öffnen und zu schließen.

Ist man eingetreten, so befindet man sich in einem geräumigen Vorflur, der mit Ziegeln oder Quadrern gepflastert ist; hier entledigt sich jeder Fremde seiner Fußbekleidung, die am Eingange stehen bleibt. Dieser Flur enthält nur ungeheure Töpfe mit Wasser, die von Wasserträgern täglich gefüllt werden. Mit Kreidestrichen bezeichnen diese an der Hausthür, wie viel Schläuche Wasser sie gebracht haben, und monatlich wird der Betrag aufgerechnet und bezahlt. Nur gegenseitige Redlichkeit kann diese Art Buchführung für genügend halten.

Von hier aus gelangt man in einen erhöhten Flur, welcher mit Matten belegt ist. Das Erdgeschloß wird meist nur von der Dienerschaft bewohnt und zur Anbringung der Küche, zu Borrathslökalen u. s. w. benutzt. Eine breite, mit Strohtepptichen belegte Treppe führt in den Oberstoß.

Hier erblickt man zunächst einen weiten Flur, in dem es unheimlich wird, weil er so hoch und leer ist. An einem Ende desselben befindet sich eine erhöhte Stelle, mit einem Geländer umgeben, zu welcher eine kleine Treppe führt, die mit Teppichen belegt ist. Dieser Theil ist das Selamlık oder der eigentliche Ort, wo Besuche empfangen werden, weshalb wo möglich für eine schöne Aussicht gesorgt ist, denn in die eigentlichen Zimmer

wird man nicht geführt. An dieser Stelle befinden sich Diwans und große, freie Fenster an der Wand; es ist jedesmal der angenehmste Ort des Hauses und hier halten die faulen Herren gewöhnlich ihre Siesta.

In jedes Zimmer führt vom Flur eine besondere Thüre und kann man, an dem Käfig in der Wand, sehr leicht dasjenige erkennen, in welchem sich der Harem befindet und sich so vor unverzeihlichen Mißgriffen bewahren.

Tritt man in ein türkisches Zimmer, so wird man erstaunen, darin weder Tische, Stühle noch ein Bett zu finden. Man sieht zwar schöne Teppiche auf dem Boden, rings an den Wänden herumstehende Minder, d. h. hölzerne Gestelle worauf Matrazen gelegt sind, mit kostbaren Stoffen überzogen und statt der Lehne mit Kissen belegt, aber weiter kein anderes Meubel. Diese Minder sind das, was wir Diwan nennen, und vertreten die Stelle unserer Sophas. Die Wände sind von Tafelwerk und darin Wandschränke angebracht, deren Thüren kaum sichtbar sind. Die Türken haben kostbare Schmucksachen, theure Pfeifenspitzen, werthvolle Pelze und Shawls; das ist aber Alles; nur bei einigen der Bornehmsten findet man europäische Meubel und Eptegel.

Die Fenster sind alle mit Holzstäben eng vergittert oder mit Jalousten geschlossen. In den Harems sind Schah Nischans, vorspringende, balkonähnlich hinausgebaute Fenster angebracht, so daß man von drei Seiten durch dieselben sehen kann; doch dürfen sie nicht die Aussicht in benachbarte Häuser gestatten. Die Decken

der Zimmer und des Flures sind getäfelt und mit schreiend bunten Oelfarben angestrichen.

In den türkischen Küchen befindet sich nur ein Heerd, auf dessen Oberfläche verschiedene halbrunde Löcher angebracht sind, zur Ausnahme der Holzkohlen, denn alle Speisen werden eigentlich nur langsam über den glimmenden Kohlen gedämpft, weshalb auch ein türkischer Koch vom frühen Morgen bis zur Nacht am Heerde beschäftigt bleibt.

In jedem Hause befinden sich mehrere *Edebhane*, Anstandszimmer oder geheime Appartements, deren Fußboden und Wände mit Marmor bekleidet und die stets reichlich mit Wasser, zu den nöthigen Abwaschungen, versehen sind. Im Fußboden befindet sich nur ein rundes Loch, dagegen stehen in diesen Gemächern fast immer Pantoffeln, um sich die Füße auf den Marmorplatten nicht zu verkälten.

Diesen findet man in den türkischen Häusern gar nicht; die Zimmer werden durch *Mangals*, kupferne oder thönerne Becken, mit glühenden Holzkohlen, erwärmt; hierdurch herrscht in den Stuben ein beständiger Rauch, besonders wenn die Holzkohlen nicht vollständig durchgebrannt waren. In den kleinen Häuschen der armen Türken kann man im Winter fast nicht sehen, denn in ihren Stuben, welche gleichzeitig als Küche dienen, genügen ein Paar Löcher um ein mattes Dämmerlicht einzulassen, die gleichzeitig die Stelle des Schornsteines für den Kamin vertreten.

Jeder reiche Türke hat an seinem Hause ein besonderes Badehaus und seine Höfe sind zum Luxus mit

bunten Kieselsteinen mosaikartig gepflastert, und wird man hier nicht den geringsten Schmutz gewahr, während er sonst der beständige Begleiter des Anzuges eines Türken ist.

Auf dem, nur wenig erhöhten, Dache der meisten Häuser findet man hölzerne Gerüste, Tschardake, um von hier aus eine freie Aussicht zu haben. Bereits zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wurde die Abschaffung dieser Gerüste befohlen, weil sie die gefährlichsten Feuerleiter von einem Hause zum andern bilden, sie sind aber doch wieder in Aufnahme gekommen.

Bei der beschriebenen Bauart der Häuser sind Feuerbrünste in Constantinopel sehr häufig, die ganze Stadtviertel in kurzer Zeit in Asche verwandeln. Die Regierung hat daher für gute Löschanstalten so viel als möglich gesorgt, nur macht sich dabei in den, vom Meere entfernt liegenden Vierteln, der Wassermangel sehr bemerkbar.

Bei der Unebenheit der Straßen können Spritzen nicht fahren; das sicherste Mittel zur schnellen Dämpfung eines Feuers ist das Niederreißen der Häuser in der Nähe, und beschränken sich die Löscharparate nur auf Geräthe zu diesem Zwecke. In jedem Wachthause findet man Feuerhaken aller Größen.

Der Ruf der Muezzins von den Minareten: „Jang-hin-war!“ und Kanonen-Signale, verkünden der Stadt eine Feuerbrunst. Die Zahl der Schüsse giebt die Gegend des Feuers an. Männer mit großen eisenbeschlagenen Stöcken, durchziehen dann die Straßen, und lassen ihren Ruf: Jang-hin-war! (Es ist Feuer!) ertönen, wo-

bei sie mit den schweren Stöcken auf das Pflaster aufstoßen. Sogleich begiebt sich der Pascha des Distrikts mit der Löschmannschaft an den betreffenden Ort, um die Leitung der Löschhülfe zu übernehmen. Kleine Spritzen, je von vier Mann im Trabe getragen, kommen von allen Seiten an. Ihnen voraus rennt ein Läufer, mit bloßen Armen und Beinen und sonst nur sehr leicht bekleidet, einen gesenkten Spieß im Arme, um den Spritzenträgern freie Bahn zu machen. Alle Wasserträger Constantinopels, die verpflichtet sind, sich bei jedem Feuer zur Dienstleistung zu stellen, bilden Spaliere bis zu den Wasserbehältern und reichen sich die gefüllten Wasser-schläuche zu. Gewöhnlich sind die Feuer schnell gedämpft, wenn die umstehenden Häuser niedergedrückt werden konnten, die einige Tage später wieder aufgebaut sind, da der Bau der hölzernen Häuser überraschend schnell beendigt ist.

Für den Reisenden, der eine große Bagage mit sich führt, möge dies als Wink dienen. In Constantinopel ist es gut, wenn man weiter nichts in Sicherheit zu bringen hat als seine Person, denn oft erreichen die Feuerbrünste dort eine furchtbare Ausdehnung.

## Achtzehntes Kapitel.

### Die türkischen Bäder.

In der, an Genüssen verschiedener Art, so reichen Hauptstadt der Osmanlis zu sein und nicht die berühmten türkischen Bäder zu besuchen, könnte man dem Reisenden kaum vergeben. Fühlt der Fremde auch wirklich kein Bedürfnis nach dieser Wohlthat, so führt ihn doch sehr verzeihliche Neugier und der Wunsch, das gepriesene Vergnügen der Türken durch eigene Anschauung und persönlichen Versuch kennen zu lernen, gewiß recht bald in die dampfgefüllten Hallen eines türkischen Hamams oder Bades.

Fast in jeder Straße, namentlich aber in der Nähe von Moscheen, winkt dem Fremden ein phantastisch construirtes Gebäude entgegen. Kuppeln mit Blech gedeckt und auf dieser Kuppel mit bunten Glaskugeln verschlossene Oeffnungen, um das Tageslicht magisch hindurch zu lassen, das sind die äußeren Kennzeichen dieser Etablissements, deren meist unansehnliches Aeußere den Genuß im Innern nicht verräth.

Von allen Seiten schleppen sich die Muselmänner gemächlich dahin, unter den Armen ein Päckchen frischer

Wäsche tragend, um den Reiz wo möglich dadurch zu erhöhen. Die Schwelle dieser Gebäude wird vom frühen Morgen bis nach Untergang der Sonne unzählige Mal überschritten, denn Bäder und Kaffeehäuser sind die frequentirtesten Vergnügungsorte der Türken. Doch treten wir ein.

Aus einem Flur oder einer kleinen Vorhalle tritt man in den, mit einem Vorhange geschlossenen, Empfangssaal. In der Mitte desselben befindet sich ein großer Wasserbehälter oder eine Fontaine; der Fußboden ist mit Marmor gepflastert und rings um den Saal läuft eine Estrade, worauf Ruhebetten für die Gäste bereit stehen. Auf der Brustlehne der Estrade hängen die nassen Decken und Tücher der Gebadeten, um hier wieder zu trocknen. Mit unnachahmlicher Geschicklichkeit werfen die Wärter des Bades diese nassen Decken, mittelst eines Stockes, in allen Richtungen und aus den fernsten Punkten des Saales, von unten auf die Brustlehnen hinauf, wo sie abtropfen und den Boden schlüpfrig machen. Man sieht sich hier unter einem Gemisch von gelben, braunen und schwarzen Menschen, die sämmtlich nackt, bis auf den Schurz um die Schenkel, und mit den glattgeschorenen Köpfen, einen höchst ergötzlichen Anblick gewähren.

Hier hat man die beste Gelegenheit an einzelnen Badegästen den schädlichen Einfluß, welchen der Genuß des Opiums auf den Körper ausübt, zu beobachten. Heuschrecken ähnliche Gestalten, bleich und dürr, wanken hin und her und der, durch die Wasserdämpfe hervorgebrachte, Nebel, vollendet die Täuschung, wodurch diese

windigen Figuren als lebende Gespenster angesehen werden können.

Sämmtliche Badegäste erhalten Holzschuhe mit zwei, mehr als Zoll hohen Ansätzen, nur durch einen daran festgenagelten Riemen auf den Füßen erhalten und daher nie feststehend. Das Klappern dieser Schuhe auf dem Pflaster vermehrt das todtenähnliche jener Dürreländer, während als Contrast feiste Türken mit langen Bärten ein treues Bild des Neptun liefern, wozu das sanfte Geräusch der Fontaine und überfließenden Wasserbecken, an denen sie sitzen, das Seinige beiträgt. Auch hier herrscht unter den Anwesenden das tiefste Schweigen und der Beschauer muß sich mit der stummen Scene dieses lebenden Bildes begnügen, das übrigens Abwechselung und Reiz genug darbietet.

Beim Eintritt in den ersten Saal empfängt der Herr des Bades, Hamamdschi genannt, den Angekommenen und läßt ihn auf die Estrade führen, wo ihm ein Ruhebett angewiesen wird, auf welchem er sich entkleidet. Ein Wärter offerirt ihm hierauf ein Tuch, um es sich um die Hüften zu binden, wobei er sehr gern behülflich sein wird. Es ist übrigens besser, sich dieses Tuch von dem Wärter selbst anlegen zu lassen, da dieselben zur Befestigung keinen Knoten machen, der später doch sehr lästig werden kann. Ein anderes Tuch wird, mehrfach zusammengelegt, über den Kopf gedeckt. Geld und Prättosen übergiebt man dem Wärter zur Aufbewahrung, der am Schlusse Alles ihm Anvertraute zurückgiebt.

So ausgerüstet verläßt man nun die Estrade und

erhält am Fuße derselben gleichfalls den gefährlichen Kothurn, um die Füße vor dem kalten Marmorfußboden zu bewahren. Auf diesen Schuhen, die nichts weniger als bequem sind, balancirt man sich mühsam nach dem zweiten Saale, alle Gewandtheit ausbietet, um mit den ungewöhnlichen Stelzen nicht hinzustürzen, was bei der Schlüpfrigkeit des Bodens sehr leicht geschehen kann.

Jetzt geht man also auf dem Glatttise einem unbekanntem Vergnügen entgegen und es ist daher gut, wenn der Fremde, der ein türkisches Bad zum ersten Mal besucht, sich vorher mit den Dingen bekannt gemacht hat, die seiner hier harren, denn dem Neulinge würden, bei gänzlicher Unbekanntschaft mit den Operationen, sehr unangenehme Ueberraschungen vorkommen, die ihn in nicht geringe Verlegenheit setzen dürften. Ich selbst hatte mich von der Art und Weise, wie das Bad applicirt wird, nicht unterrichten lassen und mich dann in Lagen befunden, die mir die Lust zu einem zweiten Besuche des Bades für lange Zeit raubten. Ich wurde so gründlich getauft und zerbläut, daß es mir bis heute unbegreiflich ist, wie ich mit heiler Haut davongekommen bin.

Das zweite, viel kleinere Gemach, in welches man nun geführt wird, ist schon bedeutend erwärmt, die Dünste dichter als im Empfangssaale und schnappt man bereits hier nach Luft. Auf einer Steinbank sitzend, verweilt man hier so lange, bis der Schweiß mit Macht aus den Poren bricht und endlich über den ganzen Körper herabrieselt, was bei den Franken, die an eine Hitze von 35° Reaumur nicht gewöhnt sind, gar nicht lange dauert. Zum Zeitvertreib kann man sich inzwischen an

einer Pfeife Taback haben, die Jedem sogleich präsentiert wird, doch wird der Fremde schwerlich Verlangen danach tragen, da er ohnehin fast dem Ersticken nahe ist.

Wenn man endlich im Schweiße schwimmt, erscheint der Wärter wieder und führt uns in einen dritten Saal, der sein Licht durch die, in der Decke angebrachten, bunten Glaskugeln erhält. Hier beträgt die Hitze wohl 45° und jetzt beginnen die wichtigsten Operationen des Bades. Während die Wärter noch mit den früher gekommenen Badegästen beschäftigt sind, setzt man sich auf den, an den Seitenwänden um einen Fuß erhöhten Boden und schmaucht auch hier, nach Belieben, eine Pfeife und trinkt eine Tasse schwarzen Kaffee. Die erhöhte Temperatur soll dem Taback und Kaffee einen besonders angenehmen Geschmack geben; beides bietet jedoch mehr eine Zerstreuung als wirklichen Genuß.

Die Stunde hat für uns geschlagen; ein Wärter bemächtigt sich des gedämpften, ganz taumelnden Franken, der gewiß schon Kopfschmerzen empfindet, und fängt an ihn zu balgen und zu kneten, wie ein Stück Sauersteig. Er untersucht zuvörderst mit der Hand, ob die Haut hinlänglich vorbereitet ist. Scheint ihm der Augenblick günstig, so fordert er den Gast auf, sich auf die, in der Mitte des Saales befindliche, etwa 3 Fuß über dem Boden erhabene, Steinplatte zu legen, welche von unten durch einen Ofen erwärmt wird.

Auf diesem Backofen streckt man sich der Länge nach aus, doch mit der möglichsten Vorsicht, denn sonst wird man auf den einzelnen heißeren Stellen der Platte gebraten, wie weiland der heilige Laurentius. Man über-

läßt sich resignirt der Großmuth seines Peinigers, um sich vor den anwesenden Türken, die mit diesem Märtyrthume schon vertraut sind, keine Blöße zu geben. Es ist erstaunlich mit welcher Ausdauer die Türken, vorzüglich aber die Neger, die längste Zeit unbeweglich auf dieser Platte liegen bleiben, ohne das geringste Zeichen von Mißbehagen von sich zu geben; vermuthlich stellen sie hier philosophische Betrachtungen an. Oft liegen zwei bis drei Türken zugleich auf der Marterbank, während nur an einem Einzelnen die Operationen vorgenommen werden können, die nun folgen. Ehe diese beginnen, macht der Wärter eine letzte Probe; er schlägt den Badenden ziemlich unsanft auf die Schultern und die Schenkel und nach dem Schalle, den diese Schläge in dem Gewölbe verursachen, beurtheilt er, ob die Vorbereitungen beendet und zögert dann nicht länger.

Er fängt von Neuem an zu kneten und zu walken, wobei er mit Händen und Knien zugleich wirkt und dem Opfer alle Glieder verdreht. Dieses Walken dauert wohl zwanzig Minuten, während denen gar manches Oh und Ach! entschlüpft, denn die Eindrücke die man dabei empfindet sind weit entfernt, angenehm zu sein. Das Drücken und Quetschen der Muskeln, die rüde Bearbeitung des Fleisches und der Glieder sind vielmehr wirklich schmerzhaft. Besonders zu fürchten ist der sogenannte Gnadenstoß. Das letztere Manöver besteht darin, daß der Wärter die Gelenke des Badenden erkrachen läßt, indem er mit den Knien stark gegen die, über die Brust gekreuzten Arme drückt.

Ist diese Tortur überstanden, denn man ist halb

geräbert und hat man einige Minuten ausgeruht, so betritt man einen neuen Saal, wo uns angenehmere Empfindungen erwarten. Man kauert an einem der Wasserbecken, die ringsherum an den Wänden angebracht sind, nieder; ein Knabe öffnet einen, über unserm Kopfe befindlichen Hahn und läßt einen Strom warmen Wassers sich auf unsern Kopf ergießen, so daß man ganz betäubt wird und jetzt dem Ertrinken nahe ist, während man früher zu ersticken drohte. Ist das Sturzbad vorüber, dann reibt der Wärter mit seinen, mit Handschuhen von Hader ähnlichem Stoffe, bedeckten Händen heftig den ganzen Körper. Diese Douchen und Reibungen werden so lange fortgesetzt, bis die Haut spiegelblank und der Umlauf des Blutes in den Adern wahrzunehmen ist.

Zum Schluß wird man mit wohlriechendem Wasser und köstlicher Seife über und über eingerieben und vom Kopfe bis zu den Füßen gewaschen. Nachdem man mit Berg wieder trocken gerieben worden, bringt der Wärter ein Becken mit demselben aromatischen Wasser, um sich damit die Theile des Körpers zu waschen, welche bis dahin von dem, um die Hüften geschlungenen Tuche verhüllt waren.

Die Sitzung ist zu Ende; der Wärter umgürtet den Gebadeten mit einer neuen Serviette, mit einer zweiten trocknet er den Kopf und den übrigen Körper nochmals vollständig ab, hüllt ihn ganz in eine reine Decke und führt ihn in den Empfangssaal, auf das für ihn bereit stehende Ruhebett, zurück. Auf welchen Kissen, die den Kopf hoch zu halten zwingen, ruht man nun von den

überstandenen Leiden aus. Nach und nach macht die Aufregung, in welche man durch die Hitze, das Walken und die Reibungen versetzt worden, einer allgemeinen Ruhe-platz, in welcher man bald in einen erquickenden Schlummer fällt.

Beim Erwachen wechselt der Wärter die Decke, in welcher man eingehüllt war, gegen eine andere aus, wodurch das Trocknen des Körpers vollständig bewirkt wird. Man erhält jetzt wieder eine Pfeife und Kaffee, auf Verlangen auch Früchte und Confect und kann sich nun ungestört seinen Betrachtungen überlassen, dem Treiben der Badenden in Sicherheit zusehen, beobachten und im Geiste alle Manöver nochmals durchmachen, die man so eben überstanden.

Hat man sich gänzlich erholt und ist wieder erkaltet, um ohne Gefahr die Badeanstalt verlassen zu können, so zieht man sich an, ruft den Wärter, der sich sehr gern als Friseur anbietet, und bezahlt ihm den Betrag für das Bad auf einem Spiegel, welchen er galant präsentirt, um sich überzeugen zu können, ob man der Alte geblieben ist. Der Preis für das Bad wird selten bestimmt, vielmehr der Generosität des Gastes überlassen; 5 Piafter reichen hin um den Herrn des Bades vollkommen zufrieden zu stellen.

Es versteht sich von selbst, daß es jedem Gaste freisteht, das Bad nur theilweise zu gebrauchen. Selten unterwerfen sich die Franken der Tortur des Walkens und begnügen sich mit den Douchen und Reibungen. Eben so bestehen die kleineren Badeanstalten nur aus 3 Piecen und sind alsdann die beiden zuletzt erwähnten

Säle vereint. Auf den Estraden herrscht übrigens ein beständiger Zug und muß der Fremde sehr vorsichtig sein, um sich beim Ankleiden nicht zu verkälten und mit Kopfwelk oder gar mit einem tüchtigen Catarrh davon zu gehen.

Es giebt der Vorsichtsmaßregeln, die man vor und nach dem Gebrauch des Bades nicht außer Acht lassen darf, mehrere. Man darf weder mit vollem Magen das Bad besuchen, noch mit einem organischen Fehler behaftet sein und man muß sich nach dem Bade warm halten, wo möglich auch in's Bett begeben.

Die Reinhaltung des Körpers wird den Mohamedanern vom Koran vorgeschrieben, sogar die speziellen Fälle, wenn sie ein vollständiges Bad anwenden müssen, weil theilweise Abwaschungen nicht genügen und werden diese Vorschriften von ihnen mit der größten Gewissenhaftigkeit befolgt und daher die Bäder nie leer.

Die vornehmen Türken haben ihre eigenen, meist prächtig eingerichteten Bäder zu Hause; die Armen aber können diese Wohlthat so gut genießen und dadurch den Vorschriften des Korans so gut nachkommen, wie jeder Reiche. Es giebt in Constantinopel viele Bäder, welche von mildthätigen Türken als wohlthätige Vermächtnisse gestiftet sind, in welchen die Armen gebadet werden, ohne daß es ihnen etwas mehr kostet, als einen Dank für die Wärter, welche darin angestellt sind und ein Gebet für den, welchem sie diese Wohlthat verdanken.

Die türkischen Frauen haben ihre besonderen Bäder, in welchen alle Berrichtungen der Wärter in derselben Art durch Weiber ausgeführt werden. Es geht

darin eben so laut her als es in den Bädern der Männer todtenstill ist. Frauenbäder sind für Männer unzugänglich und Wehe dem Franken der es wagen sollte, einen solchen Sammelplatz entschleierter Reize zu betreten und zu entweihen; er wird sogleich vor den Kadi geführt und kann seine Neugier schwer büßen.

Ehemänner müssen ihren Frauen den Besuch der Bäder gestatten; geschieht dies einige Wochen nicht, dann haben sie einen Grund auf Scheidung zu klagen.

Es giebt endlich in Constantinopel besondere Bäder für alle Stände, für einzelne Gewerbe und sogar ein Bad für Knabenliebhaber; wenigstens führt es diesen Namen.

Die Muselmänner machen keine kostspieligen Badesreisen; die warmen Bäder bei Brussa in Anatolien, werden trotz ihrer Nähe, — man kann sie von Constantinopel aus mit dem Dampfschiffe in einem Tage erreichen, — meist nur von Europäern besucht. Sie befinden sich dabei wohl, werden selten krank und es wäre recht sehr zu wünschen, daß man ihre Bäder auch bei uns einführte.

## Neunzehntes Kapitel.

### Das Innere eines türkischen Kaffeehauses.

Der Kaffee ist für den Türken eines der nothwendigsten Bedürfnisse und selbst der Niedrigste und Aermste kann sich diesen Genuß nicht versagen. Deshalb findet man nicht nur in jedem türkischen Orte, sondern auch auf den Landstraßen Kaffeehäuser und fehlen dieselben auf keinem Platze, der nur irgend eine günstige Lage dazu bietet.

Da diese Kaffeehäuser zu allen Tageszeiten sehr besucht sind, so hat man hier die beste Gelegenheit, sich mit dem Character und manchen Gebräuchen der Türken bekannt zu machen und wollen wir daher einen Blick auf diese Stablissemets werfen.

Diese Kawakhane, deren es in und um Constantinopel mehr als 3000 giebt, liegen meist frei, so daß man von zwei bis drei Seiten darin eintreten kann. Sie sind nur von Holz gebaut, haben nur ein Erdgeschosß und sind höchst einfach construirt. Jeder Wirth kann sich ein solches Haus leicht selbst bauen, wie überhaupt alle Häuser mit überraschender Schnelle gebaut

werden, so daß man sagen kann, sie wachsen über Nacht wie Pilze aus der Erde.

Hier starke Eck-, und wo die Thüren hinkommen zwei schwächere Pfosten, von den Seiten etwa 4 Fuß hoch mit rohen Brettern benagelt, dann etwa sechs Fuß hohe Glaswände, die nur durch schwache Querspfeiler hin und wieder festgehalten werden, ein niedriges Schindeldach, das ist die einfache Umfassung eines ächten türkischen Kaffeehauses. Selten sind sie gebielt oder gepflastert; dieser Luxus ist nur in den renomirtesten Kaffeehäusern Constantinopels zu finden. An den Wänden sind sowohl inner- als außerhalb feststehende, breite Bänke angebracht, damit die Türken mit verschränkten Beinen darauf sitzen können. Für vornehmere Türken werden Polster untergelegt. An einer Seite der Wand erhebt sich eine erhöhte Bühne, auf welcher die öffentlichen Erzähler und Gaukler sich produciren oder Schattenbilder gezeitigt werden, wobei sich aber auch die Anwesenden, nach Belieben, auf dieser Estrade placiren können.

Eine niedrige Querwand theilt den inneren Raum in zwei ungleiche Theile, von welchen der kleinere Theil als Küche benutzt wird. In der Mitte des anderen steht ein Tandurgestell von Holzstäben, etwa in der Form eines umgekehrten Korbes, worauf ein Kohlenbecken zum Anzünden der Pfelsen und zum Kaffeekochen steht. Auf den Sprossen des Gestells werden Kaffeefservietten aufgehangen.

Unter der Decke ist längs den Wänden ein Rechen von Holz angebracht, auf welchem die nothwendigen Ge-

rätke als: Pfeifen, Nardjile's und Tassen paradyren. Endlich finden sich in den Kaffeestuben noch niedrige, etwa ein Fuß hohe, rohe Stühle ohne Lehne, deren Sitz aus einem Binsengeflecht besteht.

So beschaffen ist das rohe Ameublement eines gewöhnlichen Kawakhans; in den größten findet man selten mehr Bequemlichkeit, höchstens daß Fußboden und Bänke mit Binsenmatten belegt und außerhalb des Lokales Spalier mit Weinreben, mit Leinwand oder Brettern bedeckt, eine Veranda bilden. Jedenfalls sind die Kaffeehäuser aber an solchen Stellen errichtet, von wo man eine Belle vue genießt, daher am Ufer des Meeres, der Flüsse oder auf Anhöhen.

Tritt man in ein solches Lokal, so wird Einem sogleich unaufgefordert Kaffee und Pfeife präsentiert. Letztere besteht aus einem zwei Ellen langen steifen Rohre, mit runder Bernsteinspitze, die man wegen ihrer Größe nur an die Lippen drücken kann, und aus den bekannten offenen Köpfen von rothem Thon. Nur auf Verlangen erhält man eine gestopfte Pfeife, weil die Türken unbedingt und auch die meisten Franken ihren Taback in einem Beutel bei sich führen; wer es unterläßt, der muß gewärtig sein, seine Pfeife mit dem Surrogate des weltberühmten Tabacks gestopft zu erhalten und wird sich daran gewiß eben so wenig erlaben, als an anderem schlechten Kraute.

Da Pfeife und Kaffee in der Türkei unzertrennlich sind, wie Ambrosia und Nektar, so sei es mir vergönnt, hier die Annehmlichkeiten des Rauchens mit zu erwähnen. Das Rauchen aus den langen, steifen Röhren und

harten Spitzen ist für den Europäer unbequem, da man sich dabei in absoluter Unthätigkeit erhalten muß, sonst läuft man Gefahr sich die Zähne an der Pfeifenspiße einzustossen. Wenn übrigens die Bernsteinspitze erwärmt ist, dann schmeckt auch der beste Taback abscheulich und die vornehmen Türken lassen sich daher stets mehrere Pfeifen in einem Ueberzuge nachtragen, um sie wechseln zu können. In der Regel wird der Taback mit dem Pfeifenkopfe nur eingeschöpft, lose angedrückt, eine glühende Kohle darauf gelegt und, wenn nach wenigen Zügen in der Mitte des Tabacks ein Loch durchgebrannt ist, der Ueberrest wieder ausgeklopft um den Kopf von Neuem zu stopfen. Daher ist der Tschibucktschid oder Pfeifenstopfer eine unentbehrliche Person unter dem Gefolge eines türkischen Großen; dem Europäer aber, der stundenlang an einer Pfeife *Barinas* rauchen kann, wird dieses häufige Stopfen gewiß lästig werden, wenn er es selbst thun muß. Franken ziehen es daher vor, sich aus dem feinen türkischen Tabacke Cigarren zu drehen, indem sie ihn nur in dünne, dazu präparirte, Papierblättchen einrollen; eine solche Cigarre ist schnell gemacht, schmeckt lieblicher und brennt weit länger als der Taback in der Pfeife.

Damit die aus den Pfeifenköpfen fallende Kohle nicht Löcher in die Decken brenne, so wird unter jeden ein Näpfschen von Blech oder Messing gestellt, in welches man auch den Taback ausklopft.

Ein eigenthümliches Vergnügen gewährt das Rauchen aus den persischen Wasserpfeifen oder *Nardgilé's*, gläserne, mit Wasser halb gefüllte, Gefäße, durch welche

der Tabacksdampf aus einem Cylinder von Messing in den, auswärts eingeschraubten, langen und biegsamen Schlauch geleitet wird. Der hierzu erforderliche Taback, Tumbeki genannt, welcher aus Persien kommt, ist sehr grob geschnitten und wird beim Gebrauch erst in Leder oder Tuch gehüllt, naß gemacht und wieder ausgedrückt. Bei jedem Zuge verursacht das Wasser in diesen Pfeifen ein Geräusch, als wenn es kochte. Dem Fremden, der mit dieser Art Pfeifen nicht umzugehen versteht, wird entweder der Dampf mit Macht in den Hals kommen oder er treibt das Wasser zur Flasche über den Taback hinaus und macht ihn unbrauchbar. Einzelne Personen werden vom Rauchen aus dem Nardgile dick und fett, während die meisten, bei häufigem Gebrauch, die Auszehrung bekommen.

Die Tutundschi oder Tabackhändler bilden eine zahlreiche Corporation, denn ihre Läden findet man überall, wo sie ihren Taback in großen Haufen und Proben davon in Glaskräusen aufbewahren. Die Okka, oder  $2\frac{1}{2}$  Pfund, kostet 10 – 20 Piafter und von jeder Sorte Taback erhält man starken, mittleren und schwachen. Tumbeki ist theurer.

Großer Luxus wird mit den Pfeifen getrieben; man kauft Weichselröhre bis zu sechs, und Jasminröhre bis zu zwölf Thalern das Stück, Bernsteinspitzen bis 100 Thaler und darüber, doch werden letztere auch von Horn Marmor u. s. w. gefertigt und diese ordinären Spitzen namentlich in den Kaffeehäusern angewendet, da sonst die Kosten der Einrichtung zu bedeutend wären.

Was den Kaffee betrifft, so wird dieser im Tah-

mis-Khan im Ganzen gebrannt, gemahlen und an die Kaufleute zum Detailhandel verkauft. Diese große Kaffee-mühle, welche ganz Constantinopel mit Kaffee versorgt, wird durch Pferde bewegt und die Bohnen hier in feines Mehl verwandelt.

Der Kaffee wird, nur in geringen Portionen, in Blechkannen auf Kohlenfeuer stark eingekocht, in kleinen Tassen, wie ein Schnapsgläschen groß, präsentirt und schwarz und bitter getrunken. In der Tasse ist höchstens ein Schluck klarer Kaffee, der Rest ist ein Brei, den aber die Türken behaglich einschlürfen. Wahrscheinlich finden sie den eigentlichen Geschmack nur in dem Brei, so wie sie auch den Taback ganz anders genießen, als die Franken, welche den Dampf nur in die Luft blasen, während ihn der Türke einathmet, längere Zeit an sich behält und dann erst aushaucht. Ihm diese Genüsse zu beneiden, wird sich kein Europäer versucht fühlen, der mit dem oberflächlichen Genusse vollkommen befriedigt ist.

Da die Kaffeetassen keine Untertassen haben, so werden dieselben in besonderen Tassenhaltern, Zarse genannt, kleinen Geräthen in Form eines Eierbeckers, von Blech, Messing, Silber u. s. w. präsentirt. Bei reichen Türken sind die Tassenhalter auch wohl mit Edelsteinen besetzt, und ist man bei einem solchen zum Besuch, so werden die Tassen auf dem Tablett, mit herrlichen gestickten Kaffeeteppichen, die mit Goldfranzen besetzt sind, zugedeckt bis sie vollgeschenkt werden, dann wieder damit bedeckt, damit der Kaffee nicht kalt wird und erst abgenommen, wenn er präsentirt wird. Die Diener nehmen dann dem Gaste die leere Tasse mit großer Geschick-

lichkeit aus den Händen, Alles wird wieder verhüllt und fortgetragen.

Kaffee wird dem Gaste jederzeit gereicht, auch wenn er von geringerem Range ist als sein Wirth; wird ihm aber auch die Pseife angeboten, so ist dies dann ein Zeichen der Herablassung, unter Personen gleichen Ranges Schuldigkeit und gegen Vornehmere ein Beweis von Hochachtung. Die Etikette, wem von mehreren Gästen oder wenn nur einer zugegen, ob dem Gaste oder dem Hausherrn, Pseife und Kaffee zuerst gereicht werden muß, wissen die Diener prächtig zu beobachten und Verstöße dagegen kommen nur selten vor. Die Etikette schreibt auch vor, wie man seine Pseife in Gegenwart hochgestellter Türken zu halten hat, wenigstens würde es unschicklich sein, wenn man sie gerade vor sich hin halten wollte.

Die Kaffeestuben werden nie leer und von allen Klassen des Volkes besucht, so daß die Anwesenden oft das bunteste Gemisch aller Trachten darbieten. Türken in ihren bunten Oberkleidern, Armenier mit ihren kugelförmigen Kalpak, Derwische mit spitzen Filzmützen, schmutzige Last- und Wasserträger in Lederwesten, dazwischen kokette Griechen, Albaner und Tartaren in ihren prächtigen, malerischen Kostümen, Araber und Neger, hocken fast auf einander in größter Eintracht und selten hört man in der gemischten Gesellschaft mehr als leises Flüstern zum Nachbar, das einförmige Geräusch in den Kardjiles und den kurzen Ruf: Atesch! d. h. Feuer auf die Pseife.

Da alle Türken im Kaffeehause, wie in Zimmern,

die Schuhe ausziehen und baarsuß sitzen, so kann man vor Schuhen in dem, meist engen, Raume kaum gehen.

Die Schweißsamkeit und das Phlegma verläßt die Türken auch bei ihren Vergnügungen keinen Augenblick und die Scene würde fast stumm sein, wenn sie nicht, dann und wann, durch die Mistöne eintretender griechischer Musiker oder Meddah's, welche ihre Erzählungen in widerlich singendem Ton vortragen, unterbrochen würde.

Da die Türken meistens in völliger Unthätigkeit leben, so verbringen sie einen großen Theil ihres Lebens im Kaffeehause, eine Pfeife nach der andern rauchend und dem Tabacksdampfe gedankenlos nachsehend. Man will zwar behaupten, daß sie sich dabei in Träumereien wiegen, die ihre Phantasie ihnen vorzaubert; ich zweifle aber sehr daran, denn um sich Phantasiegebilde zu schaffen, sind sie zu ungebildet und gleichgültig gegen alle Lebensverhältnisse. Ihre Ergebenheit in das Schicksal und daraus entspringende allgemeine Zufriedenheit, machen es auch ganz überflüssig, sich mit Hirngespinnsten zu plagen, die ihre Trägheit aufstacheln könnten.

An schönen Tagen und während des Abends Kühle, schlagen die Türken ihre Sitze vor dem Kaffeehause im Freien auf, um stundenlang eine schöne Landschaft oder die Wolken anzustarren. Nur wenn der Muezzim vom nahen Minaret die Stunde des Gebetes ausruft, raffen sie sich auf, um an Ort und Stelle, wo sie eben saßen, sich auf ihr Angesicht zu werfen und zu beten.

Nach einem großen Brande in Constantinopel, der 20,000 Häuser verzehrte und kurz nach einer gedämpften Empörung der Janitscharen i. J. 1633 unter der Regie-

rung Murad IV., brach eine Stimmung des Mißvergnügens unter dem Volke aus, welche sich in den Kaffeehäusern laut aussprach. Aus Furcht, daß dieses Mißvergnügen der Anlaß zu neuen Feuersbrünsten und die Kaffeehäuser der Brennpunkt neuer Empörungen werden könnten, erging der Befehl, dieselben alle niederzureißen, und der Befehl wurde schonungslos vollstreckt. Auf die Einreißung der Kaffeehäuser folgte unmittelbar das Verbot des Tabackrauchens bei Todesstrafe. Den Vorwand hierzu lieferte die Gefahr, welche aus dem Gebrauche der Pfeifen der Hauptstadt drohe; in der That aber war es Maßregel höherer Polizei, um durch Verbot des Kaffees und Tabacks alle Zusammenkünfte müßiger Schwächer zu vereiteln und die Vereine zu zerstäuben, in welchen bei Kaffee und Taback die Handlungen der Regierung bekritelt wurden. Allnächtlich machte der Sultan selbst die Runde; wer ohne Licht in den Straßen getroffen oder bei Pfeife oder Kaffee erwischt wurde, war ein Kind des Todes. Ungemein viele Liebhaber dieser verbotenen Gemüsse büßten ihre Liebhaberei mit dem Kopfe.

Schon unter Murad III. und Achmed I. waren ähnliche Verbote ergangen aber nur einige Tage lang beobachtet worden; während der übrigen Regierungszeit Murad IV. blieben aber die Kaffeehäuser geschlossen. (S. v. Hammer-Burgstall's Geschichte des Osmanischen Reiches.)

## Zwanzigstes Kapitel.

### Der Ramazan und die Bairam-Paraden.

Der Monat Ramazan ist die Fastenzeit und das darauf folgende Bairamfest das Osterfest der Türken. Es ist gleichsam ihr Karneval, der die Fastenzeit schließt, beginnt mit dem Neumond und dauert drei Tage. Das Fest fällt jedes Jahr elf Tage früher als im vorigen, so daß es in 33 Jahren alle Jahreszeiten durchläuft.

Während den 29 Tagen des Ramazans ist jeder Rechtgläubige verpflichtet, sich von Anbruch des Tages bis zum Untergange der Sonne aller Speisen und Getränke zu enthalten; er darf sogar weder Taback rauchen, noch an Blumen oder Parfümerien riechen. Diese Vorschriften, welche in den langen Tagen der schönen Jahreszeit eine wahre Qual sind, werden jedoch gewissenhaft beobachtet. Niemand würde es wagen dagegen zu handeln, wenigstens öffentlich, denn er würde als Abtrünniger betrachtet und durch eine doppelt so lange, unfreiwillige Fastenzeit bestraft werden. Selbst Reisende, Kranke und schwangere Frauen, zu deren Gunsten der Prophet eine Ermäßigung der Fasten gestattet hat, entziehen sich, größten Theils, diesen religiösen Pflichten nicht. Seden-

falls sind sie für den ärmeren Mann, der trotzdem seinen Geschäften und oft schwerer Arbeit nachgehen muß, sehr lästig; die vornehmen Herren können sich die Zeit durch den Schlaf verkürzen.

Eine Stunde vor dem Untergange der Sonne begiebt sich der Türke in's Kaffeehaus oder unter den Schatten eines Baumes, und sieht gleichgültig auf den Franken, der, neben ihm sitzend, sich Taback und Kaffee schmecken läßt. Wenn er den Schuß hört, der aus jeder Batterie des Bosphorus und des Hafens abgefeuert wird, um den Untergang der Sonne zu verkünden, dann erhebt er sich langsam und geht mit abgemessenen Schritten in seine Wohnung, ohne daß sich der geringste Ausdruck der Freude auf seinem Gesichte malt. Man muß gestehen, daß auch Keiner ein Zeichen der Ungeduld und der Erwartung des Signals giebt, welches seinen täglichen Leiden ein Ziel setzt und ihm gestattet, sich nun durch eine reichliche Mahlzeit für die Entbehrungen des Tages zu entschädigen.

Indessen füllt sich die Stadt, welche während des Tages verödet erscheint, mit Menschen und bald strahlen die Straßen und Plätze unter Tausenden von Lichtern. Die Illumination der Moscheen, der Kaffeehäuser und Kaufläden beginnt und hüllen Constantinopel in ein Lichtmeer, welches die Augen blendet und sich in den Wellen des Marmormeeress, des Hafens und des Bosphorus widerspiegelt. Von den Anhöhen bei Pera und der Brücke über den Hafen, hat man dann das prächtigste Schauspiel, welches nicht glänzend genug beschrieben

werden kann; die Märchen der Tausend und Einen Nacht schildern nichts Schöneres.

Während Peroten und Franken lustig durch die Straßen schlendern, liegen die andächtigen Muselmänner auf den Knien im eifrigen Gebet. Einige vertheilen einen Theil ihrer täglichen Revenüen unter die Armen, während Andere, doch nur in geringer Zahl, in der Wollust gastronomischer Genüsse die Fasten des langen Tages vergessen; diejenigen aber, welche den Tag verschlafen haben, speisen ein leichtes Abendbrod und staten dann Besuche ab. Vor Sonnenaufgang weckt der Trommelwirbel eines, die Straßen durchziehenden, Tambours die Schläfer zum Gebet und zu neuer Enthalttsamkeit.

Das Bairamfest bringt einen plötzlichen Wechsel im Charakter und den Gewohnheiten der Türken hervor. Ihr gewöhnlich ernstes Antlitz bekommt einen Anstrich von Heiterkeit und innerer Zufriedenheit. Sie fallen ihren Freunden um den Hals, beglückwünschen sich, machen einander Geschenke, lassen alle Geschäfte liegen und überlassen sich dafür der Freude, wobei sie auch gegen die Ungläubigen gefälliger werden.

Den Tag vor dem Beginne des Bairams begleitet sich der Sultan, nach altem Gebrauche, aus seinem Palaste in das Serail, wo ihm von den hohen Civil- und Militair-Beamten am ersten Osterfeiertage die Glückwünsche dargebracht und der Fuß geküßt werden. Dann reitet er, von Allen begleitet, nach der Achmed-Moschee, um sein Gebet zu verrichten und kehrt nach einer halben Stunde in das Serail zurück. Der hierbei stattfindende Aufzug ist die Bairam-Parade, die ich sechs Mal zu

sehen Gelegenheit hatte und daher umständlich beschreiben kann.

Vom erlauchten Thore des Serails, an der Aja Sophia vorbei, über den Atmaidan bis zur Moschee Sultan Achmeds, marschiren auf den betreffenden Straßen und Plätzen die Truppen in Parade auf, um Spalier zu bilden und wo dies die Breite der Straßen nicht zuläßt, stehen immer drei Unteroffiziere in geringen Entfernungen von einander, um die Verbindung zwischen den einzelnen Regimentern herzustellen. Zwischen dem Musikcorps und der ersten Rotte jeden Regiments stehen zwölf Subaltern-Offiziere.

Lange vor Beginn der Parade herrscht in den Straßen in der Nähe des Serails das regste Leben, denn zahllose Offiziere aller Truppengattungen und größere oder kleinere Soldaten-Trupps, die sich auf die Sammelplätze begeben, Generäle und Beamte mit zahlreichem Gefolge, die dem Sultan ihre Aufwartung zu machen ins Serail eilen, kreuzen sich beständig.

Es vergeht immer geraume Zeit ehe die Truppen eine feste Stellung einnehmen, immer sind neue Ab- und Aufmärsche erforderlich, um Platz für später kommende Regimenter zu gewinnen, denn die Truppen scheinen nicht zu wissen, wo sie das Jahr vorher gestanden haben, oder nehmen aus Bequemlichkeit den ersten besten Platz ein, bis sie von demselben verdrängt werden. Infanterie und Kavallerie wechseln im Spalier ab, und nehmen sich namentlich die Neger-Schwadronen auf ihren Schimmeln recht stattlich aus. Auch jedes Infanterie-Regiment enthält eine Kompagnie Neger und an der Bairam-Parade

sieht man sämtliche hohe Civil- und Militär-Personen aus der schwarzen Rasse. Von Fuß ist bei den Truppen keine Rede; die reich mit Goldschmüren besetzten Dolmans und die Schabracken der Staabsoffiziere machen allein Parade.

Es ist für den Europäer auffällig, verhältnißmäßig nur wenige Türken unter den Zuschauern zu sehen; die meisten Neugierigen sind Franken und Türkinnen in ihren schwerfälligen Wagen. Hier hat man auch Gelegenheit zu beobachten, wie sehr schon die Nationaltracht der Türken verschwunden ist, denn nur hin und wieder sieht man noch den bunten weiten Kaftan oder einen Turban. Der beste Ort, um die Parade zu übersehen, ist der Platz an der Sophien-Moschee, der denn auch gedrängt voll Publikum ist.

Trompetenschall und die große Trommel verkünden vom Serail her den Beginn des Aufzuges. Die Truppen, die bis dahin sich möglichst die Zeit vertrieben, ordnen sich, nehmen das Gewehr auf und harren des Kommandos.

Ein Eschausch oder Staatsboote, mit einem silberbeschlagenen Stabe, an welchem silberne Ketten hängen, eröffnet den Zug, mit der von Zeit zu Zeit wiederholten Aufforderung: den Sultan nicht scharf anzusehen. Ihm folgen andere Eschausche mit eben solchen Stäben und Kawasse, welche an ihren Säbelgurten Holstern mit Pistolen tragen, zur Aufrechthaltung der Ordnung, mit Peitschen.

Hiernächst folgen 10 bis 12 kaiserliche Pferde, geschmückt mit Straußfedern auf dem Kopfe, herrlichen,

reich mit Gold und Edelsteinen gestickten Decken und ebenso kostbarem Zaumzeug, welche einzeln geführt werden. Dann beginnt ein endloser Zug von Stabsoffizieren zu Fuß, in blauen goldgestickten Röcken und betrefsten Pantalons, paarweise, die jüngsten voran und so in der Anciennität steigend. In derselben Rangordnung kommen dann die Generale erst paarweise, und die Ferik Pascha's einzeln zu Pferde.

Die jüngeren Feriks haben einen Catsch oder Reitknecht bei sich, welcher zu Fuß neben dem Pferde seines Herrn geht und auf seiner linken Schulter eine bunte Decke für dasselbe trägt. Nach dem Range wird nun das Gefolge dieser Herren immer zahlreicher; ihnen folgen die höchsten Civilbeamten ebenfalls einzeln und mit Begleitung, mitunter in bunten Oberkleidern und Turbanen, wie sie bei den Ulema's gebräuchlich sind; der Musti in einem weißen Kasten, und endlich macht der Großwesir, als der höchste Beamte, umgeben von einem Schwarm Offizieren und Unterbeamten, der Reihe ein Ende.

Nachdem wieder vier kaiserliche Pferde einzeln vorbeigeführt worden, naht der Sultan. Voran Sklaven mit Weihrauchpfannen; ihnen folgt ein Trupp der kaiserlichen Leibwache, die Beik's und Solak's, mit Helmen oder hohen Mützen, auf welchen ein halbmondförmiger grüner Busch oder Reisherfedern paradiren, in langen Röcken, die auf der Brust und den Armen reich mit Goldtressen besetzt sind und bewaffnet mit alterthümlichen Speißen und Streitärten.

Die Leibwache und den Sultan umgibt ein besonderes wandelndes Spalier von Obersten zu Fuß. Er

selbst reitet ein prächtig geschmücktes Pferd, hat einen dunkel violetten Mantel um und trägt den Feh, auf welchem eine zwei Fuß hohe, von Diamanten zusammen gesetzte Feder, befestigt mit einer Handgroßen diamantenen Agraffe, prangt. Der Sultan ist ein schöner, ernst blickender Mann und trägt einen starken schwarzen Bart. Er bewegt sich gar nicht und blickt auch nicht zur Seite, sondern starr vor sich hin. Sobald er an den Flügel eines Regimentes kam, präsentirte es, die Soldaten riefen: „Allah!“ und die Musik blies einen Zammermarsch; das anwesende Volk stimmte in das Allah nie mit ein und benahm sich überhaupt theilnamlos.

Hinter dem Sultan folgt noch ein zweiter Trupp der Leibwache, eine Kompagnie Infanterie und hierauf noch eine Menge Civil-Beamte zu Pferde.

Wenn der Zug vorbei ist, machen die Truppen eilige Bewegungen, um sich für den Rückzug des Sultans zu ordnen, der ganz in derselben Weise stattfindet. Die größte Pracht ist auf die Schabracken und Zaumzeuge der Pferde verschwendet; der Reichthum der Goldstickereien an diesen und den Uniformen der Reiter ist blendend, immer aber nur noch ein schwacher Rest der ehemaligen Pracht, wo diese Aufzüge, wegen den malerischen und reichen Kostümen mehr Abwechslung und Interesse gewähren mußten.

Die Parade ist nicht das einzige Interessante während des Bakramfestes. Verläßt man sie und begiebt man sich auf die Brücke, dann könnte man dort den ganzen Tag stehen und wird immer Neues zu sehen haben. Da nach dem Aufzuge die hohen Herrschaften

sich gegenseitig Besuche abstatten, so müssen viele mit ihrem Gefolge ihren Weg über die Brücke nehmen. Truppen marschieren darüber, um nach Vera und Tophana zu gelangen, ihnen folgen die festlich gekleideten Zuschauer und der Platz wird nicht leer. Im Hafen stehen die Kriegsschiffe in Parade, d. h. sie haben die Flaggen von allen Nationen aufgezogen und feuern, an den fünf Gebetsstunden des Tages, Salven von 21 Schüssen ab, welchen die Batterien des Hafens und des Bosporus antworten, so daß ein lang anhaltender Kanonendonner, der sich in den Schluchten vielfach bricht, herrscht und Grabsteine auf den nahegelegenen Begräbnißstätten umwirft.

Auf diesen Lieblingsplätzen der Türken amüsiert sich das Volk, während der Dauer des Festes, auf Schaukeln, welche in verschiedener Form errichtet werden, oder sie lassen sich auf großen, besonders dazu aufgestellten, Waagen wiegen. Wandernde Kababdschis (Garböche) und Kahwadschis (Kaffeeköche) sorgen für ihren Magen, den sie in Massen mit Schekerlama oder Zuckerwerk füllen, bis sie neuer Kanonendonner auf die Knie und zum Beten treibt.

Sechszig Tage auf dieses Fest folgt der Kurban Bairam oder das Opferfest. Die Festlichkeiten sind dieselben wie am großen Bairam, nur muß der Sultan an diesem Tage einige Lämmer mit höchstgener Hand schlachten. In diesem Gebrauche folgen ihm seine höchsten Beamten und fast jeder Türke, der die Mittel zum Ankauf eines Schafes erschwingen kann, die dann bei dem großen Bedarf bedeutend im Preise steigen.

In der Woche vor dem Feste werden zahlreiche Hammelheerden durch die Straßen getrieben, die von Bulgaren aus den inneren Provinzen eingeführt werden. Die Bliese dieser Opferthiere sind oft bunt gefärbt, mit Glittergold und Bändern und die Köpfe und Schwänze mit Talismanen behangen.

Die beiden Bairams sind die einzigen großen Feste der Türken; das nächst bedeutendste ist das Geburtsfest des Propheten oder Newlud, an welchem sich der Sultan in einem ähnlichen Aufzuge, wie am Bairam, in die Achmed Moschee begibt, um das Schreiben des Scherifs von Mekka, worin ihm die glückliche Ankunft der heiligen Karawane angezeigt wird, in Empfang zu nehmen. Volksbelustigungen finden an diesem Tage nicht statt.

Außerdem feiern die Türken noch sieben heilige Nächte, ohne besonderes Gepränge, doch werden die Moscheen illuminiert und die Moslemen dürfen in diesen Nächten ihren Harem nicht besuchen. Eine Ausnahme hiervon macht nur der Sultan in der Nacht der Allmacht, welche in die Zeit des Ramazans fällt. In dieser Nacht erhält der Sultan eine Jungfrau zum Geschenk, wie ich bereits erwähnt habe. Die übrigen sechs heilig gehaltenen Nächte sind: die Nacht vor dem Newlud; die Nacht der enthüllten Geheimnisse; die Nacht der Unschuld und Reinigung; die Nacht der Himmelfahrt des Propheten und die beiden Nächte, welche den Bairamfesten vorangehen.

In der Mitte des Ramazans findet noch eine Hoffeier statt, welche religiöser Art ist und zu welcher nur

die höchsten Staatsbeamten zugezogen werden. An diesem Tage werden die im Serail aufbewahrten Reliquien enthüllt, von jedem Anwesenden geküßt und dann wieder gereinigt. Das hierzu gebrauchte Wasser wird, als etwas Vortreffliches, unter die Damen des Serails und Günstlinge vertheilt. Diese Reliquien sind: die heilige Fahne, der Mantel, der Bart und ein Zahn des Propheten. Ein öffentlicher Aufzug findet hierbei nicht statt, denn der Sultan begiebt sich ohne Gefolge ins Serail und kehrt ebenso geräuschlos in seinen Palast zurück.

Die größte Festlichkeit, bei welcher das Volk sich theilnehmen kann, ist der Auszug der heiligen Karawane, welchen ich theilweise in einem früheren Kapitel beschrieben habe. Die Pilger aus den europäischen Provinzen, welche sich der Karawane anschließen wollen, versammeln sich in der Hauptstadt; die aus den asiatischen Provinzen schließen sich auf dem Wege oder in Damaskus der Karawane an, wo der zweite Sammelplatz ist. An der Grenze von Egypten ist dann die Hauptstation, an welcher auch die Pilger aus Afrika zur Karawane stoßen, um vereint die Wallfahrt nach Mekka zu machen.

Bevor die Karawane nach Scutari überschifft, zieht sie am Serail vorüber, wo der Sultan in dem Mai Kösch dem Aufzuge zusieht. Eine Schwadron Sipahis eröffnet den Zug, der sich im ersten Hofe des Serails formirt. Dann folgen die Nachkommen des Propheten, die obersten Magistrats-Personen von Constantinopel, die Oberrichter von Rumelien und Anatolien, die Mollas und Geistlichkeit der Stadt, sämmtlich zu Pferde und von zahlreicher Dienerschaft begleitet. Ihnen folgen die

Beamten des Serails und der Hofzwerg, welchen vier Diener zu Fuß und eben so viele Kämmerer zu Pferde begleiten. Hierauf kommt ein Zug von Itschoglans oder Bagen zu Fuß, in reich gestickten Uniformen. Sie tragen Räucherpfannen und singen Hymnen. Hinter ihnen kommt der Pascha, welcher als Stellvertreter des Sultans die Karawane begleitet mit seinen Beamten, und der Ueberbringer des kaiserlichen Schreibens an den Scherif von Mekka.

Nun kommen die beiden heiligen Kameele, von denen das erste einen spitzigen Kasten, worin sich die heilige Decke für das heilige Grab befindet, das zweite aber nur einen leeren Sattel trägt. Beide sind prächtig geschmückt und die Türken werfen sich bei ihrer Annäherung vor ihnen nieder. Auf diese Kameele folgen die Pilger mit scandalöser Musik, eine Militair-Eskorte und die Maulthiere, welche in Kasten die Geschenke für das heilige Grab und Zelte tragen. Die armseligsten und zerlumptesten Pilger beschließen den Zug, der sich am Gartenthore einschiff, um nach Skutari überzusehen, wo er sich in der bereits beschriebenen Art wiederholt.

Großartigere Aufzüge, wie der Auszug der heiligen Fahne, wenn die Armee ins Feld zog, oder die großen Aufzüge der Zünfte bei feierlichen Gelegenheiten, leben nur noch in der Erinnerung und übergehe ich sie daher stillschweigend.

Die heilige Fahne ist 1826 bei der Vernichtung der Janitscharen zum letzten Male entrollt worden und kann nun für immer ausruhen.

Zu bemerken bleibt noch, daß die Türken an ihrem Gottestage, welcher Freitag trifft, wie gewöhnlich arbeiten. Bei den äußerst zahlreichen Feiertagen der Griechen und Armenter, ist in Constantinopel deshalb fast jeder Tag ein, von irgend einer Religionspartei, geheiligter Tag, so wie auch dort das Neujahr jährlich vier Mal vorkommt.

---

## Einundzwanzigstes Kapitel.

### Ein Ausflug nach Bujugdere, Belgrad und dem Josua-Berge.

Eine Landparthie nach Bujugdere ist eben nicht interessant, gewährt aber Abwechslung, wenn man die Fahrt durch den Kanal zu wiederholten Malen gemacht hat. Ich führe daher meine geehrten Leser zu Lande nach dem reizenden Sommeraufenthalte der Gesandten europäischer Mächte. Ich machte die Parthie, in Gesellschaft eines Freundes, zu Fuß, da Miethgäule und türkische Staatskarossen ungleich unbequemer sind, als Schusters Kappen.

Ueber den Kasernenplatz in Pera, am neu gebauten Militair-Lazareth und dem Kaffeehause Belle-Vue vorbei, gelangten wir ins Freie und waren nun in einer Wüste. Lange sieht das Auge hier nichts als kahle, von der Hitze weit aufgerissene Landflächen, versengtes Ge-  
sträuch und Staub. Die ganze Gegend bis Bujugdere besteht aus unzähligen Hügeln, welche die Passage erschweren und oft jede Aussicht benehmen. In den kleinen Thälern zwischen den Hügeln, werden Melonen angebaut, als die einzige Frucht, welche auf dem dürren Boden gedeiht. Bulgaren haben auf diesen Melonen-

feldern Strohhütten errichtet, in welchen sie bis zur Abnahme der Früchte campiren und Wache halten. Ein solcher Wächter, bei welchem wir Melonen kauften, äußerte seine Verwunderung darüber, daß wir zu Fuß gingen, worauf ein Zweiter witzelnd bemerkte: es werden arme Teufel sein, die kein Geld haben, um sich Pferde mietzen zu können. Daß man zum Vergnügen eine solche Fußparthie machen könne, will dem phlegmatischen Türken nicht einleuchten. Ihre Sohlen müssen sehr kitzlich sein und um so barbarischer eine Strafe, wie die Bastonade.

Eine Stunde hinter Pera liegt ein isolirtes Wacht-  
haus, ein schönes Gebäude, mit allem möglichen Mobil-  
liar und einem Garten versehen. Das Ganze gleicht  
einer Oase in der Wüste. Große Bäume gewähren hier  
Schatten und ein tiefer Brunnen im Garten läßt die  
Mannschaft keinen Wassermangel leiden. Da dieser  
Aufenthalt sonst romantisch und reizend ist, so können  
sich die hierher kommandirten Soldaten, wegen der langen  
Dauer des Wachtdienstes, wohl trösten. Wir hätten  
hier gern getrunken, der um Wasser angesprochene Sol-  
dat war aber keine Rebecka und tränkte uns nicht.

Hinter dem Wachtthause wird die Gegend lebhafter;  
man sieht Meierhöfe, kommt an mehreren Wasserpfehlern  
und an einer sonderbar konstruirten Windmühle, mit  
horizontal auf dem flachen Dache angebrachten Flügeln,  
vorüber und gelangt auf dem halben Wege in ein  
Tschiftlik oder Meierhof, mit einem Kaffeehause, das sehr  
besucht ist. Dem Kaffeehause gegenüber liegt ein Wacht-  
haus, über dessen Eingangstür eine große Uhr ange-

bracht ist, ein Gegenstand, den man selbst in Constantinopel selten findet.

Bis Bujugdere ist nun die Gegend romantisch; man befindet sich beständig auf oder zwischen grünen Bergen und je mehr man sich dem Bosphorus nähert desto üppiger wird die Vegetation und die Aussicht abwechselnd. Nach fünfstündiger Wanderung erreichten wir Bujugdere, wo mich mein Freund verließ, um ein Geschäft mit einem Gesandtschafts-Attaché abzumachen.

Da ich in Bujugdere mehrere Wochen gewohnt habe, so werde ich inzwischen dieses reizende Dorf und seine herrliche Umgebung beschreiben.

Bujugdere dehnt sich am Fuße steiler Berge und an dem Ufer einer großen Bucht, sehr lang aus, bildet anfänglich nur eine enge, schmutzige Straße, ohne Pflaster, die von finstern Gäßchen durchschnitten wird, bis die hölzernen Baracken, in denen Armenier und Griechen wohnen, verschwinden und ein breiter freier Platz, längs des Gestades beginnt, an welchem die geschmackvoll erbauten steinernen Hotels der fremden Gesandten und reicher Privatpersonen stehen. Hier sieht es nun sehr heimlich aus. Der schöne Platz am Ufer gewährt die angenehmste Promenade, die besonders Abends sehr belebt wird. Kaffeehäuser, im halb europäischen, halb orientalischen Geschmack möblirt, laden zur Einkehr, man macht vor ihren Thüren Kief und sieht dabei Schiffe durch den Kanal laviren, hört in den nahen Palästen fränkische Musik, oder doch wenigstens Flügel spielen, und geniest so mit allen Sinnen ungenirt, trotz der hier verkehrenden Noblesse, die jeden Zwang der Etikette abgelegt hat.

Die Palais der preussischen, österreichischen und russischen Gesandten stehen, in unwandelbarer Allianz, nebeneinander; es sind stattliche Gebäude, im modernsten Styl, auf deren Freitreppen oder Hofmauern, die herrlichsten orientalischen Gewächse in zierlichen Vasen prangen. Besonders zeichnet sich hierin das russische Palais aus. Vor diesem ankert im Hasen stets eine russische Fregatte und während meinem Aufenthalte in Bujugdere wiegte sich in der Nähe des Ufers noch eine allerliebste Gondel auf dem Wasser, die ausschließlich einem ungeheuern Neufundländer Hunde als Quartier diente, welchen Herr v. L. besaß. Hinter den Hotels ragen hohe Berge fast senkrecht in die Höhe und diese sind in die schönsten Gärten umgewandelt, die oft sechs gemauerte Terrassen übereinander bilden und einen imposanten Anblick gewähren. Der schmale Raum zwischen den Bergen und Gebäuden wird ebenfalls zu Gärten benutzt. Die Gänge in denselben sind meist mit bunten Kieselsteinen, mosaikartig gepflastert oder mit Bruchstücken von Muscheln bestreut, was zwar recht schön aussieht, das Gehen aber erschwert. Auf den Treppen und Mauerändern der Terrassen stehen Blumentöpfe und die Beete sind mit Buchsbaum eingefast. Granatbäume, mit ihren herrlichen rothen, Malven mit tellergroßen weißen Blüthen, Myrthen, Orangenbäume, phantastisch gezogene Rosenbäume und Jasmin, sind die gewöhnlichsten Zierden dieser Gärten, während auf den Terrassen Weinspaliere angebracht und die Mauern mit Schlingpflanzen reich bewachsen sind. Ich habe in Bujugdere einen Garten mit sieben solchen Terrassen, auf denen auch

Gebirn und Platanen zu finden sind, gezeichnet. So schön diese Gärten sind, so haben sie doch auch viel Gefährliches, denn das Erklettern der Terrassen ist ermüdend und fast ein halbsbrecherisches Wagestück und außerdem finden sich hier zahlreiche Skorpione.

Interessant ist das Schauspiel, welches man in Bujugdere bei der Geburtstagsfeier irgend eines Monarchen sehen kann, wenn die Gesandten der andern Mächte in ihren Galla-Uniformen und mit zahlreichem Gefolge den betreffenden Botschafter besuchen, um üblicher Weise ihre Glückwünsche darzubringen. Alle Ankommenenden erscheinen goldbetreft und die entfernter wohnenden Gesandten im Staats-Kaik, auf dessen Kiel die Nationalflagge weht und dessen Wände mit den Nationalfarben angestrichen sind.

Da im Sommer die Gesandten in Bujugdere, die türkischen Minister und hohen Beamten aber in ihren Landhäusern, an entfernten Punkten des Bosphorus u. s. w. wohnen, so kosten die Fahrten im Staatskaik den Gesandten enormes Geld, denn jede solche Fahrt kostet etwa 120 Thaler.

Die Kaiken der Gesandten haben nach ihrem Range verschiedene Größe, mit 3, 4, 8 und 10 Ruderbänken. Sie dürfen auf ihren Kaiken keinen Baldachin anbringen lassen, denn dieses Vorrecht hat, außer dem Sultan, nur der Groß-Admiral; wollen sie sich gegen die, auf dem Bosphor sengenden, Strahlen der Sonne schützen, so müssen sie sich eines Regenschirmes bedienen, der überhaupt zu diesem Zweck häufiger gebraucht wird, als gegen den Regen. Wenn die Gesandten eine Privat-

fahrt machen, so werden sie nur von einem Kawas begleitet, der auf dem Hinterdeck sitzt und die Wachtposten machen dann vor ihnen keine Honneurs, während bei Staatsfahrten vor ihnen präsentirt wird.

Auch für Privatpersonen, die einen Besuch abzustatten haben, ist eine Bosphorfahrt kostspielig, denn ein zweirudriges Boot kostet für den ganzen Tag 1 1/2 Thaler. Zur Bequemlichkeit des Publikums fährt aber jeden Morgen ein türkisches Dampfschiff von Bujugdere nach Constantinopel, welches an allen Orten des Bosphorus anhält, um Passagiere aufzunehmen oder abzusetzen. Abends kehrt es in derselben Weise nach Bujugdere zurück, und dauert eine solche Fahrt dann etwa 2 1/2 Stunden. Außerdem fährt täglich auch ein großes Markt-Kaif, mit sechs Rudern, nach der Stadt, welches von dem niederen Publikum als Journaliere benutzt wird. Männer und Frauen sitzen in solchen Kaifs von einander abgesondert; den Männern ist das Hinterdeck angewiesen und die Frauen müssen in der Mitte am Boden kauern, so daß sie, bei den hohen Wänden des Kaifs, nicht darüber hinwegsehen können.

Die Umgegend von Bujugdere ist reizend und zu Landparthien einladend. Gleich am Eingange des Dorfes, an der Stadtseite, beginnt ein schönes, lang gedehntes Thal, das nahe am Ufer des Bosphorus eine Platanengruppe, von sieben zusammen gewachsenen Stämmen enthält, die sämmtlich hohl sind. Die „sieben Brüder,“ wie man sie nennt, sind uralt, denn schon Gottfried von Bouillon soll i. J. 1097 unter ihnen gelagert haben, welche Ehre aber dem Thale von Hunkiar-Skelessi zu

Thell geworden. Sie sind ganz ausgebrannt und enthalten über dem Erdboden kaum noch einen Fuß Holz, sind aber dennoch beständig grün und verbreiten weithin den dichtesten Schatten. Vor 25 Jahren soll die Baumgruppe noch aus 14 Stämmen bestanden haben, die eine gemeinschaftliche Wurzel besaßen. Eine Menge Namen, in allen Schriftzeichen, sind in die Rinde dieser Bäume eingeschnitten. Die Höhlung in einer dieser Platanen ist so groß, daß ein Reiter darin sein Pferd wenden kann. Um ihren äußern Umfang sind Holzbänke errichtet und in einem Zelte, unter dem Schatten der Platanen, wird Kaffee geschenkt. Schade, daß das hier weidende Vieh den so schönen Platz so verunreinigt, daß man kaum ein Fleckchen findet, um sich auf dem üppigen Rasen niederlassen zu können.

Dagegen erhebt sich, dicht am Gestade, eine gemauerte Estrade mit Kaffeehaus, wo das Publikum im Freien Rief machen kann, ohne von dem im Thale weidenden Viehe belästigt zu werden; doch wird der Platz meist nur von Männern besucht, während es die Frauen vorziehen, im Grase zu lagern, da das Sitzen für sie auf den kleinen Sesseln zu unbequem ist.

Das Thal verengt sich, vom Ufer abwärts, allmählig; am Eingange von den folgenden Hohlwegen und Schluchten stehen zwei Wasserpfeller, und bald befindet man sich jetzt zwischen grünen Hügeln, die meist mit Lorbeergebüsch bewachsen sind und auf denen man schmucke Meierhöfe erblickt, so daß man sich in eine Schweizerlandschaft versetzt glaubt.

Diese Meiereien gehören meist dem Sultan, der sie verpachtet. Die Hirten, die man bei den Heerden sieht, sind Bulgaren, die sich die Zeit durch den Dudelsack vertreiben, in ihren Mühen von Schaffell und solchen Mänteln, den um den unteren Theil der Beine gewickelten Leinwandsegen und ihren Holzsandalen aber kein Bild eines idyllischen Schäfers liefern.

Der Weg, auf welchem wir uns jetzt befinden, ist nur zu Fuß oder zu Pferde zu passiren, da er für ein Wagengeleise zu schmal ist, und führt durch die Dörfer Bagdscheföi, Belgrad und Pyrgos in eine, mit dichten Wäldern von Eichen und Kastanien bestandene Gegend, die für den Baumelster, mehr aber noch für den Hydrauliker vom größten Interesse sein muß, denn hier findet sich der Complexus von Wasserbassins und Aquäducten vereint, welcher die Hauptstadt und die europäischen Vorstädte mit Wasser versorgt.

Das Wasser aus den Quellen und Bächen der vielen Hügel des kleinen Balkan, wird in sieben Becken gesammelt. Dies sind lange und tiefe Bassins, welche durch Schluchten zwischen den Bergen gebildet und durch starke Mauern eingedämmt werden.

Die Mauern sind mit Schleusen versehen und das etwa überfließende Wasser wird in andere Behälter geleitet. Das Plateau der Mauer bildet eine schräge Fläche, die mit Marmorplatten belegt und mit einer Ballustrade eingefast ist.

Sieben Aquäducte leiten das Wasser zu den drei Taksim, in und bei der Stadt, wo das Wasser in die Fontainen vertheilt wird. Der erste Aquaduct ist der

Sultan Mahmud I. welcher das Thal von Bujugdere begränzt. Er ist 1200 Fuß lang, 80 hoch und hat 21 Bogen; unter den mittelsten führt der Weg von Bujugdere nach Bagdscheföi durch.

Die weißen Mauern der Wasserleitung stechen angenehm von dem dunklen Grün der umgebenden Hügel ab und ein Rückblick auf Bujugdere, durch einen der Bogen, gewährt ein herrliches Gemälde, welches die Felsen an den asiatischen Ufern des schimmernden Bosporos, die Platanen Gruppe am Eingange des Thales und die nahen Hügelfetten bilden. Diese Wasserleitung führt nur das Wasser aus den beiden nächsten Benden, dem Mahmud I. und dem der Walide, nach Pera und die daran gränzenden Vorstädte.

Im Thale gelangt man nun zu dem Dorfe Bagdscheföi und hinter diesem, rechts vom Wege ab, zu den beiden vorhin genannten Benden, welche gleichzeitig im Jahre 1732 von Sultan Mahmud und seiner Mutter erbaut wurden. Der Bend der Walide ist von Marmor und man kann über diesen Damm sehr bequem gehen, da er einen breiten, gepflasterten, wenn auch abschüssigen Weg bildet, der mit einer niedern Mauer eingefast ist.

Hinter Belgrad, in dessen erstem Hause die englische Schriftstellerin, Lady Montague gewohnt hat, bis nach dem Dorfe Pyrgos, liegen zu beiden Seiten des Weges noch fünf Bende, und zwar rechts: der alte oder Gök-, Nivat- und Suleiman-Bend; links: der große Bend und der Mahud oder neue Bend, von denen der letzte der schönste ist und den ich, als ein prächtiges

Bauwerk, das in der romantischen Waldelsamkeit, unter hochüberragenden Kastanienbäumen, sich sehr vorthellhaft ausnimmt, gezeichnet habe.

Der Damm ist von Marmor; auf dem Wege desselben steht eine steinerne Denktafel, mit einer Inschrift und darüber der Namenszug des Sultans, auf grünem Schilde, von Goldbuchstaben. Die Vallustraden bilden gleichzeitig steinerne Bänke, von deren man die gesammte, allerdings sehr schmutzige Wasserfläche, in ihrem ganzen Umfange übersehen kann. Die dichten Gebüsche am Ufer berühren mit ihren Zweigen fast den Wasserspiegel; Alles athmet hier Ruhe, welche nur durch das Rieseln des abfließenden Wassers gestört wird. Von dem gemauerten Damme führen, gleichfalls gemauerte, Terrassen auf den Platz vor demselben, und in der Mitte am Fuße der Mauer ist ein Gewölbe angebracht, welches mit künstlichen Weinstöcken von Erz ausgeschmückt ist. In dem Gewölbe ist ein zierliches Marmorbecken enthalten, aus welchem das schon filtrirte Wasser in einem Strahle emporsprudelt. Der Damm und die Terrassenränder sind mit grünen Drahtgittern umflectigt und das sämmtliche Mauerwerk ist hellgrau angestrichen und an den Ecken und Rändern weiß eingefast.

Zur rechten Seite des Dammes steht auf einer Estrade ein geschmackvoller Kiosk, mit einer von vier Säulen getragenen Halle, zu welcher steinerne Stufen hinaufführen. Sultan Mahmud II. hatte eine besondere Vorliebe für diesen reizenden Ort und soll ihn noch kurz vor seinem Tode besucht haben, bei welcher Gelegenheit

sich auch die ersten Anzeichen der Krankheit einstellten, die ihn fortruffte.

Ein Wächter, der bei dem Kiosk seine Hütte aufgeschlagen, bewacht ihn und den Bend; er ist zugleich Kaffeewirth, da der Ort häufig besucht wird. Interessant ist ein Besuch namentlich im Herbst, wenn die Blätter der Bäume und die gerelsten Kastanien zu fallen beginnen, welche letztere in großer Menge unbenutzt liegen bleiben.

Westlich vom Mahmud Bend erhebt sich der, 1300 Fuß lange und 80 Fuß hohe, Aquäduct von Paschadere, der das Wasser in einen Kanal leitet, welcher bis zum schönen Aquäduct führt. Letzterer wird auch der Ellenbogen-Aquäduct genannt, weil er nicht in gerader Linie, sondern in zwei Theilen erbaut ist, die in einem fast rechten Winkel zusammenstoßen und hier auf dem Rücken eines Hügels ruhen. Er ist nur 1000 Fuß lang aber höher als die übrigen. Folgt man dem Laufe des Barbyseß stromaufwärts, so gelangt man, bei Pyrgos vorbei, zu dem langen Aquäduct, 2000 Fuß lang und von Suleiman dem Großen erbaut. Die beiden letztgenannten Aquäducte führen das Wasser zu dem Baschawuhz Osman II. Es ist dies ein rundes gemauertes Wasserbecken von 40 Fuß im Durchmesser und 20 Fuß Tiefe, zu welchem steinerne Stufen hinabführen.

v. Hammer erzählt in seiner Geschichte der Osmanen: „Sultan Osman II. hatte, während seiner vierjährigen Regierung, nur zu einem einzigen Baue Zeit oder Lust, zu dem des Wasserbehälters bei Pyrgos. Der erste Erbauer desselben war der griechische Kaiser Andro-

nikus der Commene, dessen Hinrichtung der greulichste und abscheulichste aller Herrschermorde der blutbedeckten byzantinischen Geschichte, sowie die Hinrichtung Osmans, die schauer- und trauervollste Handlung osmanischen Heeraufzuges. Da Andronikus und Osman, als Erbauer des Wasserbehälters bei Pyrgos, in waldbiger einsamer Gegend, welche schwermüthigem Sinne besonders zusagt, in den Jahrbüchern der Wasserleitungen Constantinopels neben einander stehen, so mögen sie auch hier, als Schlachtopfer entzügelter Volkswuth und Soldatengewalt, in den letzten Augenblicken ihres tragischen Endes, neben einander betrachtet werden. Die Erinnerung an diese Schandflecken griechischer und osmanischer Geschichte genügt, um den Genuß der Waldeinsamkeit am Wasserbehälter von Pyrgos zu vergiften."

Das Wasser aus diesem Behälter fließt durch einen Kanal ab und gelangt dann in den justinianischen Aquäduct, welcher über das Thal von Alibeitöi geht. Er ist zwei Stock hoch und jedes Stockwerk enthält abwechselnd größere und kleinere Bogen, von denen die unteren größer als die oberen sind. Er ist der kürzeste Aquäduct und leitet das Wasser nun durch Kanäle und Wasserpfeller bis zu dem Taksim am krummen Thore (Egri-Kapu). Noch näher an der Stadt befindet sich der kleine Aquäduct von Dschebedschiköi, welcher der älteste sein soll, obgleich er sehr gut erhalten ist und kein hohes Alter verräth.

Zu den Wasserleitungs-Bauten gehören nun noch die Wasserpfeller, deren ich vorübergehend schon erwähnt habe, doch dürfte ihre nähere Beschreibung hier am

Platze sein. Es sind dies steinerne Pyramiden von verschiedener Höhe, die auf ihrer oberen Fläche ein Wasserbecken bilden, in welche das Wasser, durch eine bleierne Röhre, mittelst seiner eigenen Kraft getrieben wird. In dem Becken wird das Wasser gelüftet und fällt dann durch andere Röhren wieder in den Kanal zurück, der es bis zum nächsten Pfeiler führt. Jeder folgende Wasserpfeiler ist etwas niedriger als der vorhergehende und ersetzen sie so in den Ebenen die hohen Bogen der Aquädukte, während ihre Herstellung minder kostspielig ist als jene, und kann endlich durch sie das Wasser leichter nach allen Richtungen geleitet werden.

Obgleich wir uns nun dem Thale der süßen Wässer, auf der europäischen Seite des Bosporus genähert haben, so kehre ich doch nach Bujukdere zurück, um von da aus noch einen Besuch auf dem Josua Berge abzustatten, während ich den süßen Wässern ein besonderes Kapitel widme.

Die Polizei-Aufsicht ist in der eben beschriebenen Gegend sehr streng, denn hier dürfen weder Brunnen gegraben, noch Vieh in den Bächen getränkt oder gar Wasser aus den Benden, zur anderweitigen Bewässerung von Feldern oder Gärten, abgeleitet werden. In dem großen Bezirke der Wasserleitungen dürfen auch die Waldungen nicht geholzt werden, damit der Boden immer Schatten habe und von Hitze nicht austrocknen kann. Wer einen Bend beschädigt wird zum Bagno verurtheilt.

Auffällig ist in diesen weidläufigen Waldungen der Mangel an Wild. Die Türken gehen nicht auf die Jagd, weil der Koran die Thiere, welche nicht mit einem

Streiche getödtet werden können, für unrein erklärt und daher auch von Christen getödtetes Bild nicht benutzen. Man findet jedoch Rehe, Hasen und Rebhühner in den Wäldern bei Belgrad; doch dürfen auch Franken nur mit einem Jagdscheine (Leskere) versehen, welcher vom Großwesir den Gesandten und von diesen den Jagdliebhabern zugestellt wird, auf die Jagd gehen, widrigenfalls ihnen von jedem Wächter das Gewehr weggenommen werden kann.

Dem Golf von Bujugdere gegenüber, auf der asiatischen Seite des Bosporus, erhebt sich der Riesenberg oder Josua-Berg, so genannt von dem angeblichen Grabe Josua's, welches man auch kurzweg Riesengrab nennt, und welches auf dem Gipfel des Berges liegt. Um den Kanal an dieser Stelle zu überfahren, bedarf ein zweirudriges Raif, bei ruhigem Wetter,  $\frac{3}{4}$  Stunden.

Am Fuße des Berges, dicht am Ufer des Kanals, steht ein einzelnes Kaffeehaus unter dem Schatten von Platanen, in welchem man sich zur Ersteigung des Berges, auf der Erde sitzend, durch Kaffee und Früchte restauriren kann. Der Berg ist steil, enthält große Sandgruben, zerstreut liegende Landhäuser und ein Botaniker könnte hier den ganzen Tag umherstreifen, da er in allen Klüften und den Felsenwänden immer neue und schöne Pflanzen finden wird. Es wachsen hier Myrthen, Lorbeersträucher, Jasmin, Melisse, Wintergrün, Seidenbast, Rosen und tausenderlei Gewächse, die wir nur in Treibhäusern ziehen, wild; der ausströmende Geruch derselben ist fast betäubend und der Boden wegen

den kleinen Moospflänzchen spiegelglatt. Auch Insekten-Sammler würden hier reiche Beute machen.

Das Erstelgen des Berges erfordert eine Stunde; die Mühe wird aber reichlich durch die großartige Aussicht belohnt, welche man vom Gipfel aus auf das schwarze Meer mit den kyanätschen Felsen, die Orpheus durch seinen Gesang zum Stehen brachte, den Bosporus mit den Ruinen und Festungswerken an demselben, die Palaistrelhe in Bujukdere und die fernen Abhänge des kleinen Balkan hat.

Als ich mit meinem Freunde, dem Sprachlehrer L., den Berg besuchte, trafen wir auf dem Gipfel einen deutschen Maler unserer Bekanntschaft, welcher ein Romadenleben führte, um Skizzen zu sammeln, die er unter einem Robinson-Schirm aufnahm. Bei der malerischen Aussicht, die sich uns darbot, kam die Unterhaltung bald auf Kunstgegenstände, und besonders waren wir in der Lage, das Prachtwerk des Engländers Allom: Parthien aus dem Bospor und die Umgebungen Constantinopels, zu recensiren. So schön dieses Werk in der Ausführung ist, so fehlt ihm doch Naturtreue, weil der Kupferstecher nach eigener Phantasie Ausschmückungen angebracht hat, die in der That überflüssig sind und welche allerdings nur von vergleichenden Augen wahrgenommen werden können.

Die Hauptsache auf dem Berge ist das Grab Josua's; es ist mit Mauern umgeben, an welche ein Bethaus mit einem Begräbnißplatze stößt. Die Eingangsthüre ist zwar geschlossen, dieselbe wurde uns aber für 3 Piaster Bagdschis geöffnet. Ehe man eintreten darf,

muß man sich vorher wenigstens die Hände waschen. Die Neugier wird sehr bald befriedigt, denn es ist am Grabe nicht viel zu sehen und nur seine Größe auffällig. Das muß ein kolossaler Mann gewesen sein, der Josua; sein Grab ist 30 Fuß lang und 10 Fuß breit und hat etwa zwei Fuß hohe gemauerte Seitenwände. Auf der Oberfläche derselben steht eine Laube mit Weinreben, in jeder Ecke ein Buchsbaum und ist sonst über und über mit schönen Blumen bepflanzt. Ein schmaler Gang führt um das Grab herum, welches in den heiligen Nächten illuminirt wird, obgleich Josua kein türkischer Heiliger ist.

Außer dem Grabe befinden sich auf dem Berge noch ein Derwisch-Kloster (Monastir), ein Kiosk des Sultans, ein Wohnhaus für Wallfahrer, ein solches für den Wächter und ein Kaffeehaus, in welchem man jeden Tropfen Wasser und also auch den Kaffee theuer bezahlen muß.

Neben dem Riesenberge liegt am Ufer die Batterie von Madgar Labiassi, in welcher die Festungs-Artillerie jährlich ihre Schießübungen abhält, und habe ich bei dieser Gelegenheit, von einem Vorsprunge des Berges, die Schüsse beobachtet. Das Ziel war eine 20 Fuß lange Scheibe, auf festgeankerten Rähnen in einer Entfernung von 1000 Schritt aufgestellt; viel zu klein, weshalb auch bedeutende Seitenabweichungen vorkamen. Das Rollen aus Kanonen war höchst interessant; man konnte die Kugeln, welche 8 — 14 Aufschläge auf dem Wasser machten, deutlich sehen. Bei jedem Aufschlage spritzte das Wasser, als weißer Schaum, hoch in die

Höhe, weshalb sie auch bequem beobachtet werden konnten. Die Schiffe fuhren während dem Schießen ungehindert vorüber und glaube ich, daß es für eine Dampfschiff-Kriegsflotte keine Schwierigkeiten haben würde, den Kanal glücklich zu passiren, da sie bei ihrer Schnelligkeit auch das Feuer der Schlöffer von Hissari nicht lange auszuhalten haben würden.

Aus diesem Kriegs-Schauplatze verseye ich nun meinen freundlichen Leser in ein reizendes Thal, wo ihn die ländlichen Vergnügen der Constantinopolitaner erwarten. —

---

## Zweiundzwanzigstes Kapitel.

### Ein Sonntag in den süßen Gewässern.

An den Sonntagen im Frühling und Herbst werden alle, zu ländlichen Parthien nur irgend geeignete Punkte um Constantinopel von den Einwohnern fleißig besucht, und namentlich die schönen Thäler der himmlischen und der süßen Wässer; letzteres von Franken mehr besucht als jenes. Obgleich diese Thäler von türkischen Nichtsthuern täglich besucht werden, so wird der Fremde doch wohlthun, seinen Besuch derselben für einen Sonntag aufzuspahren, weil dann das Leben hier ein weit mannichtigeres ist, als gewöhnlich, indem sich dann auch die Peroten in's Freie locken lassen, um sich von sechstägiger Anstrengung ungenirt zu erholen.

Hunderte von Sonntagsreitern besteigen bei den Friedhöfen hinter Pera, magere Miethgäule, um, gefolgt von dem Herrn des Kleppers, der sich an der Kruppe des Thieres anhält, schneller zum Ziele zu gelangen. Frauen erklettern hier auf Leitern die harrenden, oxsenbespannten Arabas, und hinaus geht es durch öde, staubige Gegend, Berg auf und ab, dem Thale zu. Gewöhnlich wird auf der Tour am Sattelzeuge der Reiter

halb Etwas verdorben, das Reiten unter einem Regenschirm ist ermüdend, und da auch die Wagen, in denen die Damen fahren, nur Schritt vor Schritt weiter kommen, so sehnt sich Jedes nach dem Ziele, das nur langsam erreicht wird.

Je näher man dem Thale kommt, desto anmuthiger wird die Gegend und der Eingang in dasselbe ist wirklich überraschend. Hier wird man von Bulgaren empfangen, welche, in Schaffelle gehüllt, mit Schmutz und Erde bedeckt, nach den Tönen des Dudelsacks die Ankommenden tanzend begleiten, bis man sich von ihnen loskauft. Sie werfen dabei ihre Pudelmützen vor die Füße des Fremden in den Staub und geberden sich wie wahnsinnig, so daß man sie eher für Affen als Menschen halten könnte.

In der Nähe des kaiserlichen Lustschlosses Kiahathane betritt man das reizende Thal, welches von dem Flusse Barbyses durchschnitten wird, der sich nach etwa 3000 Schritten in das goldene Horn ergießt. An seinen Ufern stehen ungeheure Platanen, unter deren Schatten sich zahlreiche Gruppen von Besuchern aller Nationen ergötzen. Der Fluß ist mit Rähnen bedeckt, da ein großer Theil des Publikums die Parthie zu Wasser macht, während sich auf dem Lande eine Wagenburg weithin erstreckt und allenthalben die, vom Sonntagsritt ermüdeten, Pferde grasen.

Buntere und malerischere Gruppen findet man nirgends wieder als hier und reisende Maler, welche man hin und wieder sieht, die mitten im Gewühl eine flüchtige Skizze derselben aufnehmen, werden oft nur durch

die Reichhaltigkeit veranlaßt, ihr Buch wieder zuzumachen. Auch hier bleiben die Türken von den Frauen entfernt und suchen sich ihnen nicht zu nähern; sie kennen den Reiz nicht, mit welchen Frauen jedes Vergnügen würzen. Die Männer kauern vor den zerstreuten Kaffeehütten auf niederen Schemmeln, während die Frauen entweder im Wagen bleiben, oder mit untergeschlagenen Beinen auf Teppichen sitzen, auf welchen ihre Pantoffel vor ihnen in Parade aufgestellt sind.

Im Freien lassen die Türkinnen oft ihre Mäntel (Feridsch's) fallen, um ihre Figur sehen zu lassen. Ihr Gesicht bleibt allerdings verschleiert, dagegen werden dabei Reize bloßgestellt, welche unsere Damen öffentlich nicht enthüllen würden. Darin liegt ein wesentlicher Unterschied zwischen den abend- und morgenländischen Damen, daß jene frei und oft gern ihr Antlitz sehen lassen, dafür aber andere Theile des Körpers sorgfältig verbergen, während die Morgenländerinnen entgegengesetzter Ansicht sind. Da die Türkinnen keine Corsette tragen, so erlangt ihr Busen sehr bald eine Unform, die eben nicht geeignet ist zu verführen.

Man hätte hier Gelegenheit genug, mit den Türkinnen ein verliebtes Abenteuer zu bestehen; diese sind aber selbst dagegen, wahrscheinlich aus Furcht, da der Ehebruch mit dem Tode bestraft wird. Ihr einziges Vergnügen besteht also nur darin, daß sie ihre Kleider öffentlich produciren und sich den Magen mit Strömen von Kaffee und ganzen Ballen von Zuckerwerk füllen können, wobei sie von Sklavinnen bedient werden. Mit Puß überladene kleinere Kinder, sämmtlich mit krummen

Beinen, bleiben unter der Obhut ihrer Mütter, während ältere Knaben, mit großer Gewandtheit, auf kleinen Pferden durch die Menge reiten, wobei ihnen die Krümmung der Beine sehr zu Statten kommt.

An verschiedenen Punkten spielen jüdische Possenreißer im Freien Theater, begleitet von erbärmlicher Musik, wobei auch der Bajazo eine bedeutende Rolle spielt. Indische Gaukler produciren ihre Taschenspielerkünste, die oft um so überraschender sind, als sie hierzu gar keine Vorkehrungen treffen können. Die Türken umlagern förmlich diese Künstler, welche den Pöbel sehr gut unterhalten, der aber auch hierbei stumm und theilnamlos auf der Erde kauert.

An einer andern Stelle hat eine fränkische Gesellschaft ihr Lager aufgeschlagen. Damen kochen in Kesseln ihren Pilaw oder Kaffee, wozu ihnen einige Herren auf Guitarren Etwas vorspielen oder singen, während sich andere auf die Jagd begeben, um kleine Vögel zu schießen, die den Genuß des ländlichen Mahles erhöhen sollen. Namentlich sind die böhmischen Glashändler aus Galata, die fast alle musikalisch sind und sich stets zu Vergnügungspartien vereinen, raffinirt in Erfindungen von allerhand Belustigungen, denen sich dann andere Franken gern anschließen, wozu sie stets willkommen sind. Auf noch anderen Punkten tanzen ganze Reihen von Griechen und Bulgaren einen Reigen, zu welchem sie sich an den Händen halten, bald auf dem einen, bald auf dem andern Beine balanciren, einige Schritt vor, zurück oder seitwärts gehen und sich von Zeit zu Zeit einander auf die aufgehobenen Hände schlagen. Die albernsten Ge-

sichter, welche die Tänzer schneiden, passen sehr wohl zu dem einförmigen Tanze, den nur Männer aufführen.

Ueberall klimpern, dudeln und heulen Zigeuner auf Cymbalen und Dudelsäcken gräuliche Concerte, und freche griechische Knaben verlocken die Türken zu heimlichen Vergnügen.

Jeder Anwesende amüßirt sich, unbekümmert um den Nachbar, wie er kann und will, singt, tanzt, raucht oder schläft, wie es ihm der Augenblick eingiebt. Zwischen den aufgeschlagenen Zelten und den bunten Gruppen drängen sich Muhalibidschis-, Käse- und Backwaarenhändler, Eis- und Wasser-Verkäufer, von denen erstere das Gefrorene in bleiernen Gefäßen, die in Schnee gefüllte Holzimer gestellt sind, auf dem Kopfe herumtragen, während letztere ihren Wasservorrath in Blechkrügen bewahren, und mit dem Rufe: „Buz dschibbi!“ oder „Sauf su!“ Käufer anlocken, in welches Geschrei das „Muhali bi!“ der Confecthändler einfällt. Ernst und gravitatisch schreitet hier der, dreißig Zoll hohe, kaiserliche Hofzwerg mit seinem starken struppigen Barte und häßlichen Gesichte vorüber, begleitet von zahlreicher Dienerschaft, die sich in ehrfurchtsvoller Entfernung von ihm hält und ihm, wo es nöthig ist, Platz macht, indessen neu ankommende vornehme Türken ihre Pfeifenstopfer, Pferdedefnechte und die Bedienung der Kaffeewirthe in beständige Bewegung setzen, so daß man oft durch das Gewühl kaum hindurch kann und sich seine Bedürfnisse selbst beschaffen muß.

Leider ist auch dieses schöne Thal stellenweise sehr unsauber, denn im Frühjahr dient es den kaiserlichen

Pferden sechs Wochen hindurch zur Weide, wohin sie in festlichem Aufzuge geführt und während welcher Zeit sie von bulgarischen Gaisen bewacht werden, die sich aber wenig um die Reinigung des Platzes kümmern, den dann noch die, vor die Wagen gespannten Büffel neuerdings verunreinigen.

Hat man sich an dem Anblick der verschiedenen Gruppen und ihren Unterhaltungen genug erbaut, dann bietet das romantische Thal noch anderen Stoff zur Zerstreuung. Vor Allem ladet das erwähnte Lustschloß des Sultans zu einer näheren Besichtigung ein, besonders da der Zutritt Jedem gestattet ist. Das Schloß Kiahatthane ist von einer Mauer umgeben und seine Bauart unschön, weil der obere Stock, wie bei jedem Privathause, über den unteren hervorragt. Die Mauer umschließt einen großen freien Platz, der zum Dschiridwerfen für die Pagen bestimmt war, als Vorhof, in welchem eine Batterie von vergoldeten Kanonen aufgestellt ist. An einer Seite des Vorhofes befindet sich ein Kanal, welcher das Wasser zu ein Paar Springbrunnen von Bronze leitet, die mit Zierrathen aller Art überladen sind. Der mit Marmorplatten ausgelegte Kanal bildet an einer Stelle einen künstlichen Wasserfall, indem das Wasser in ein Bassin herabstürzt. Der Garten im Vorhofe ist altmodisch und sehr vernachlässigt.

Näher an der Mündung des Kiahatsu, wie die Türken den Barbyzes nennen, liegt noch ein schöner Kiosk des Großherrn, dessen Dach von weißen Marmorsäulen getragen wird, die reich mit Gold verziert sind. Der Fußboden im Innern ist mit herrlichen Teppichen belegt und der Divan mit Goldstoff überzogen.

Außerdem giebt es in dem Thale noch eine Menge von Köschken und Landhäuser von Privatleuten. Sultan Achmed III. hatte es durch verschiedene Anlagen verschönert, von denen die meisten bei der Empörung im Jahre 1730, in welcher der Sultan entthront wurde, wieder zerstört worden sind. Das von Natur so anmuthige Thal bedarf jedoch zur weiteren Ausschmückung nicht der Kunst, es würde vielmehr dadurch nur verlieren.

Ganz in der Nähe der Mündung führt eine Brücke über den Fluß nach dem schönen Dorfe Alibalköi, welches an den Ufern des Alibalköisu oder Cydaris liegt, der sich in gleicher Höhe mit dem Barbyseß ins goldene Horn ergießt. In den Wellen dieses Flusses ertrank der preussische Ingenieur Leutenant F., welcher als Instrueteur die Arbeiten der türkischen Pioniere leitete, bei einer Ueberschwemmung, indem er mit dem Pferde ins Wasser stürzte, als er die, durch Ueberschwemmung beschädigten Bauten besichtigen wollte.

Zu den Sehenswürdigkeiten des Thales gehören endlich noch die Ruinen des Palastes von Kara Agatsch, an dem äußersten Ende des Hafens, welche sich mit den zersprungenen Mauern aus denen überall Schlingpflanzen herauswachsen, sehr malerisch produciren. Man steht hier noch einige zerfallene Wasserbecken und ausgetrocknete Springbrunnen in den Höfen und ein Wächter gestattet, für wenige Paras, Jedermann den Eintritt in die inneren Gemächer, durch deren zerschlagene Fenster Bäume ihre grünbelaubten Aeste drängen. An den Palast gränzt eine Reihe von Schuppen, zur Aufbewahrung der Gondeln des Großherrs und hier wollen wir uns einschiffen, um zu Wasser nach Constantinopel zurückzufahren und noch die Begräbnißplätze zu besuchen.

## Dreiundzwanzigstes Kapitel.

### Die Begräbnißplätze in Constantinopel.

Große Begräbnißplätze der Türken, Juden und Christen umgeben Constantinopel auf der Landseite bis Ejub, erstrecken sich am Ende des Hafens dann über die Anhöhen weiter bis Beschiktasch, und ziehen sich an beiden Ufern des Bospors hin, bis ihnen der ungeheure Friedhof hinter Skutari ein Ende macht. Auch innerhalb der Stadt findet man sie bei Moscheen, zwischen den Häusern der Lebenden und fast auf allen unbebauten Plätzen.

Der Unterschied zwischen den Friedhöfen der verschiedenen Religionssecten ist auffallend, denn während die türkischen, griechischen und armenischen Begräbnißplätze mit Cypressen-Wäldern besetzt sind, welche die Gräber mit ihrem dunklen Laube beschatten und einen eigenthümlichen Anblick gewähren, sind die Grabstätten der Franken und Juden fahl und schuglos.

Ein hauptsächlichlicher Unterschied macht sich aber auf ihnen in den Formen der Grabsteine und der Art und Weise, wie sie vom Publikum respektirt werden, bemerklich. Ein türkischer Begräbnißplatz dient zur Lieblings-

Promenade und zu inneren, ungestörten Betrachtungen für Türken und Ungläubige; die armenischen und griechischen als Sammelplätze für allerhand profane Belustigungen; der fränkische gar zum Putzen der Pferde für das Militair und als Übungsplatz für dessen Hornisten und Tambours, während der jüdische von Niemandem freiwillig betreten und, wo möglich, vermieden wird.

Auf allen türkischen Friedhöfen findet man Werkstätten von Steinhauern, bei welchen jederzeit fertige Grabsteine zu erhalten sind, denn das Grab jedes Türken ist mit einem solchen geschmückt, mag er auch eine noch so geringe Stellung auf Erden eingenommen haben. Seine Angehörigen würden es als Mangel an Achtung ansehen, wenn sie seiner Ruhestätte nicht diesen Schmuck gestatten wollten. Hierin macht sich bei den Türken ein greller Contrast bemerkbar. Während sie bei Lebzeiten für alle äußeren Vorzüge des Lebens gleichgültig sind, wollen sie nach ihrem Tode glänzen und in der Erinnerung Anderer fortleben. Ihre Grabmäler sind daher, nach Rang und Reichthum, mehr oder weniger großartig, mit Inschriften geschmückt und an der Form der Turbane, auf den Grabsteinen, erkennt man sogar den Rang und Stand des darunter Beerdigten; hier wird also der Ausspruch: der Tod macht alle Stände gleich, unpractisch. Da die Turbane bei den Türken ganz aus der Mode kommen, so hat man nur noch auf den Friedhöfen Gelegenheit, diese verschiedenartigen Kopfbedeckungen früherer Zeiten kennen zu lernen. Je vornehmer der Träger war, desto umfangreicher war sein Kopfsputz. Man unterscheidet besonders drei Arten von

Grabmalen. Die der Reichen bestehen aus einem steinernen Kasten ohne Deckel, mit Erde gefüllt und oben mit Blumen bepflanzt. Die der Mittelklassen sind nur eine, auf dem Grabe ruhende Steinplatte, in deren Mitte sich eine längliche Oeffnung befindet, weil die vollständige Bedeckung des Grabes mit Steinen verboten ist, und Mohamed so leichter mit dem Todten in Verbindung treten kann. Bei diesen beiden Arten von Monumenten stehen noch zwei Steine, einer am Kopfende der andere, kleinere zu Füßen. Die Grabmäler der Armen bestehen nur aus diesen beiden, senkrecht stehenden, Steinen, von denen die Steine am Kopfende bei Männern mit dem Turban oder Fez, die auf der Spitze des Steines ausgehauen werden, geschmückt sind, während die Kopfsteine der Frauen an der Spitze in Form einer Muschel oder eines Blattes endigen. Die Steine zu Füßen, sind, bei beiden Geschlechtern, mit gemalten oder ausgehauenen Blumen versehen. Die meisten dieser Monumente haben Inschriften, die aber nur Todestag, Name und Stand der Verstorbenen angeben, ohne persönlicher Verdienste zu erwähnen. Viele von den Grabsteinen fallen ein, ohne daß sie wieder aufgerichtet werden, wodurch die Grabstätten ein melancholisches Aussehen erlangen. Am meisten wird für die gute Erhaltung der Gräber auf dem Begräbnißplatz zu Gjub gethan, wo nur reiche und vornehme Türken ruhen, während der in Skutari der umfangreichste ist, weil sich die Türken gern auf asiatischem Boden bestatten lassen.

Nacht sich der letzte Augenblick eines Türken, so sagen die Anwesenden Sprüche aus dem Koran und das

Glaubensbekenntniß her und das Zimmer wird mit Wohlgerüchen erfüllt, was auch in der ärmsten Hütte stattfindet. Der nächste Verwandte drückt dem Verschiedenen die Augen zu und bindet ihm ein Stück Leinwand um die Stirn. Der Todte wird dann auf ein Ruhebett gelegt, entkleidet und der Imam der nächsten Moschee gerufen, welcher die Leiche des Verstorbenen abwäscht, wobei er von dem Gebetausrufer und einem Kirchenwächter unterstützt wird. Die Leichen von Frauen werden von Weibern gewaschen. Der Imam reibt hierauf die Leiche an der Stirn, Nase, den Händen, Knien und Füßen, als den Theilen, welche beim Beten mit der Erde in Berührung kommen, mit Kampfer ein, worauf sie in die Leichentücher gehüllt wird; ist es ein Mann, so werden ihr noch Kopf und Bart glatt geschoren, die Haare der Frauen dürfen jedoch nicht angerührt werden.

Nachdem dies geschehen ist, wird die Leiche wieder auf das Ruhebett, und von da in die mit Wohlgerüchen erfüllte Bahre gelegt, und in dieser auf den Begräbnißplatz getragen, was stets noch am Todestage vor Sonnenuntergang, spätestens am folgenden Morgen in aller Frühe geschehen muß. Sobald die Leiche auf die Bahre gebracht worden, spricht der Imam oder ein männlicher Verwandter die Todtengebete. Nach den Gebeten fragt der Imam die Anwesenden, ob der Verstorbene ein guter Muselman gewesen und eines streng gläubigen Begräbnisses würdig sei? Wird diese Frage mit Ja beantwortet, dann tragen die nächsten Verwandten die Bahre auf den Begräbnißplatz, wobei sie von den Begleitern abgelöst werden, denn das Helfen beim Tragen der Bahre hal-

ten die Türken für ein Verdienst. An dem Kopfe der Bahre wird bei Männern ein Fes oder ein Turban befestigt. Am Grabe wird die Leiche herabgenommen und in Strohteppeiche gehüllt, oder man begräbt sie im Leichenkleide wobei das Gesicht unbedeckt bleibt. Auch bei den reichen Türken, welche in Särgen begraben werden, wird der Deckel verschoben, so daß das Gesicht frei ist. Frauen werden immer in Särgen begraben.

Die Gräber werden so aufgeworfen, daß die Leiche mit ihrer rechten Seite stets nach Mecca zugewendet ist. Man legt erst Bretter auf dieselbe, die Verwandten werfen darauf etwas Erde, worauf die Todtengräber das Grab zuschütten. Dann setzen sich die Anwesenden um das Grab, der Imam ruft drei Mal den Namen des Todten und den seiner Mutter aus, wenn aber letzterer unbekannt ist, bei Männern den Namen der Jungfrau Maria, bei Frauen den der Eva, und schließt die Cerimonie durch ein Grabgebet. Für reiche Türken läßt man in den Moscheen noch den Koran lesen.

Bei den Begräbnissen der Türken sind alle Zeichen der Trauer verboten, und obgleich die Frauen zu Hause laute Ausbrüche des Schmerzes hören lassen und auch Klageweiber gemiethet werden, so dürfen sie doch weder der Leiche folgen noch den Todten ansehen und müssen im Harem bleiben. Daß die Bestattung der Verstorbenen mit solcher Eile erfolgt, beruht auf dem Ausspruch des Propheten: „Es ist recht, den Auserwählten des Herrn schnell zum Ziele zu bringen; ist es aber ein Gottvergessener, dann esse man um ihn los zu werden“; doch

mögen allerdings dabei viele Personen scheinodt begraben werden.

Die Leichen der Armenier werden in einem Sarge ohne Deckel, und nicht auf den Schultern der Leichenträger, sondern tief in ihren Händen getragen, wodurch sie den Blicken der Vorübergehenden bloßgestellt werden. Bei ihren Begräbnissen geht in der Regel eine zahlreiche Geselschaft und Chorknaben mit, welche brennende Wachskerzen tragen, und gehen diese in zwei Reihen einzeln so hintereinander, daß der Raum in der Mitte vor dem Sarge frei bleibt. Bei den Todesfällen der Griechen sind nur die leidenschaftlichen Ausbrüche des Schmerzes und das gräßliche Schreien der Frauen bemerkbar. Sie werfen sich auf den Todten, zerrausen sich die Haare, zerschlagen sich die Brust und ihre Wehklagen kann man weithin hören.

Die Monumente der Griechen und Armenier bestehen entweder nur aus einer horizontal liegenden Steinplatte, oder aus einem steinernen Sarkophage mit flachem, über die Wände ragenden Deckel. Alle sind mit Inschriften überladen und auf den meisten auch die Insignien des Gewerbes, zu welchem der Verbliebene gehörte, eingehauen. Auf einigen dieser Steine ist auch die gewaltsame Todesart eingehauen, durch welche die Verstorbene aus dem Leben schieden; z. B. ein Mann welcher erdroffelt wird, ein anderer der am Galgen hängt oder der knieend seinen abgeschlagenen Kopf in den Händen hält. Die darunter stehenden Inschriften haben auf die Todesart Bezug, welche als reiner Zufall betrachtet wird.

Dem großen armenischen und griechischen Friedhöfen in Pera gegenüber, stehen ganze Reihen Kaffeehäuser, und versammelt sich auf ihnen alle Abende das Publikum, um sich zu amüsiren. Besonders dienen sie aber zu den Volksbelustigungen an den griechischen Ostern. Es herrscht dann auf diesen Friedhöfen ein reges Leben, das unseren Volksfesten fremd ist. Tausende von Griechen, Armeniern, Türken und Franken vereinigen sich hier um tolle Streiche zu machen. Zelte werden aufgeschlagen, in denen man allerhand Lebensmittel feilbietet, alle Gräber und Leichensteine sind mit Neugierigen besetzt oder griechische Männer halten darüber ihre Sprungübungen, während andere auf gefüllte und glatt gemachte Delschläuche springen, Stangen und Bäume erklettern und dergleichen mehr. Allenthalben sind verschiedene Schaukeln aufgestellt, die oft unter der Last der Taumelsüchtigen ächzen, während auf den freieren Plätzen die Romaitka getanzt wird, wozu nur die große Trommel den Takt schlägt. Auffällig ist es, daß dieses Fest nur von Männern besucht wird.

Neben der Artillerie-Kaserne in Pera liegt der Kirchhof der Franken aller Religionssekten. Kein Baum beschattet ihn, und er ist der Beschädigung und Profanation durch den Pöbel am meisten ausgesetzt. Die Begräbnisse der Franken sind durchaus nicht feierlich und dem Ernst der Handlung angemessen. Die Verstorbene werden im Sturmschritt auf den Kirchhof geschleppt und ist das Kostüm der Leichenträger höchst unpassend, denn sie gleichen in ihren rothen Hosen, über welche lange plumpe Stiefel gezogen, und den hellblauen Röcken, deren Zipfel unter einem Gürtel verschürzt sind, zu sehr den Kosacken.

Man trifft hier geschmackvolle Denkmäler; Personen von allen europäischen Nationen ruhen hier friedlich neben einander, wenn auch die Adelligen, deren Wappen jedesmal auf dem Grabsteine ausgehauen ist, einen Vorzug genießen, indem sie von den übrigen Gräbern entfernt liegen. Daß dieser Friedhof von der Artillerie, deren Stallungen an denselben grenzen, zum Putzen der Pferde benutzt wird, ist bereits erwähnt; sollten sich aber die Ungläubigen einfallen lassen, einen türkischen Begräbnißplatz zu profaniren, dann haben sie von der Erbitterung der Türken Alles zu erwarten; es ist dies wohl der einzige Punkt, worin die Muselmänner keinen Spas verstehen, obgleich sie sich sonst von den Franken viel gefallen lassen. Der große Brand in Pera 1844 wurde nur dadurch veranlaßt, daß Franken einen Abzugskanal durch einen türkischen Begräbnißplatz leiteten, wofür die erzürnten Türken die benachbarten Häuser in Brand steckten.

Der Kirchhof der Juden hinter Hasiköi ist wo möglich noch kahler als der fränkische, liegt auch nicht in einer Ebene, sondern auf mehreren trocknen Hügeln, so daß er mit seinen zahllosen steinernen Denkmälern, in Form fünfeckiger Kasten, wie die Ruinen eines verwüsteten Fleckens erscheint.

Die ungeheuern Begräbnißplätze mit ihrem felerlich romantischen Aussehen, welches ihnen die schlanken, immer grünen, Cypressen, die oft eingefallenen, reich vergoldeten Denkmäler, mit ihren Inschriften und bunten Turbanen verleihen, sprechen gewiß jeden Reisenden an, und dürfte daher ihre Beschreibung hier nicht überflüssig sein.

## Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Orient als geeignetster Punkt zur Verwerthung unserer Gewerbs-Erzeugnisse und zur Auswanderung.

Deutschlands Industrie leidet allgemein bei dem Mangel eines überseeischen Absatzweges für ihre Erzeugnisse, denn ohne Marine und bei der überwiegenden Konkurrenz mit England und Frankreich, dürfte es kaum möglich sein, im Westen und Süden einen Weg für den Absatz zu erlangen.

Wenn jetzt in allen Ländern der Erde Europäer von allen Nationen zu finden sind, welche sich dort niederließen, sie bevölkern, anbauen und kultiviren; wenn auch die Manufakturen theilweise dort in höherem Flor sind als bei uns, wie z. B. in den nordamerikanischen Freistaaten, so bleibt doch immer noch ein großes, ergiebiges Gebiet für die Ausfuhr und den Absatz unserer deutschen Gewerbs-Erzeugnisse übrig, das uns näher liegt, noch nicht überschwemmt ist, und zu welchem grade für Deutschland vielseitige Verbindungswege offen stehen, und das ist der Orient.

Der Orient bleibt unstreitig hinter allen civilisirten Ländern in der Landeskultur und Industrie weit zurück, und wäre zum Absatz unserer Gewerbs-*Erzeugnisse* in jeder Hinsicht geeignet.

Die Orientalen sind träg und faul, lieben nur die Bequemlichkeit und sind daher zu einer fortwährenden Thätigkeit nicht geeignet. Ihre Bedürfnisse sind ihrem Charakter angemessen und ihre *Erzeugnisse* tragen den Stempel der Nachlässigkeit. Sie leben meist in Städten, treiben weder Ackerbau noch Viehzucht, und nähren sich vom Handel mit ihren Landesprodukten, welche in dem gesegneten Klima im Ueberfluß vorhanden sind und von den Bewohnern ohne Mühe gewonnen werden. Die Vegetation ist so üppig, daß es fast keiner menschlichen Nachhülfe bedarf, um einer reichen Erndte gewiß zu sein. Die Viehzucht beschränkt sich nur auf Erhaltung und Vermehrung, aber nicht Veredelung der Schafheerden, deren Fleisch den hauptsächlichsten Bestandtheil aller orientalischen Mahlzeiten bilden, und ruhen lediglich in den Händen einiger nomadirenden Stämme, welche das Land damit versorgen, aber andererseits den Grundbesitzern großen Schaden zufügen, indem ihnen das Gesetz gestattet, ihre Heerden überall weiden zu lassen, wo sie wollen, wodurch Bäume und Pflanzungen zerstört werden.

Nur die ärmeren Orientalen beschäftigen sich mit Gewerben, und wählen auch nur solche, mit denen keine große Körperanstrengung verbunden ist. Der Haupthandel ruht in den Händen der Europäer, doch sind es nur Colonial-*Manufactur*- und Kurzwaaren, welche sie einführen.

Bis vor wenigen Jahren konnten aber die Franken in den türkischen Provinzen kein Grundeigenthum erwerben, und war ihnen daher die Anlage von Fabriken weder möglich noch rathlich. Fränkische Handwerker sorgen für die Bedürfnisse der Europäer, ihre Zahl steht aber mit den übrigen Klassen in keinem Verhältniß und sie sind nicht im Stande, allen Anforderungen der Menge zu genügen.

Die geschicktesten Gewerbetreibenden in Constantino-  
pel sind Deutsche; sie werden vom Hofe und den türkischen Großen so vielseitig in Anspruch genommen, daß an Fertigung von Vorräthen zur Auswahl für das Publikum nicht zu denken ist. Hierzu tritt der große Mangel an Arbeitern, da das Wandern im Orient nicht gebräuchlich und mit bedeutenden Unannehmlichkeiten verknüpft ist.

Der europäische Fremde, welcher nach Constantino-  
pel oder in jede andere orientalische Stadt kommt, um längere Zeit oder für immer dort zu verweilen, wird daher staunen, wie theuer die nothwendigsten Gegenstände zu seiner Bekleidung oder Hauseinrichtung sind, welche dann immer noch viel zu wünschen übrig lassen. Namentlich sind es folgende Gegenstände, deren häufiger Bedarf, Kostenpreis und schlechte Beschaffenheit ihm den Mangel unserer Gewerbsartikel sehr fühlbar machen.

Tuch und fertige Kleidungsstücke werden dort drei- und vierfach theurer bezahlt als hier, da die Lieferung des Tuches den Schneidern überlassen bleibt, welche meist Juden und Pfuscher sind, bis jetzt nur eine Tuchfabrik in Klein Asien (in Brussa) besteht und seine

Tuche von Frankreich, elegante Kleidungsstücke aber von Wien, Paris und Pesth bezogen werden, die an diesen Orten, bei gleicher Qualität, schon doppelt theurer sind, als bei uns. Dasselbe gilt von Kürschnerwaaren, die sämmtlich von Armeniern gefertigt werden.

In gleich hohem Preise steht das Schuhwerk, da das Rohmaterial, wegen Mangel an Rindvieh, von auswärts bezogen werden muß, fränkische Gerber zur Verarbeitung desselben aber gar nicht vorhanden sind.

Leinwand fehlt gänzlich; die fertige Wäsche kommt meist aus Livorno, ist aus baumwollenen Stoffen gefertigt und wird sehr schnell abgenutzt.

Musikalische Instrumente aller Art bekommt man im ganzen Orient nicht, und muß man sich seinen Bedarf entweder mitbringen oder mit großen Kosten von Wien u. kommen lassen.

Sattler- und Riemer-Arbeiten sind theuer und gesucht, eben so würden fertige Wagen, welche meist von Paris bezogen werden, Absatz finden.

Unendlich viel andere Gegenstände, als: Uhren, Herren- und Damenhüte, Regen- und Sonnenschirme, Galanteriearbeiten, ja wohl alle Erzeugnisse, die sich nur zum Transport eignen, würden im Orient Absatz finden, da sie selbst in Städten wie Constantinopel, Smyrna, Alexandrien u. mangeln, um wie viel mehr in den Städten im Innern des Landes. Besonders wird aber der Bedarf dieser Gegenstände immer mehr steigen, da die Türken anfangen sich europäisch zu kleiden, abendländische Sitten und mit-hin auch Einrichtungen anzunehmen.

Bei dem Mangel an Rohmaterial ist es nicht zu

verwundern, daß alle Bedürfnisse so theuer sind, und es wird einleuchten, daß mit unsern Gewerbs- Erzeugnissen im Orient noch Geschäfte zu machen sind. Bisher führte man aus Deutschland von Böhmen nur Glaswaaren, von Preußen Bernstein ein; letzterer verschwindet allmählig aus dem Handel, und es wäre wünschenswerth, wenn dafür andere Artikel hingebracht würden, und dies müßten unsere Gewerbs- Erzeugnisse sein. Sie unterliegen, da sie keine Rohproducte mehr sind, dort keinem Eingangszoll, und die regelmäßigen Course der österreichischen und türkischen Dampfschiffe nach den Häfen des schwarzen- Marmor- und mittelländischen Meeres, muß die Verbreitung dieser Gegenstände sehr erleichtern, um so mehr, als die Waaren per Eisenbahn nach Wien und auf der Donau direct nach Constantinopel gebracht werden können, und die von allen Seiten verlassene türkische Regierung einer neutralen Macht zu Handelsverbindungen jeden möglichen Vorschub leisten würde.

Dortige Handwerker würden gern geschmackvolle Artikel an sich kaufen, und noch bei niedrigeren, als den üblichen Preisen bedeutend beim Wiederverkauf gewinnen.

Um nun auch die schönen Seiten der Türkei für Auswanderer anschaulich zu machen, lasse ich hier ein Paar Stellen aus Charles White's Werk: „Häusliches Leben und Sitten der Türken,“ wörtlich in der Uebersetzung von Alfred Reumont folgen, um meinen Ideen mehr Nachdruck zu geben.

„Die Türkei erzeugt selbst jetzt mehr, als sie verbraucht: Getreide, Obst, Del, Wein, Salz, Steinkohlen und Kupfer werden in Menge und von vorzüglicher

Güte gewonnen; ein mildes Klima gestattet ununterbrochene Arbeit, zahlreiche Flüsse erleichtern die Bewässerung, unabsehbare Weiden bieten Mittel zur Verbesserung der Wolle und die schönsten Maulbeer-Bäume zur Erzeugung der feinsten Seide dar, die Wälder an den Abhängen der Berge liefern das trefflichste Bauholz — mit einem Worte, es fehlt nichts als ein vernünftiges Kultur-System und vor Allem Beschützung und Ermunterung der Ackerbau-Bevölkerung. Und wollte die Pforte ihre unpolitischen Ausfuhr-Zölle herabsetzen, die Einführung und Benutzung fremder Kapitalien und Industrie unterstützen, die Landstraßen und Kommunikations-Mittel verbessern, die Grundbesitzer gegen die übermäßigen Bedrückungen der Lokal-Behörden schützen und die Verbesserungen im Anbau durch Prämien belohnen: so würde das Land so viel Getreide, Del, Baumwolle, Seide und Wolle erzeugen, daß es ganz Europa damit versorgen oder doch jedenfalls den Unterschied zwischen Ein- und Ausfuhr zu seinen Gunsten wenden könnte.“

Diese frommen Wünsche sind theilweise schon realisiert, namentlich haben die Europäer im Orient in den letzten Jahren so umfassende Concessionen erlangt, daß sie jede Anlage im Gebiete der Landeskultur mit Erfolg unternehmen können. Ferner schreibt der Oberst White:

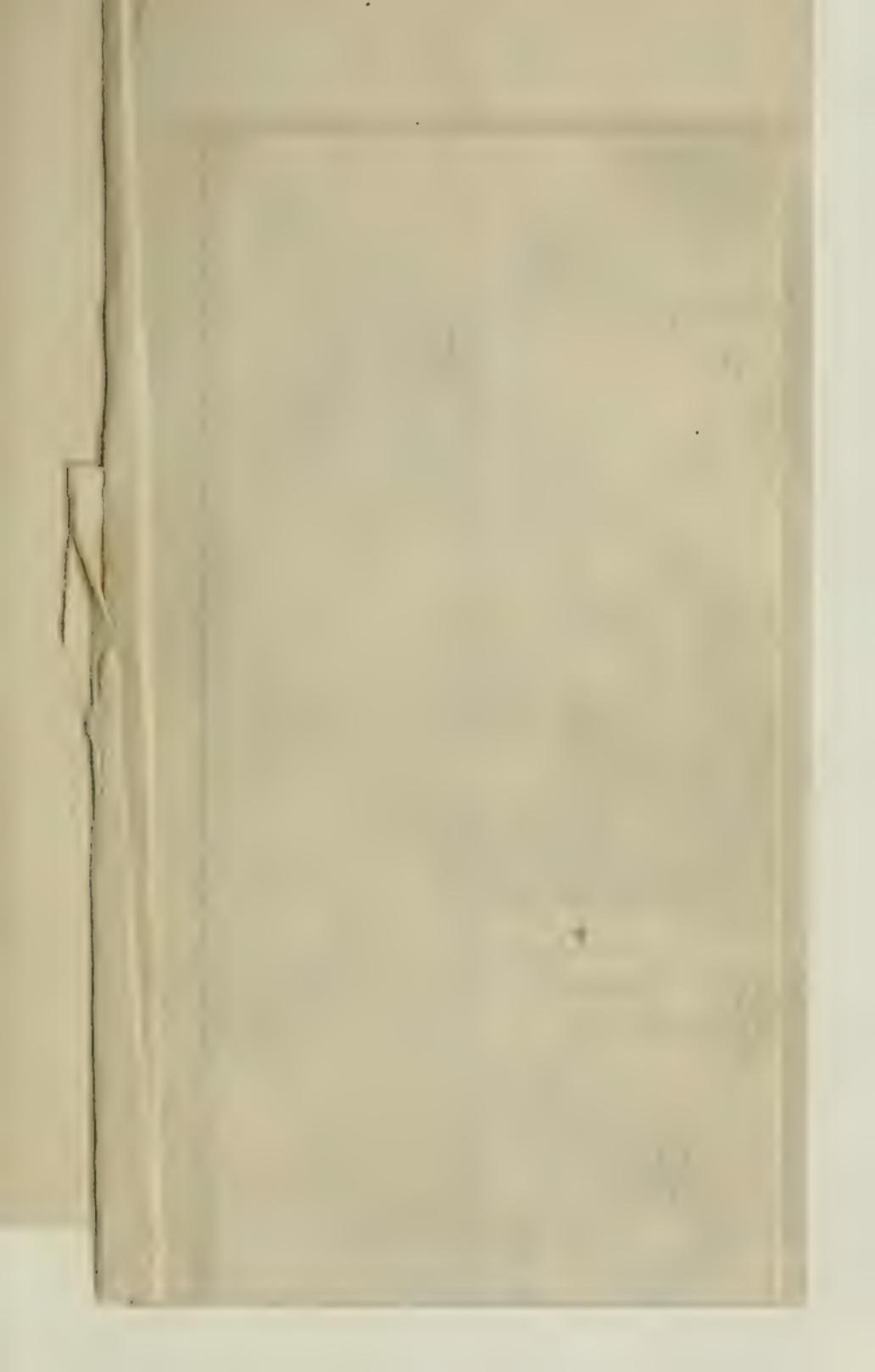
„Der Mineral-Reichthum des osmanischen Reichs ist als unerschöpflich zu betrachten, und es bedarf nur der Kapitalien und der Unterstützung von Seiten der Regierung, um den größten Gewinn daraus zu ziehen; freilich müßten dann aber auch die auswärtigen Intriguen aufhören. Die einzigen Minen, welche gegenwär-

tig gut bearbeitet werden, sind die des Distrikts von Tokat, wo, in Folge eines Vertrages mit dem Wiener Kabinette, österreichische Bergleute verwendet werden. Kupfer, Eisen, Galmei u. s. w. kommen hier und anders wo in Menge und von der besten Güte vor. Kupfererz-Gänge finden sich an mehreren Punkten bei der Hauptstadt, z. B. an den Nordabhängen des Rosenthales. Man begnügt sich indeß mit dem, was sich an der Oberfläche befindet und macht keinen Versuch, tiefer einzudringen.“

Die auswärtigen Intriquen haben für die Türkei nicht nur nicht aufgehört, sondern sind von Jahr zu Jahr gestiegen; dies ist aber kein Grund sich von einer Ansiedelung daselbst abschrecken zu lassen, denn eben dadurch erlangen die Europäer dort immer neue Concessionen, die ihrem Unternehmen günstig sind, und ist erst die Türkei getheilt, dann dürfte es schwieriger sein, dieselben Vortheile zu erlangen, als sie die gegenwärtigen Verhältnisse gestatten.

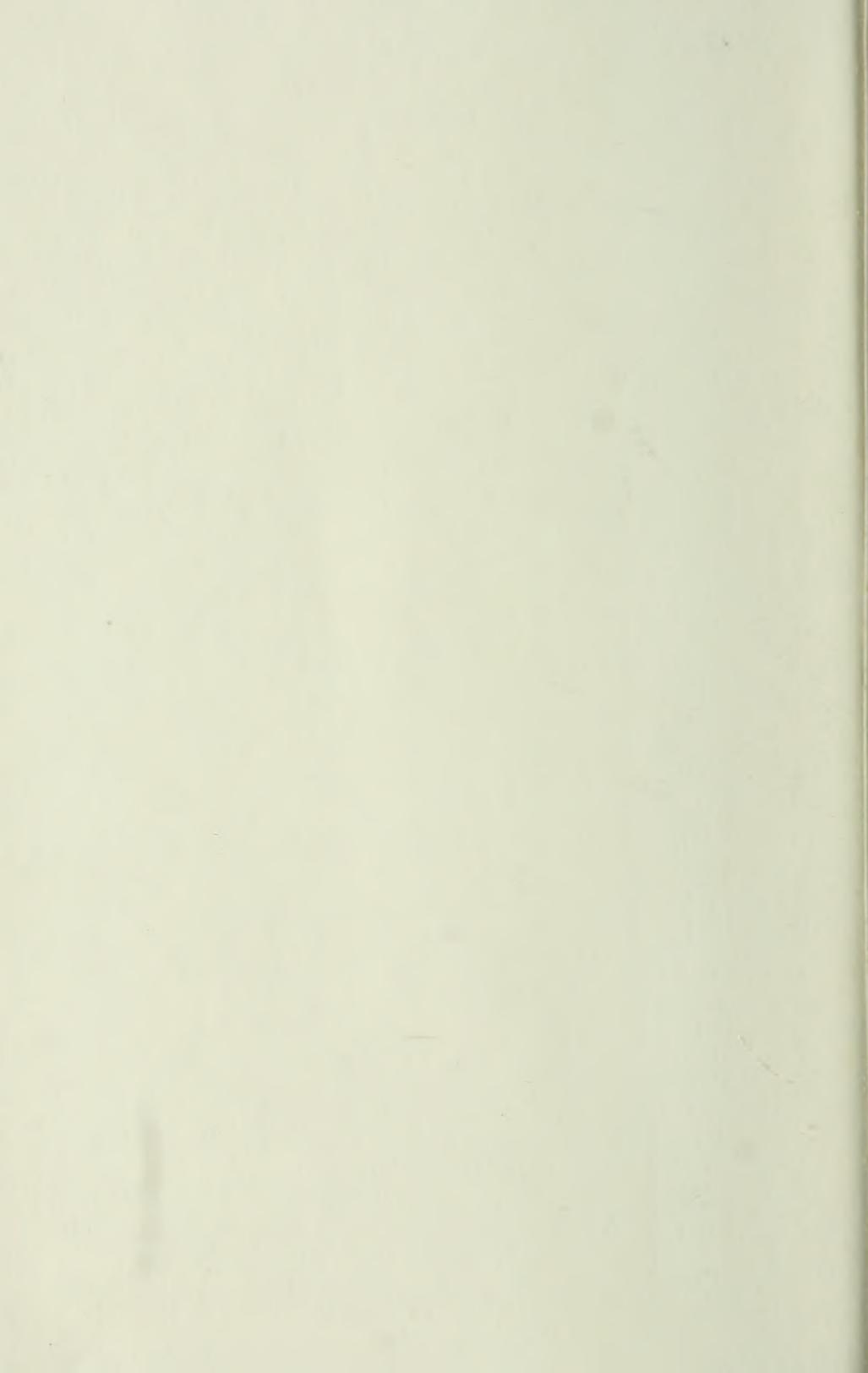
Und hiermit nehme ich Abschied von meinem freundlichen Leser mit der Bitte: meinen kleinen Wegweiser möglichst nachsichtig zu beurtheilen.

— 110 —









NOV 22 1972

PLEASE DO NOT REMOVE  
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

---

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

---

DR  
721  
F5

Fliegner, Ferdinand  
Bilder aus Constantinopel

UTL AT DOWNSVIEW



D RANGE BAY SHLF POS ITEM C  
39 10 10 05 01 003 9